

THE BEQUEST OF

HENRY WARE WALES, M. D.,

OF BOSTON.

(Class of 1838.)

Received 10 September 1857.

Patmakhanda.

Zweiter Theil.

Patmakhanda.

Lebens- und Charakterbilder

aus

Indien und Persien.

Von

Erich von Schönberg.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

1857. Sept: 10.

Wales Bequest

Inhalt.

Seite

Blick auf Alt-Dehli.

Wenige Städte dürften von der rauhesten Hand des Geschickes so berührt worden sein als Dehli. Wie oft sah es Vernichtung durch Feuer und Schwert über sich verhängt, wie oft die Bauten seines Stolzes der Verheerung preisgegeben! Armeen, Völker bereicherten sich durch seine Plünderungen, seine Einwohner, niedergemetzelt und fortgeführt zu Tausenden, sehen wir gleichwol die Stadt immer von Neuem wieder ersteigen und Reichthum und Wohlstand sich verbreiten unter seinen Bewohnern, so daß meist nach kurzer Zeit schon die neue Stadt eine Größe erlangt, die den größten Städten Indiens gleichzustellen. Darf man auch nicht sagen, daß Dehli sich von jedem Falle nur um so glänzender erhob, hier wo uns die unsern Blicken sich bietenden Spuren der ältern Bauten ein Bild des Glanzes und des Ruhmes Alt-Dehlis geben, so gehört doch die jetzige Stadt Dehli oder Jehanabad wie zu den größten, auch zu den schönern Städten Indiens; seine breiten schönen Straßen, sein Reichthum an Wasser, Gärten

und größern öffentlichen Gebäuden zeichnet es vor andern Städten Indiens aus; doch verlassen wir die neue Stadt und ihr reges Leben und wandern hinaus nach dem alten eigentlichen Dehli, nur einen kurzen Ueberblick nehmend über dessen alte Monumente, deren Ausdehnung von der dermaligen Stadt Jehanabad, oder gewöhnlich jetzt wieder Dehli genannt, bis zu der Kutub-Minare, einen schwachen Tagemarsch, sieben Cos gerechnet wird, und von dem es sprachgebräuchlich in den Beschreibungen heißt „bedeckt mit seinen Ruinen eine Fläche so groß als London", gegen welche Annahme ich auch nichts weiter einzuwenden habe. Der Eindruck, den diese uns hier umgebende Fläche macht, ist für den Freund alter Monumente gewiß ein höchst befriedigender. So weit das Auge reicht, Kuppeln, Mauern, Schutthügel, immer schöner und schöner sich uns zeigend, voller Abwechselung, hier ganz verfallen, dort mehr erhalten; andere, die man mit weniger Reparatur jede Stunde wieder zu einem äußerst wohnlichen Aufenthalte umschaffen kann; Kolosse der menschlichen Baukraft, wie viele Steine waren nöthig um diese Gebäude zu errichten und wie viele Schweißtropfen um diese massigen Steine unter dieser heißen Sonne hier herbeizuschaffen und aufeinander zu bauen! Wohin wir uns wenden, finden wir Gebäude, die ihrem Meister Ehre machen, alle mehr oder weniger in demselben Stile erbaut, dem man in Indien in den Patanenbauten meist begegnet, einfache, ernste Bauten, das in Indien — oder

wollen wir seiner mohammedanische Bauten beisetzen — was der altdeutsche Stil in Europa ist. Die Wohngebäude Alt-Dehlis, nur leicht gebaut, mehr auf Räumlichkeit als auf Haltbarkeit und Festigkeit berechnet, sind so zu sagen spurlos verschwunden, dagegen die Moscheen und Grabmäler, wie die Festungen, erhalten. Ehemals muß die ganze Fläche einen reizenden Anblick gewährt haben, indem man sich nach der Angabe die ganze Ebene von einer Menge einzelner Hofburgen geziert vorstellen muß mit den dazwischen liegenden Moscheen und Grabmählern, diese ganze Ebene zwischen ihnen angefüllt oder ausgefüllt mit den Wohnungen der Handwerker, Beamten, Kaufleute, Sipahis und was dergleichen mehr. Abulfazel nennt uns unter einer Anzahl jener Forts oder Hofburgen zuerst das Fort von Radja Peshowra mit vielen Säulen, wo noch die Sultane Katebeddin und Shamseddin residirten; unter den übrigen die Hofburg Sultan Mohon's mit ihrem herrlichen Palaste und dessen tausend Marmorsäulen u. s. w. Ferner eine große Anzahl von Grabmälern geehrter religiöser Personen und Fürsten, worunter das von Ackbar seinem Vater Humayum erbaute Mausoleum, wie viele andere Leute damaliger Zeit sich hier Grabmäler errichteten. Von vielen dieser Schlösser und Mausoleen sind noch Ueberreste erhalten, andere sind ganz verfallen, doch belohnend bleibt die Fläche für die Zeit von einigen Tagen vollkommen jedem Be-

sucher, namentlich dem, der sich für diese alten Patanenbauten interessirt.

Von dem Schlosse Feroz, was nicht weit von der jetzigen bewohnten Stadt liegt, möchte ich besonders noch einer Säule Erwähnung thun, die meine Neugier und Verwunderung erregte. Dieselbe ist nicht stark im Durchmesser, dabei über 50 Fuß hoch und aus einem Stück gefertigt. Hinsichtlich dieser Säule versicherte man mir, daß dieselbe gegossen sei aus Stein und pflegten von derselben, da sie bei den Hindus, die ihr ein hohes Alter zuschreiben, in großen Ehren steht, einzelne Kleinigkeiten gearbeitet und auf dem Bazar verkauft zu werden. Die Masse sieht vollkommen dem Granit gleich und ich kann mich noch nicht recht überzeugt halten, daß die Säule gegossen sein soll, mir sieht dieselbe, wie ein schöner Stein aus; doch behaupten die Leute es hier beharrlich, ich weiß nicht auf welchen Grund hin. Ich sah mir die Säule genau an und möchte fast glauben, daß man die Stücke, die man als von der Säule herrührend angibt, von andern Säulen abschlägt, denn wenn dieselben auch der Masse der Säule gleich erscheinen, so sieht man an der Säule doch keine Spur, daß viel davon abgeschlagen wäre und ist ihre Höhe auch eine solche, daß Niemand ohne Leitern dazu kann, wenn er nicht ein besonders guter Kletterer ist. Die Leute, die mir die Echtheit des Steins einstreiten wollten, gaben übrigens an, sie würfen mit andern Steinen so lange oben nach

der Säule, bis ein Stück abspringe, doch scheint mir dies ebenso unsicher zu sein, als die Angabe, daß die Säule gegossen wäre. Ist dieselbe übrigens nicht gegossen, so muß man bewundern, wie sie so lang bei diesem geringen Durchmesser transportirt werden konnte.

Kutub-Minare.

Der interessanteste Theil des alten Dehli ist offenbar die Kutub-Minare; dieselbe ist so vielfach genannt als eines der Hauptbauwerke Indiens, daß es keiner Beschreibung derselben bedarf, um den Leser damit bekannt zu machen, nur möchte ich hier Einiges erwähnen von dem Streite zwischen den Hindus und Mohammedanern hinsichtlich der Nationalität der Säule. Ein jeder Theil macht auf dieselbe Ansprüche, als rühre sie von seinen Glaubensbrüdern her. Die Mohammedaner geben an, daß dieselbe von Kutub errichtet sei; Andere halten sich an die Inschrift, die sagt, daß sie während der Regierung des Sultan Shamseddin-Altumsch zu Anfange des 13. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erbaut worden sei (H. 607—629), der der zweite Nachfolger von Kutubeddin-Ibek war, und nehmen schon als einen hinlänglichen Beweis an, daß die Verzierungen an derselben arabische Inschriften sind in Versen aus dem Koran, und daß sie übrigens ganz der Form einer Minare entspreche, was sie gewesen sei, correspondirend mit einem andern Fundamente, das in entsprechender Entfernung zur

Seite gelegen. Nebenbei weisen die Mohammedaner hin auf die große Fronte einer großen Moschee, die nächst hinter dieser Kutub und dem erwähnten Fundamente liegt. Dieses Fundament ist aber ein späterer Bau und die Moscheefronte desgleichen, der nie zur Vollendung gediehen ist; so prachtvoll und vortrefflich derselbe begonnen wurde, den ich die schönste Steinhauerarbeit nennen möchte, die ich in Indien gesehen habe, so reich, so schön verziert und so überaus fein ist die Ausarbeitung, von dem man übrigens auch angibt, daß derselbe erst unter Aurangzeb erbaut worden sei.

Die Hindu dagegen erzählen, daß die Kutub, wie sie im Volksgebrauch heißt, ein Bau sei, den der Hindu-Radja Peerthy-Radj habe erbauen lassen, zu einem Platze seiner Verehrung, und zwar von dieser Höhe, um von derselben den heiligen Ganga zu sehen, und sei er jederzeit hier hinaufgestiegen, um hier seine Mahlzeit zu verzehren, wie erwähnt, im Angesicht des Ganges. Daß die Säule aber mit arabischer Schrift bedeckt sei, so behaupten sie, daß die Mohammedaner nach der Eroberung Dehlis den Tempel, der sich hier gefunden unmittelbar unterhalb der Säule und zu dem der Thurm gehört habe, zerstört, den Thurm aber verschont hätten wegen seiner Schönheit, und so die Idee gefaßt, ihn zu einer Minare umzugestalten, und aus den Trümmern des Tempels eine Mosjid zu bilden. Damals sei der Thurm mit Verzierungen im Geschmacke der Hindu bedeckt gewesen,

diese habe man abgearbeitet und die arabische Schrift eingehauen, was bei dem Material, ein feiner Sandstein, aus dem der Bau errichtet, allerdings leicht ausführbar. Als Hauptbeweis ihrer Angabe aber, daß dieser Thurm den Mohammedanern seine Entstehung nicht verdanke, führen die Hindu an, daß die Eingänge in den Thurm und die Austrittsthüre auf die Galerie jederzeit nach den Himmelsgegenden Abend und Morgen gerichtet seien bei allen Minarets, wo der Molla, der Gebetrufer, an der Thüre stehend nach dem Aufgange der Sonne sehen kann; wogegen hier diese Eingangs- und Austrittsthüren auf Nord und Süd passen, aber schlechterdings nicht nach Abend und Morgen. Sie fügten auch noch nachträglich bei, man sehe, daß die Mohammedaner dergleichen Baue nicht vollbringen könnten, sonst würden dieselben jene andere Minare, von der man sagt, sie sei von Ackbar begonnen worden, auch erbaut haben, die man eben nur zu erbauen versucht und aufgegeben habe.

Den Tempelhof, der nächst der Kutub sich ausbreitet, muß übrigens einst ein überaus schöner Tempel geziert haben, wie die sehr schönen und zierlichen, noch erhaltenen Steinhauerarbeiten zeigen. Die Lage des Ortes der Kutub ist schön und genießt man von ihr eine reizende, umfassende Aussicht auf die umliegende Gegend, wie bis nach der dermaligen bewohnten Stadt nach dem Jumna hin.

Gulam-Muhyiddin und Whares-Khan.

Nach der Ermordung Scheer-Singh's waren in Kaschmir zwei Parteien, der Gouverneur Schaykh Gulam-Muhyiddin stand nicht nur im Verdacht, sondern war ziemlich anerkannt ein Werkzeug Gulab-Singh's, der Commandant des Forts, Whares-Khan, dagegen hielt an seiner Pflicht und stand auf der Seite der Regierung. War das Verhältniß Beider schon bei Lebzeiten Scheer-Singh's ein feindliches gewesen, so nahm es nach jener Katastrophe den Charakter einer offenen Feindschaft an. Der Gouverneur verlangte von dem Commandanten die Uebergabe der Festung, die dieser verweigerte. Es kam hierauf eine Ordre von Lahore, daß das Fort dem Gouverneur übergeben werden sollte. Der Commandant erklärte jedoch, daß er durchaus nicht geneigt sei, dieser Ordre Folge zu leisten, er schlage vor, daß ein glaubwürdiger, zuverlässiger Mann von seiner Seite und einer von Seiten des Gouverneurs nach Lahore geschickt werde, und wenn diese ihm die Ordre brächten, das Fort zu übergeben, so wolle er es thun, doch nicht eher. Desgleichen erklärte er, daß er außerdem das Fort

nicht eher übergeben werde, als bis die Regierung von Lahore sich als bestehend erwiesen habe, und nicht jetzt in dieser Zeit des Raulas (Wirrwarrs). Ich nannte diese Erklärung sehr weise, doch die Offiziere in Kaschmir behaupteten, dieselbe sei nichts weniger als weise und dabei schielte man seitwärts nach dem Fort hinüber, als ob man von da drüben etwas Unangenehmes befürchte. Was nicht ein paar Kanonen Alles vermögen! Hier hielten einige wenige eine ganze Stadt in Angst und Schrecken, den Gouverneur á la tête.

Das Fort enthielt übrigens nur einige kleine Kanonen und ließ so der Commandant in aller Eile erst ein größeres Stück anfertigen, was von sehr ansehnlichem Maße sein sollte. Dies Stück war aber noch nicht fertig und die Arbeiter, welche die Kanone fertigten, wohnten in der Stadt. Der Gouverneur hatte sich nun ausgerechnet, daß ohne Arbeiter eine Arbeit unmöglich vollendet werden könne und um somit die Gefahr, die große Kanone sprechen zu hören, zu umgehen, ließ der Schaykh Sahab keinen Arbeiter mehr aus der Stadt nach dem Fort gelangen. Um nun aber sicher zu sein, daß der Commandant nicht bei Tag oder bei Nacht herabschicke und die Arbeiter gewaltsam rauben und entführen lasse, so ergriff der Gouverneur den sichersten Weg, indem er sämmtliche Metallarbeiter und Schmiede der Stadt einsperren ließ, angebend, weil sie an der Kanone gearbeitet hätten. Die Zeit dauerte nun aber denn doch zu

lange und da manche Metallarbeit nöthig war, wurden die Arbeiter zwar wieder entlassen, aber ihre Werkstätte wurde innerhalb des Statthalters Wohnung verlegt, weil, wie gesagt, anderen Falles, sofern sie in ihren Häusern gearbeitet hätten, sie von den Leuten Whares-Khan's in das Fort geholt worden sein würden. Des Nachts schliefen nun aber die Metallarbeiter und Schmiede wieder zu Hause. Natürlich hatte Whares-Khan genaue Bekanntschaft in der Stadt und wußte somit recht gut die Leute, die er brauchte, bei Nacht zu finden und nach dem Fort schaffen zu lassen, und die Kanone war bald ihrer Vollendung nahe, ein Ereigniß, woran die ganze Stadt Theil nahm und was damals vielfach Stoff zu dem Tagesgespräche bot, da man im Geiste schon, die Kugeln herab nach der Stadt dirigirt sah, wobei ein unheimliches Gefühl außer dem Schaykh Sahab alle Nachbarn der Umgebung von dessen Wohnung beherrschte.

Der Schaykh Gulam-Muhyiddin gegenüber offenbar ehrenwerthe Charakter Whares-Khan's, der getreulich bei seiner rechtmäßigen Regierung verharrte, hatte mich für ihn eingenommen, und da er, nach den ihm aus Lahore zugegangenen Nachrichten später das Fort übergab, so hatte ich beschlossen mit Whares-Khan nach Lahore zu gehen, indem dieser 200 Mann Reiterei als seine eigene Leibwache mit sich nahm, die jedenfalls mehr Sicherheit waren, als die Mannschaft, die mir beigegeben zur Bedeckung, und alle

Nachrichten, die wir aus dem Penjab erhielten, lauteten dahin, daß die Unsicherheit daselbst groß, namentlich aber diese durch das Militair selbst hervorgerufen worden war. Gemäß dieser Ansicht mit Whares-Khan zu gehen hatte ich mit diesem Rücksprache nehmen lassen und derselbe war auch bereit dazu, und ließ mir zusagen, Alles meinen Wünschen gemäß zu thun; doch als der mir von der Regierung in Lahore beigegebene Mehmendar Chunnilahl davon gehört und den Gouverneur Gulam-Muhyiddin von meiner Absicht unterrichtet hatte, wurde mir sofort die Weisung zugesendet, wie Schaykh Sahab nicht wünsche, daß ich mit Whares-Khan gehe. Meine Erwiederung war, daß ich wünsche Schaykh Sahab sei mit meiner Ansicht über die Weise meiner Rückreise einverstanden, doch daß ich, da dies nicht der Fall, nichts Anderes thun könne, als dies bedauern. Diese Art der Verhandlung hatte sich einige Zeit fortgesetzt, bis denn endlich der beauftragte Zwischenträger, mein Jemidar Chunnilahl, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, des tiefsten Geheimnisses, mit der Erklärung herausrückte, daß ein Brief an Radja Gulab-Singh von Schaykh Sahab gerichtet worden und dieser ihm, Chunnilahl, vorgezeigt, von ihm gesehen worden, nach welchem letztern Schaykh Sahab als Erwiederung anbefohlen, so und so mit Whares-Khan zu handeln; ferner, daß Schaykh Sahab erklärt, er habe besondere Befehle, mich nicht mit Whares-Khan gehen zu lassen; endlich, da auch dies

meinen Entschluß nicht änderte, so erklärte er mir, daß Whares-Khan zufolge Gulab-Singh's Befehl auf dem Wege, ehe er die Ebene erreicht, niedergehauen werden solle nebst allen seinen Leuten. So wenig ich Chunnilahl irgend Hoffnung auf Beachtung seiner Vorstellung aufkommen ließ, so war diese Mittheilung doch ein hinlänglicher Grund, um meinen Entschluß zu ändern, sofern die Sache wirklich sich so verhielte; doch ob, was er mir mitgetheilt, Lüge oder Wahrheit sei, dies war dermalen schwer zu entscheiden. Das Ganze trug freilich nur zu sehr das Ansehen und den Charakter der täglichen Ereignisse hier, als daß man es unwahrscheinlich nennen konnte. Natürlich versuchte ich Whares-Khan, ehe ich Kaschmir verließ, von dieser Mittheilung in Kenntniß zu setzen, doch war es meinem Abgesandten nicht möglich gewesen, infolge des auffallenden Benehmens Whares-Khan's, wie sich mein Vertrauter ausdrückte, diesem die Mittheilung zu machen und vermuthe ich, daß Whares-Khan sich in seiner Umgebung nicht sicher genug gefühlt habe, um meinem Vertrauten sein Vertrauen zu zeigen; ich theilte hierauf Ahed-Schah, dem mohammedanischen Pir von Kaschmir, der in seinen Angelegenheiten mit dem Gouverneur meine Vermittelung in Anspruch genommen hatte, die Sache mit, welcher als ein Freund Whares-Khan's nicht verfehlen wollte, diesem das Nöthige zur Kenntniß zu bringen, und bat ihm Whares-Khan zu sagen, was mich veranlaßt habe, meine Reise von Kaschmir aus

ohne ihn zu beginnen, daß ich jedoch immer bereit sein werde, ihn im Verlaufe des Weges zu finden; ein Ausweg unter diesen Verhältnissen, den er mir selbst hatte vorschlagen lassen, als er in Erfahrung gebracht, daß Schaykh Sahab mich verhindere mit ihm zu gehen.

Jagdexcursion nach Kaverbarra.

Zu einem Jagdversuche auf Bären hatte ich von Islamabad nach Perguna Kaverbarra, in dem Thale liegend, in welchem die Hauptstraße nach Ladaka führt, mich begeben. Der Kharidar dieses Districts schien äußerst erschrocken über den ehrenden Besuch, der seiner Perguna zu Theil geworden, und wenn er bisher die Bären nicht gehaßt, so bin ich überzeugt, daß er sie alle weit von sich wünschte, um eines solchen unerfreulichen Jagdbesuchs überhoben zu sein. Sehen der Kharidar und Thanadar, wie alle Beamte dieses Landes, dergleichen Besuche auch nur mit Schmerzen kommen, so ist dies ein anderer Fall für den gemeinen Mann. Diese Leute freuen sich schon einestheils, daß Der, der sie das ganze Jahr peinigt, nun auch einmal leiden muß, und Der, vor dem sie nur kriechen dürfen, nun auch einmal kriechen muß; anderntheils ist es ihnen lieb, Gelegenheit zu einem kleinen Nebenverdienste zu finden, den das Gouvernement nicht controliren, wenigstens ihnen nicht verkürzen kann, wiewol dieser Verdienst im Ganzen nur Wenige trifft. Der Kharidar und die übrigen Personen der Gewalt

versicherten und schwuren wiederholt, daß an keinen Bären hier zu denken und daß ihnen noch nie ein dergleichen Thier hier zu Gesicht gekommen sei; gleichwol konnte mich dies Alles nicht bestimmen, meinen Versuch unversucht aufzugeben und nicht zu sehen, was an der Sache wahr und was erlogen sei. Die Localität eignete sich hier offenbar weit besser als in Schahabad, wo ich vor Kurzem einen ähnlichen erfolglosen Jagdversuch gemacht, um auf einen günstigern Erfolg zu rechnen, da hier das Holz weniger zusammenhängend war, wenigstens in den niedern Hängen der Berge, und so Treiben vorgenommen werden konnten. Zwei Tage lang hatte ich die lügenhaftesten Nachrichten und Ausflüchte — wie immer in Kaschmir — zu bekämpfen; nachdem dies abgemacht, schoß ich einen Bären. Dies veränderte die ganze Scene; schien man anfangs gleichsam mit Blindheit geschlagen, so war man jetzt zu Hellsehern geworden, denn man wußte nun in jeder Richtung Bären und konnte den kommenden Tag kaum erwarten, um alle diese Thiere erlegt zu sehen. Man war überzeugt, daß, nachdem dieser Bär so leicht geschossen worden, allenthalben Bären sein müßten, und versicherte mir dies wiederholt. Doch fielen die Versuche des nächsten Tages ganz leer aus, wiewol 40 Treiber mit Peitschen und Stöcken, von dem Kharidar und dessen Bütteln angetrieben, ihr Möglichstes thaten.

Der Bär, den ich am Tage vorher schoß, war einer der großen schwarzen Bären, mit weißem Sterne

auf der Brust, wie dieselben auf den Hochbergen dieses Theiles des Himalaya vorkommen, und der größte, der mir oder irgend einem der Anwesenden zu Gesicht gekommen war. Außer diesen schwarzen Bären mit weißer Brust findet sich hier eine Art mit mehr semmelfarbener Brust, der etwas kleiner ist als jener, und dann ein rother Bär von der Farbe der rothen Füchse, der gleichfalls groß ist und ein dichteres, feineres Haar zeigt, als der schwarze große Bär. Der Bär war gut geschossen gewesen, indem ich ihm, als er etwa 80 Schritte von mir vorbeitrollte, zwei Kugeln unmittelbar hinter das Blatt geschossen hatte, sodaß an einen Angriff seinerseits nicht zu denken war und er eben nur soviel Zeit fand, um etwa 35 Schritte weiter zu gehen in dem Thale, wo er unter dem Schutze der Aeste des Holzwuchses und des Rasens eines überhängenden Randes verendete. Als die Leute an mir vorüber und an den Bär kamen, waren sie auf einen Ruf schnell zusammen und schlugen mit einem male mittels ihrer langen Stöcke auf den nicht todt geglaubten Bären ein, daß man ihr Klopfen mit dem Dreschen auf einer Tenne hätte vergleichen mögen. Wäre er nicht todt gewesen, so glaube ich doch kaum, so heftig auch die Schläge fielen, daß er dadurch würde getödtet worden sein.

Nachdem ich bereits mehre Länder gesehen, habe ich doch nirgend ein treueres Bild der alten Zeit hinsichtlich der Behandlung der Menschen gesehen, als hier in Kaverbarra bei dieser Veranlassung. Wie wir

aus den alten israelitischen Nachrichten hören und auf den alten Bauten Aegyptens dargestellt sehen, wie die Menschen zur Arbeit getrieben wurden durch Peitschen und dergleichen, so sehen wir hier die Hand des Menschen gegen den Menschen erhoben, und man sieht, was die Gewohnheit dabei thut, denn keiner von diesen Leuten scheint andern Betrachtungen dabei nachzuhängen als denen, die durch die körperlichen Empfindungen hervorgerufen werden. Diese Reihe von 40 Treibern wurde bald im Ganzen, bald in einzelnen Theilen von dem Büttel umhergetrieben wie eine Heerde Vieh, indem er hinten nachging und auf den Letzten oder irgend einen ihm gerade Erreichbaren aufhieb. Dazu aber führen die Büttel eigenthümliche Peitschen, die von Leder, nach Art eines russischen Kantschu, geflochten sind, nur etwas weicher, d. h. fügsamer, und in der Länge von 1½ Fuß sich in zwei, drei, vier und mehr Theile trennen, deren jeder vorn einen Knoten hat; der Stiel ist etwa 1½ Fuß lang. Diese Peitschen werden von den Dienern des Kharidar, d. h. den niedersten Dienern der Gewalt, stets im Gürtel getragen und bei Gelegenheit ohne irgend weitere besondere Veranlassung gebraucht, eben wie der Treiber von Vieh seine Peitsche braucht, nur weniger vorsichtig, da der Treiber fürchten könnte, daß sein Vieh ihm davon laufe, was hier nicht zu befürchten ist. Dabei ist man übrigens nicht sehr eigensinnig und schlägt in Ermangelung der Peitsche auch ebenso gern, wie es scheint, mit dem ersten besten Stocke zu.

Ich kann wol sagen, daß mir, bei aller Vorliebe für praktische Lebensanschauung, diese Behandlung im höchsten Grade widerlich war, doch hier schien es so eingeführt, man wußte es von beiden Theilen nicht besser und ich konnte nicht verlangen, daß man in meiner Anschauungsweise die Sache ansehe. Mir schien als einziger Ausweg, diese antike Behandlungsweise wenigstens für den Augenblick zu beseitigen, die Instrumente auf friedliche Weise den Händen der Büttel zu entwinden, indem ich sämmtliche vorhandene Peitschen als Curiosa aufkaufte. Zum Glück war der Vorrath an denselben nicht groß, und somit wäre die Sache vollkommen gelungen, hätte man nicht den ersten besten Stock als Ersatzmittel gewählt; dabei blieb aber der Vortheil, daß der Stock den Händen nicht so geläufig war als die Peitsche und so jedenfalls wenigstens eine Erleichterung für die nackten Schultern der Empfänger erreicht wurde.

Die Akhbar-Navis.

Es ist der Gebrauch, daß alle Diejenigen, die in Verbindung und Verkehr mit den indischen Regierungen stehen, bei diesen ihre Neuigkeitsschreiber (Akhbar-Navis) haben. Diese Akhbar-Navis sind in ihrem Dienste Gesandten gleichzustellen; sie berichten ihrem Herrn Alles, was am Hofe vorgeht, namentlich was auf diesen Bezug hat; ferner übergeben sie alle Schreiben von ihrem Herrn an die Regierung und unterhandeln im Interesse ihres Herrn mit derselben. Diese Akhbar-Navis sind nächstdem von der Regierung, bei der sie beauftragt, anerkannt, werden von dem Herrn vorgeschlagen und nach Befinden angenommen oder der Wunsch geäußert, daß ein anderer Akhbar-Navis gewählt werden möge.

Daß die Akhbar-Navis bei Leuten von Einfluß in Geschäften sehr gewichtige Personen sind, liegt zur Hand und ebenso auch, daß dieselben großen Einfluß ausüben können, ja ein gewisses Bestechungssystem ist meist mit der Stellung des Akhbar-Navis verbunden. Vorerst suchen dieselben unter sich selbst Nachrichten herauszulocken, die dann oft nach Befinden verkauft

werden; nächstdem empfangen sie oft ihre regelmäßige Zahlung von der Person, bei der sie im Interesse ihres Herrn angestellt und beauftragt sind, und anstatt daß der Herr einen Diener hat, der die Geheimnisse des Hofes ihm zuträgt, ist dies gerade der entgegengesetzte Fall und die Geheimnisse des Herrn sind verrathen oder dieser wird wol gar durch den Akhbar-Navis irregeführt. Von Personen, wo es darauf ankommt, wie z. B. bei den Sirdars des Penjab in deren Stellung zu dem Hofe des Maharadja, sind meist verschiedene Akhbar-Navis bezahlt, wozu aber gewöhnlich Leute gewählt werden, die durch ihre Familie unter einem gewissen Zwange strenger Dienstlichkeit für ihren Herrn gehalten werden; nächstdem stehen auch Beamte des Maharadja, Geheimschreiber, selbst in Bezahlung der verschiedenen Sirdars, die dann bei jeder wichtigen Verwickelung reichlich Geschenke fließen lassen, ja man möchte glauben, daß, wo die Ernte so groß, wie in diesem Falle anzunehmen, wol auch Verwickelungen herbeigezogen werden, um eben eine reichliche Ernte abzuwerfen.

Der Ganges im obern Himalaya.

Unmittelbar vor der Deremsale Berungath ist die Vereinigung des Ganga mit dem Buddh-Ganga. Seine Ufer sind so felsig wie die des Ganges, und beide Flüsse setzten mich durch ihre wahrhaft gigantischen Umgebungen in Erstaunen. Man kann nicht leicht einen wildern und freundlichern Anblick zugleich genießen, als ihn hier der Fluß bietet. Große Felsenstücke liegen bald da, bald dort am Rande und im Flusse, gegen die derselbe mit laut brüllender Gewalt, hochschäumend, aufspritzend andringt; bald einen Sturz bildend, bald zwischen den Felsblöcken sich durchdrängend, spielt nebenan oft wieder das Wasser, durch vorliegende Blöcke geschützt, in ruhigster Weise. Da wider das engere Felsbett eilt und stürmt die Flut, mit unwiderstehlicher Gewalt sich drängend und treibend, mit Riesenstärke hindurch, gegen einzelne Klippen mit immer neuen Kräften anstürmend, ihren Schaum 20 und 30 Fuß hoch spritzend. Die schöne Holzvegetation erstreckt sich bis dicht an das Ufer des Flusses, oft hängen Bäume noch über denselben herein, und wenn der Ganges noch reichlich Laubholz

untermischt zeigt, so sieht man, so weit man den Buddh-Ganges mit den Blicken verfolgen kann, vorherrschend Nadelholz.

Mit großer Verwunderung sah ich hier einem kleinen Vogel zu, der sehr viel Aehnlichkeit mit dem Wasserstaar (Cinclus aquaticus) hat, über dessen Kraft ich erstaunte. Derselbe lebt an dem Flusse und fliegt, in das Wasser untertauchend, seiner Nahrung nach. Erregt dies schon, bei der Heftigkeit und Schnelle des Flusses, hohe Verwunderung, so glaubte ich anfangs meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich denselben eine Strecke oberhalb wieder aus dem Wasser hervorkommen und weiterfliegen sah, um von neuem sich hinabzustürzen oder auf einem Felsen, Aste und dergleichen sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen. In den heftigsten Sturz von 10—15 Fuß Höhe flog er unten hinein und kam vergnügt und wohlbehalten oben wieder hervor. Ich fragte mich, wo er die Kraft dazu hergenommen, so klein wie der Vogel war, denn Das, was ich bei unserm Wasserstaar, dem ich oft zusah, bemerkte, übertraf dieser hier bei weitem. So gern ich eines derselben mich bemächtigt hätte, um ihn genauer zu besehen, so war doch dazu keine Hoffnung, da man ihn nie außerhalb des Flusses so weit am Ufer sah, um hoffen zu dürfen, daß er, geschossen, aufs Land fallen werde, und somit wäre seine Tödtung jedenfalls zwecklos gewesen, da die Flut ihn sogleich mit sich fortgeführt haben würde und er aus derselben schwer herauszufischen ge-

wesen wäre. Ich beobachtete ihn oft lange und suchte ihn möglichst genau zu sehen, konnte mich jedoch nie überzeugen, daß er Schwimmhäute habe, was man gleichwol bei seinen Wasserexperimenten für unerlaßlich halten sollte; sein ganzes Benehmen, sein schnelles Fliegen, sein Sitzen auf Klippen und Aesten machen mir es jedoch nicht glauben, daß er Schwimmhäute hat, und ist er wol ein in seiner Art vollkommener Cinclus oder Hydrobata, wie man ihn nennen will, der eine von der unsern abweichende Species bildet. Auch in seiner Figur ist er schlanker als der Cinclus aquaticus.

Bei Elura gebräuchliche Manier, Tiger zu schießen.

Während meines Aufenthalts in Elura erhielt ich einige mal Besuche von einem Zemindar, dessen Besitzungen einige Cos von Elura lagen. Er versicherte mir wiederholt, daß in dem Gebirge dieser Gegend sich häufig Tiger fänden, beifügend, daß öfters englische Offiziere in seine Gegend kämen, um Tiger zu schießen, er habe schon mehrfach Gelegenheit gefunden, ihnen dazu behilflich zu sein. In solchem Falle pflege man ein Stück Vieh da anzubinden, wo man vermuthe, daß ein Tiger hause, dabei die Stelle so wählend, daß der Ort, wo das Stück angebunden, von einem nahen Felsen gut übersehen und beschossen werden könne, wozu die Eigenthümlichkeit der Bergrücken sehr günstig sei, indem dieselben viele Terrassen bildeten, mit senkrecht sich hinziehenden Felsenwänden. Das Stück Vieh, Ziege, Schaf oder Rind, was dazu bestimmt sei, eine Lockspeise für die Tiger abzugeben, werde so über Nacht draußen gelassen. Sehe man am nächsten Tage, daß der Tiger das Stück gefan-

gen und getödtet habe, so suche man von der Felsenterrasse herab den Tiger zu entdecken, der sich mit seinem Fange nie weit weg begebe. Habe man ihn dann entdeckt, so schösse man denselben, wobei der senkrecht sich erhebende Felsen dem Schützen einen sehr sichern Standpunkt gegen den unterhalb sich befindenden Tiger darbiete. Er, so erzählte der Zemindar, bekomme dann meist ein Geschenk von einigen Rupee und habe noch außerdem das Schußgeld, was von Seiten des englischen Gouvernements für die Erlegung eines Tigers ausgesetzt sei, zu erheben. Wie er mir mittheilte, waren dermalen einige sehr große Tiger in der Nähe, die auch schon ein Stück seiner Heerde niedergerissen hatten, und so sei ihm der Platz genau bekannt, wo er die Tiger zu suchen habe. Sei ich geneigt, einen Tiger zu schießen, so wolle er ein Stück über Nacht draußen lassen u. s. w. So sehr mich die Lehnas von Elura auch beschäftigten, ging ich doch auf das Anerbieten des Zemindar ein und gab ihm die Weisung, auf meine Kosten ein Stück Vieh an dem Orte zu lassen, wo er glaube, daß die Tiger sich fänden, und mich sofort zu benachrichtigen, wenn die Tiger dasselbe angenommen hätten. Es schien jedoch, als wenn die Tiger nicht so sicher seien, wenn überhaupt dergleichen da waren, denn ungeachtet der wiederholten Versuche des Zemindar hatte sich doch während der Zeit meines Aufenthalts in Elura kein Tiger blicken lassen, ein Umstand, den ich leichter vergaß, da eben die Lehnas so ganz meine Zeit in An-

spruch nahmen, die Jagd selbst, von einem Felsen herab auf einen Tiger zu schießen, auch nicht ebenso hohes Interesse darbot und dabei Alles mehr am Namen der Sache lag.

Panjarys.

Die Panjarys, ein Nomadenstamm, dem wir namentlich in dem nordwestlichen Theile Indiens, Bikaner, Jesulmir, Marwar, Adjmir, Mewar und wie die Namen jener Länder mehr, begegnen und die weithin in Indien den Transport des Getreides mittels ihrer Ochsen betreiben, sind, wie mir ein Muselmann aufs wärmste versicherte, Hindu, was somit soviel sagt, als keine Anhänger der gereinigten Lehre des Islam. Sie führen ein Nomadenleben, doch nach Art der Araber Syriens befassen sie sich, wie erwähnt, mit Transport des Getreides, was sie auf ihre Ochsen, deren man sie mehre Hunderte, meist zusammen, frei über die wüsten Flächen dahintreiben sieht, packen. An den Frauen der Panjarys fiel mir ihr etwas phantastischer Putz auf, ihre Knöchel sind meist mit buntem Leder und vielen Ringen geziert und die Arme auf dieselbe Weise oft so schwer bepanzert, daß man glauben sollte, die Circulation des Blutes der Hände litte dabei; mir schien auch wirklich, als bemerke ich geschwollene Hände bei mancher der bejahrten Schönen, bei der

die Zahl der Ringe mit den verlorenen Reizen zu wachsen schien. O Eitelkeit, o Eitelkeit! Die Pariserin und die Wilde sehen sich innerlich wirklich nicht so unähnlich, als von außen das nackte Bein und der beschuhte Strumpf.

Sage der Khaterany von Guljaider.

Eine Khaterany — so sagt die Legende — kam nach Guljaider und, ein kleines Stück von einem ihrer goldenen Ohrringe abbrechend und in die Erde legend, fand man an derselben Stelle einen großen, mächtigen Klumpen Gold. Der Kaiser, unter dessen Regierung dies sich zutrug, war so erschrocken über diese Erscheinung, fürchtend, es möchten in dieser Weise hier Schätze gewonnen werden, welche gegen ihn und seine Regierung gebraucht werden könnten, daß er an dem Tank hier ein Fort erbaute und den Hindu untersagte, je wieder in dem Tank zu baden; welches Verbot auch erst unter den Mahratten und der Sikhherrschaft aufgehoben und so das Baden hier wieder erlaubt wurde.

Vermählungsgebräuche in Indien.

Bei den Kathery-Hindu im Penjab herrscht der Gebrauch, daß bei der Vermählung einer Tochter 101 Man Zuckergebäck auf einen Haufen aufgeschüttet, zuweilen auch einiges Geld dazwischengelegt wird. Von diesem Zuckergebäck kostet jedes Glied der Familie etwas, das Uebrige wird dem Barbier überlassen. Dem Barbier liegt nämlich das Geschäft ob, die Brautleute zusammenzufinden, indem er für den zu verheirathenden Jüngling ein Mädchen, oder für dieses einen Bräutigam zu suchen hat. Unter den Kathery-Hindu von Lahore herrscht dagegen der Gebrauch, daß am Tage nach der Vermählung, wenn die Neuvermählte wieder heimkehrt, der Vater des Mädchens jedem Brahmanen des Ortes, je nach seinem Vermögen, eine Rupee, einige Ana und ein Seer Zuckergebäck gibt.

Bei den Brahmanen von Kanoj ist es gebräuchlich, daß der Vater des Mädchens dem Bräutigam oder vielmehr dessen Aeltern 200—300 Rupee geben muß. Ist der Vater aber nicht reich genug, diese Summe aufzubringen, so kann die Tochter nicht heirathen. In Multan fand sich derselbe Gebrauch als in Kanoj, doch nicht allein unter den Brahmanen, sondern bei allen Hindu, der Versicherung nach auch bei den Muselmännern. Einer der Sikh-Gouverneurs

(Divan) Multans — somit der neuern Zeit angehörend — traf die Anordnung, daß an einem gewissen Tage alle volljährige Mädchen Multans vermählt sein sollten, alle nicht vermählte Mädchen aber sollten ihm angehören. Für alle nächstfolgenden Jahre bestimmte er, daß jedes Hindumädchen mit 10 Jahren, jedes mohammedanische Mädchen mit 16 Jahren vermählt sein müsse, wo nicht, so fielen sie ihm gleichfalls anheim. Diese Anordnung soll gut befunden und in Ausführung gebracht worden sein.

Bei den Vermählungen der Hindu des nördlichen Indiens wird ein runder Stock von Mangoholz, 4 Ellen und darüber hoch und 5 Zoll im Durchmesser, vor dem Hause aufrecht befestigt, d. h. eingegraben. In diesen Stock sind, nicht sehr hoch über der Erde, zwei Hölzer eingemeiselt zur Anbringung von Lampen, um den Brahmanen bei Lesung des Saster zu leuchten. Dieser Stock heißt Mora und kann nach Befinden dazu auch anderes als Mangoholz benutzt werden. Das Holz ist roth gefärbt mit rother Erde; auf dem Stocke oben wird ein Dschapper (rundes Dach) von Stroh angebracht, etwa 3 Fuß weit; unten an den Stock wird eine große Karra (Topf) gestellt und mit Wasser gefüllt, in welches, wenn nicht alles Gangeswasser ist, wo möglich etwas Gangeswasser gegossen wird. Auf einen Deckel, der die Karra schließt, legt man ein Betelblatt, 2 Betelnüsse, 32 Pais. Um den Hals der Karra wird der Kalawa genannte Baumwollenfaden gebunden, sowie auch zu

der Befestigung des Strohdaches Kalawa benutzt wurde. Ein rothes, baumwollenes Stück Zeug wird sowol über die Karra als über den Dschapper gelegt. Der Knabe und das Mädchen, die vermählt werden sollen, werden, unter dem Dschapper sitzend, von dem Brahmanen zusammengebunden und zwar, indem von dem Knaben der Zipfel des Kammerband (Leibbundshawls) und von dem Mädchen der Zipfel des Shawls, den diese über die Schultern schlägt, zusammengeknüpft werden. Darauf liest der Brahmane aus dem Saster; währenddem stehen die Brautleute auf und gehen sieben mal um den Stock herum. Dann setzen sie sich wieder nieder und der Vater des Mädchens nimmt den Zipfel ihres Shawls und legt ihn in die Hand des Bräutigams, zugleich legt er in dieselbe Betelnuß und Betelblätter, etwas Wasser und Geld, wenn er reich ist, einen Goldmohr, andernfalls eine Rupee oder Pais. Hierauf nimmt der Vater des Mädchens noch etwas Wasser und gießt es in die Hand des Vaters des Bräutigams, hierauf empfängt dieser die in die Hand des Bräutigams gelegte Betelnuß, Betelblätter, Geld u. s. w. Der Vater des Bräutigams gibt diese Gaben nebst etwas Gangeswasser als Almosen an den Brahmanen und verspricht zugleich, 50 oder einer andern Anzahl von Brahmanen eine Mahlzeit zu geben, sowie er zum Beschlusse allen anwesenden Gliedern der Familie und seinen Freunden und Bekannten eine Mahlzeit gibt.

Gebräuche bei Sterbenden und bei Neugeborenen.

Die Hindu legen den Sterbenden auf die Erde, nachdem der Platz dazu mit Kuhmist bestrichen worden, und Dulzi (die Blätter eines Busches, der diesen Namen führt), Thei (saure Milch), ein wenig Gold, Munka (rothe Korallen), Saed (Honig) und Gangeswasser werden dem Sterbenden in den Mund gegeben. Auf die Brust legt man ihm Betelnuß, Betelblätter, Blumen und Kalawa — Baumwolle, die gesponnen, aber nicht gedreht ist und wovon man einen losen Ring bildet. Sie ist von rother und gelber Farbe, querüber die Farben abwechselnd (gebändert). Diese Kalawa wird auch von den Anhängern Hussains benutzt, die sie bei dem Moharrem um den Sirband wickeln. — Diese Gebräuche finden ebenso bei den Anhängern des Vischnu, wie bei denen des Schiva statt. — —

Sofort nach der Geburt eines Kindes wird der Brahmane der Familie, d. h. derjenige, welcher die der Familie obliegenden religiösen Förmlichkeiten erfüllt und in diesen und jenen Vorkommnissen des

Lebens ihr mit Rath und That beisteht, in das Haus gerufen. Der Brahmane, der 1 Rupee 4 Ana erhält, bringt eine Tafel mit und schreibt Stunde und Minute der Geburt mit Kreide auf, welche dann die Aeltern als richtig anerkennen. Denselben Tag gibt der Vater 10 Rupee, wofür Zuckergebäck gekauft wird. Alle Freunde und Nachbarn versammeln sich in dem Hause; jeder Gast empfängt eine Hand voll Zuckergebäck und gibt dem Brahmanen 1 oder 2 Pais. Nach 6 Tagen kommt der Brahmane wieder in das Haus und bringt die Votivtafel des Kindes, auf Papier geschrieben; er erhält jetzt 5 oder 11 Rupee. Zuweilen schreibt der Brahmane den Tag der Namengebung auf einen andern als den ersten Tag, an welchem er gewöhnlich den Namen gibt, wenn nämlich dieser Tag nach seiner Rechnung kein glücklicher sein sollte.

Die Safranernte in Kaschmir.

Einer der vorzüglichsten Handelsartikel Kaschmirs ist der Safran, der hier anerkannt von besonderer Güte erbaut wird. Die Safranfelder Kaschmirs beschränken sich nur auf eine kleine Fläche der Ortschaft Panbur, die unweit von Kaschmir am Jylum liegt. Schon Ackbar läßt uns von dem Safranbau in Panbur erzählen und zwar, daß der Safran, dessen Blume 3 rothe und 3 gelbe Staubfäden trage, 6 Jahre auf dem Felde gelassen werden müsse, ohne denselben während dieser Zeit herauszunehmen, da andernfalls das Gewächs ausarte; nach dieser Zeit nehme man den Stock heraus, theile die Zwiebel und pflanze dieselbe in frisches Land. Der persische Safran wurde damals von 12—22 Rupee, der von Kaschmir mit 8—12 Rupee bezahlt.

Was den dermaligen Safranbau von Kaschmir anlangt, so werden die Zwiebeln, sofern sie verpflanzt werden, mit Ende September in den gut durcharbeiteten fetten Boden gebracht und zwar kaum mehr als eine Spanne voneinander entfernt gelegt. Die Blüte erscheint darauf gegen Ende October, wo man diese, sobald sie vollkommen ausgebildet ist, abschneidet und,

sie in ein Tuch oder einen Sack thuend, sammelt. Der sämmtliche, so gewonnene Blütenerlös wird von dem Safranerbauer, nach einem alten Gebrauche, auf einem bestimmten Wege dem Dorfe zugetragen, vor dem Dorfe, an einem gleichfalls bestimmten Platze, wird die Ernte eines jeden Erbauers von diesem selbst in zwei gleiche Säcke gleichmäßig vertheilt, worauf derselbe, abermals auf einem bestimmten Wege, mit den Säcken weiter nach dem Dorfe geht nach einem gleichfalls bestimmten Platze näher dem Dorfe, wo unter einigen großen Chenarbäumen der Kharidar mit einigen Sipahis sitzt und die Safranblüten in Augenschein nimmt. Nachdem er sich von der möglichst gleichmäßigen Sonderung derselben überzeugt hat, bezeichnet einer der Sipahis mittels seines Stockes denjenigen der Säcke eines jeden Safranerbauers, der von dem Gouvernement als Antheil genommen wird; der andere Sack gehört dem Erbauer, mit dem dieser nun nach Belieben verfahren kann, und zu diesem Zwecke denselben in das Dorf nach seinem Hause trägt.

Zur Zeit der Patanen oder Afghanen war die Ernte gewöhnlich 133,000 Trak — 1 Trak ist gleich 6 Seer Kaschmir oder 4 Seer Lahore — und zur Zeit des Statthalters Mia-Singh betrug dieselbe nicht mehr als 8000 Trak Blumen. 1 Man dieser Blumen gibt ziemlich 1 Seer Safran, und dieses wird verkauft für den Preis von 22—24 Rupee.

Die Safranernte ist ein Volksfest für die Bevölkerung Kaschmirs und man sieht an diesem Tage

Reiche und Arme nach Panbur wallfahrten, wobei der Gouverneur, die höhern Beamten, namentlich die hohen Militairs, nur selten fehlen. Sämmtliche Ramdjanis von Kaschmir sind an diesem Tage in Panbur versammelt und unter Musik, Gesang und Tanz werden die Stunden hier verbracht, wofür der Gouverneur, nach altem Gebrauche, den Ramdjanis ein Geschenk von 100 Rupee zu machen hat, sofern er nicht tiefer in die Tasche greifen will.

Gulam-Muhyiddin fand zu dieser letzten Variation keine Neigung in sich und begnügte sich mit der geringsten Gabe, dafür die Nutzung möglichst auszudehnen suchend. Möglichst wenig zahlen und möglichst viel dafür haben, war seine Lebensregel, und indem er so von seinem thunlichst vereinfachten Geschenke den meisten Gewinn zu ziehen suchte, so lief dies darauf hinaus, daß er mit dem Schlusse des Festes die verschiedenen Kanchinis an die verschiedenen Personen seiner Umgebung, Beamte und Offiziere, vertheilte, von welchen nur ausnahmsweise dieser oder jener Billigfühlende aus eigenen Mitteln dann diesen so ihm zugetheilten Schönen noch ein Geschenk seinerseits verabfolgte.

Das Verhältniß des Gouvernements zu den Tänzerinnen ist im Allgemeinen ein höchst komisches, denn man hätte glauben mögen, dieselben gehörten sämmtlich zu dem Hofhaushalte, wiewol Gulam-Muhyiddin mit erschrockenen Blicken das Heer dieser Lieben betrachtet haben würde, hätte er dieselben aus seinen Vorrathshäusern erhalten sollen.

Hindu und Mohammedaner.

Wenn die Hindu einen nähern Umgang mit Mohammedanern und Christen gewöhnlich nicht erlauben, so hatte ich selbst gleichwol oft Gelegenheit, zu erfahren, daß sie nicht so unbedingt streng darin sind, und wenn ich sie selbst zuweilen darauf aufmerksam machte, so entwickelten sie, bei ihrer beschränkten Kenntniß der verschiedenen Nationen, eine höchst naive Logik, indem sie erwiederten, daß ich, da ich nicht Mohammedaner, noch Engländer, auch nicht Franzose sei, mich nicht von Fleisch und geistigen Getränken vorzugsweise nähre, offenbar ihnen näher stände als Jene, da dies Alles mit ihnen der gleiche Fall sei, somit hätten sie durch den Umgang mit mir ihrer Kaste und sich nichts vergeben. Zugegeben, daß dies nur die Logik eines untergeordneten Geistes war, so spricht aus ihr doch die gutmüthige Toleranz des Volkes und ist ihre Abneigung gegen Mohammedaner und Christen in alter Erinnerung der Menschenhetzen des Mahmud, Aurangzebe, wie der der Portugiesen und der stets fortgesetzten Reibungen mit Mohammedanern wol verschuldet. Fängt der Christ, doch erst in neue-

rer Zeit der Europäer, den edeln Colebrooke und Jones, diesen Aposteln der indischen Literatur folgend, mehr und mehr zu begreifen an, daß der Hindu an einen Gott glaubt, und werden sie, wie es scheint, noch manches Jahr bedürfen, um zu fassen, was der bekannte Brief *) des edeln Radja Yeswanta-Singh von Yudpur so schön ausspricht, daß der Gott der Hindu auch der Gott der Christen ist!

Finden wir bei den Einzelnen oft eine anerkennungswerthe Toleranz, so fehlt es anderntheils, namentlich da, wo die Sache mehr das Allgemeine betrifft, nicht an Belegen in Indien für die traurigen

*) **Orme**, Hist. Fragments, S. XCVII; **Robertson**, Disquisition, S. 354, und **Wallace**, Denkwürdigkeiten, S. 408; **Bohlen**, Altes Indien, I, 107. Es heißt daselbst: „Euer königlicher Vorfahr Ackbar, dessen Thron nun im Himmel ist, regierte in seinem Lande mit Gerechtigkeit 52 Jahre lang und ließ jeden Stamm und jeden Stand in Ruhe und Glück, sie mochten Anhänger Jesu oder Moses' oder Mohammed's sein, sie mochten zu den Brahmanen oder andern Sekten angehören, Alle erfreuten sich seiner Gunst, sodaß sein Volk aus Dankbarkeit für den unparteiischen Schutz, den er ihnen angedeihen ließ, mit dem Namen Jagadguru (Vater der Welt) ihn belegte. Wenn Eure Majestät irgend ein Zutrauen setzen in die Bücher, welche vorzugsweise göttlich genannt werden, so werdet Ihr finden, daß Gott der Gott aller Menschen ist, nicht der Mohammedaner allein, denn Heiden und Muselmann sind vor ihm gleich, und Verschiedenheit der Farbe hat er angeordnet. In Euern Tempeln wird zu seinem Namen die Stimme mit Gebet erhoben und in der Pagode vor Götterbildern oder im Christentempel, wo die Glocke ertönt, ist er der Gegenstand der Verehrung. Gewiß, eine Religion und Sitte anderer Menschen gering zu schätzen, kann dem Allmächtigen nicht gefallen."

Folgen, die aus den Anfeindungen der verschiedenen Religionsbekenner hervorgehen, wozu ein kleiner Vorfall aus dem einfachen Volksleben, der während meines Aufenthaltes in Bayjapur stattfand, einen Beitrag liefert. Ich war, vor meinem Zelte daselbst ankommend, eben vom Pferde gestiegen, als eine sehr zahlreiche Deputation der Hindu des Ortes zu mir kam und mich mit Bitten bestürmte, ihnen Hilfe zu leisten gegen die mohammedanische Bevölkerung des Ortes. Vor drei Tagen nämlich, am Tage des Moharrem, war ein Radjput des Ortes von vier Mohammedanern, wovon zwei ebenfalls Bewohner von Bayjapur, getödtet worden. Der Radjput hatte zwei Stunden vor Sonnenuntergang, etwa 100 Schritte von seinem Hause, Feuer holen wollen. Hier stürzen auf öffentlichem Wege die vier Mohammedaner mit gezogenen Dalwars auf ihn los und hauen ihn mit mehren gleichzeitigen Hieben nieder. Der Ermordete hinterließ eine Mutter und einen Bruder von etwa 15 Jahren. Die Familie ist nicht reich und hat angeblich keine Veranlassung zu irgend einer Feindseligkeit gegeben. Man wußte mir über die Ursachen dieses Vorfalls keine andere Erklärung zu geben, als daß er ein Act der Wiedervergeltung gewesen für eine gleiche That, indem vor mehren Jahren, gleichfalls am Moharrem, zwei Muselmänner von den Hindu des Ortes ermordet worden waren.

Ich konnte in diesem Falle natürlich nicht helfen, der Mann war todt und Indien ein zu civilisirter

Staat, als daß ich als Privatmann das Recht in meine Hände hätte nehmen dürfen, wiewol es nur eines Wortes bedurft hätte, um augenblicklich Beistand zu der Ausführung etwaiger Anordnungen zu erhalten. Wohlmeinend rieth ich den Hindu, den Ermordeten zu verbrennen, was sie bis jetzt, Blut für Blut verlangend, nicht gethan hatten, und den Bazar wieder zu öffnen. Natürlich wollte Keiner hören und von Dem nicht abgehen, was sie ihr gutes Recht und altes Herkommen nannten. Der ganze Vorfall war sicher nichts als ein Ausbruch des gegenseitigen Religionshasses und Das, was die Muselmänner in leisen Andeutungen auch zu verstehen gaben, war, daß der Oberste im Orte ein Brahmane ist, der jedoch wieder einen Muselmann als Obern über sich hat, welcher in Nauringabad wohnt, und dieser wiederum ist der Diener des Jagirdar, der selbst in Hydrabad lebt, es war somit ein langer Weg bis zu der höchsten Behörde, deren Maßregeln aus der Ferne nur langsamen Schrittes gehen. Wie ganz anders würden, wenn dieser Vorfall in Bengalen oder den nordwestlichen Provinzen Indiens stattgefunden hätte, dort die englischen Gerichtsbehörden die Sache behandelt haben, wo sie jedenfalls sogleich davon unterrichtet worden wären. Hier überläßt man das Einschreiten dem Eigenthümer der Landschaft und mischt sich weniger in die Angelegenheiten der Bevölkerung selbst.

War diese That, wie unverkennbar, Folge des gegenseitigen Religionshasses, so dringt sich dem unpar-

teiischen Beobachter die Frage auf, wer veranlaßt, unterstützt und nährt diesen Haß? Die Bevölkerung Indiens ist viel zu tolerant und die Hindu sind seit Jahrhunderten als so duldsam bekannt, als daß dergleichen gewaltsame Ausbrüche des Religionshasses zu befürchten ständen, sofern nicht der Zunder dazu von den Mächtigern absichtlich aufgehäuft und die ausbrechende Flamme von ihnen genährt würde. In diesem Falle gibt die Religionsverschiedenheit der Machthaber offenbar Veranlassung zu der Vermuthung, daß persönliche Abneigung und Interessen die Verschiedenheit der Religionssekten benutzte, um ihren eigenen Vortheilen und Zwecken zu dienen, worauf auch die erwähnten Andeutungen der Anhänger des Islam hinwiesen; ja es ging zur Bekräftigung dieser Ansicht mehr und mehr hervor, daß es sich bei der ganzen Sache mehr um ein paar hundert Rupee handele, als um die Bestrafung der Personen, die den Landfrieden gebrochen. Wer einigermaßen die Intriguen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, in denen der irgend Einfluß oder Macht habende Eingeborene Indiens sich bewegt, wird aus den mitgetheilten Andeutungen die weitere Entwickelung dieses Vorfalles leicht errathen können. Die Hindu drangen in mich, ihnen einige Zeilen an den Residenten in Hydrabad zu geben zur Beglaubigung des Vorfalles selbst, indem sie behaupteten, sonst ungehört wieder heimkehren zu müssen, sofern sie nach Hydrabad gingen, um ihr Recht daselbst zu suchen. Dagegen konnte ich füglich nichts

einwenden, da man allerdings von mir verlangen konnte, zu bezeugen, daß ich einen anscheinend durch gewaltsame Verletzungen getödteten Radjput hier vorgefunden habe, dessen Tödtung von so vielen Zeugen ausgesagt und von den Beklagten eingestanden wurde. Ich gab ihnen somit die gewünschte schriftliche Erklärung, glaube aber, daß deren Absendung, in Berücksichtigung der hohen Wichtigkeit und der bedenklichen Folgen dieses Schrittes, noch einige Tage verzögert und nur im Falle die gegenseitigen Unterhandlungen der beiden Parteien nicht zu dem erwünschten Resultate, d. h. zu der Zahlung einiger Hundert Rupee, geführt, mittels einer Deputation der Hindu nach Hydrabad überbracht worden sein dürfte.

Die goldenen Teller.

In Kanoj fand 11 Jahre vor meiner Anwesenheit daselbst ein Brahmane, der beschäftigt war, Erde abzugraben, eine kupferne Büchse, die er mit nach Hause nahm. Diese Büchse war mit 2 Henkeln und 3 Schlössern versehen, hatte die Form, die noch jetzt zu den Betelnußbüchsen gebräuchlich ist, die man gleichfalls aus Kupfer u. dergl. arbeitet, und war sehr von Grünspan zerfressen. Sie hatte etwa 12 Zoll im Durchmesser bei 8 Zoll Höhe und enthielt 29 Teller von reinem Gold — der Erzählung nach von Knischt, d. h. von Goldsand, Ringen, Ketten zusammengeschmolzenes Gold. Die Teller waren ohne Verzierungen, nur in der Mitte derselben war der Name des Radja Sakarim IV. in Sanskritschrift zu lesen. Der Brahmane theilte die Nachricht von seinem Funde einem Muselmanne mit, der seinem Hause gegenüber wohnte. Dieser läßt sich die Büchse zeigen und nimmt sie dem Brahmanen mit Gewalt weg, trägt sie in seine Wohnung und versichert, dieselbe nicht wieder herauszugeben, wenn er nicht die Hälfte ihres Inhalts bekomme. Der Brahmane geht zu dem Darogha, er-

zählt ihm den Hergang und verlangt, dieser solle ihm zur Wiedererlangung der Büchse behilflich sein. Der Darogha zeigt jedoch die Sache dem englischen Collector an, welcher die Parteien vorladet und sich die Büchse aushändigen läßt, bei welcher Gelegenheit die Teller von einem hier anwesenden Seraf gewogen und ihr Goldwerth auf 30,000 Rupee berechnet wird. Der Collector erklärte, daß, wenn ein Nachkomme des Radja Sakarim sich als solcher legitimiren könne, so sollten diesem die Teller ausgeliefert werden, bis dahin müßten sie aber in seiner Verwahrung bleiben. Nach einer andern Mittheilung des Brahmanen, des Finders, den ich besonders darüber fragte, wurde derselbe, sobald der Fund der Büchse bekannt geworden, vor den Magistrat gefodert, mußte 3 Monate im Gefängnisse sitzen und erhielt bei seiner Entlassung die Weisung: er könne gehen, die Büchse aber bleibe in Verwahrung.

Man zeigte mir in Kanoj den Ort, wo die Teller gefunden wurden, sowie das Haus des Mohammedaners, dermalen eins der größten Häuser der Stadt. Der Besitzer des Hauses, der wol wissen und vermuthen mochte, weshalb man mir sein Haus zeigte und was man mir dabei erzählte, kam heraus und begann sofort auf meinen Führer zu schimpfen und mit demselben zu zanken. Dieser schien jedoch darauf keinen Werth zu legen, sondern fuhr, gegen mich gewendet, fort, laut zu erzählen, daß dieser Mann, der jetzt ein so großes Haus besitze, früher, vor dem Funde

der Büchse, ein sehr ärmliches Häuschen bewohnt habe. — Der Darogha ist von seinem Dienste abgegangen und der Collector nach England zurückgekehrt. Ueber das Schicksal der Büchse mit den goldenen Tellern fehlen die weitern Nachrichten. An der Wahrheit der Erzählung ist nicht zu zweifeln, da sie mir, außer von dem Brahmanen, dem Finder der Büchse selbst, vollkommen gleichlautend von mehren andern Personen mitgetheilt wurde. Meine Bemühungen, Näheres über Form, Schrift und Arbeit der Teller zu erfahren, waren erfolglos. Der Kaufmann, der die Teller gewogen hatte, war abwesend, und der Brahmane sagte mir, er habe die Schrift auf den Tellern nicht lesen können, was ein Pandit gethan, der aber auch nicht aufzufinden war.

Gerichtspflege des Radja von Nahn.

Ich hatte in Nahn den Sohn eines Goldschmieds, Radjput, als Koch angenommen. Er war ein junger Mensch, den ich, weil er selbst Pahari war, recht gut an seinem Platze glaubte, da die Pahari, vorzugsweise meist von höherer Kaste, gewöhnlich Vorurtheile gegen die Hindudiener des flachen Landes, meist andern Kasten angehörend, haben, und es mir somit wünschenswerth erschien, einen Pahari unter meiner nähern Dienerschaft zu haben. Der Junge war immer gut behandelt worden, hatte weit mehr bekommen, als ihm eigentlich zukam, und es fehlte nicht an mancherlei Geschenken, die ihm zuflossen. Trotz dieser für ihn so vortheilhaften Stellung hatte er mich mehrmals bestohlen, der einzige derartige Fall, der seit Alt-Dehli unter meinen Leuten vorgekommen. Anfangs fiel der Verdacht auf Andere und namentlich auf einen Diener, der einer sehr niedern Kaste angehörte und den man dergleichen Vergehen fähig gehalten hatte. Alle Versuche, die Wahrheit herauszubringen, mislangen; der arme Mensch, der unschuldig in

Verdacht und, so zu sagen, die Zielscheibe der allgemeinen Misachtung geworden war, hatte in seiner Hilflosigkeit mir seine Unschuld versichert; ich hatte ihn nicht mehr im Verdacht, gleichwol war es mir nie eingefallen, gerade in jenem jungen Pahari den Dieb zu suchen. Die Sache war ein Ehrenpunkt für meine sämmtlichen Leute geworden, die sich nicht wenig verletzt fühlten durch die Gesellschaft Eines in ihrer Mitte, der ein Dieb sei, und ihrem stets wachen Auge war Khana, so hieß der Junge, nicht entgangen. Mein Khansama bemerkte eines Tages eine mehr als gewöhnliche Breite in dem Bande, das, in den Tisliks eingezogen, dazu dient, diese zu binden, und bei schärferer Betrachtung glaubte er sich überzeugt, daß darin etwas verborgen werde, und vermuthete, daß sich hier die Spur des verschiedentlich abhanden gekommenen Geldes finden werde. Die Sache wurde untersucht und es fand sich wirklich so; dennoch bedurfte es vieler guter und harter Worte, um das Geständniß seines Vergehens aus ihm herauszubringen. Ich hatte die Sache als einen Jugendfehler betrachtet und so vergeben, der Junge blieb in seinem Dienste und kam später auf meiner Rückreise wieder mit mir nach Nahn, wo sein Vater Versicherungen des Dankes und der Erkenntlichkeit gegen mich aussprach und mir wiederholt zusicherte, sein Sohn solle mit mir gehen, wohin ich wolle, mich als seinen Vater betrachten, ich möchte mit ihm verfahren, wie ich wolle, und was dergleichen mehr war. Nach dieser Einleitung schilderte er

mir seine misliche Lage und endigte damit, daß ich ihn glücklich mache, wenn ich ihm 5 Rupee schenken wolle. Dies geschah; am nächsten Tage kam der alte Sonar wieder und sagte mir, daß sein Sohn nicht mit mir gehe, wenn er nicht 50 Rupee erhalte; mir war an dem Jungen nichts gelegen, doch für den Augenblick konnte ich ihn nicht gut missen bis zu meiner Ankunft in Dehli. Dort angelangt, konnte ich Diener haben soviel ich wollte, und trafen daselbst auch wieder andere meiner Diener bei mir ein, die ich für einige Zeit entlassen hatte, und ich konnte ihn so dort recht gut entbehren. In diesem Sinne gab ich meine Erklärung, daß ich den Jungen bis dahin mitnehmen müsse, wenn ich nicht statt seiner einen Stellvertreter bekäme. Der alte Sonar machte viel Lärm und verlangte, die Sache vor Gericht gebracht zu sehen, worauf ich gern einging. Hier wünschte man dieselbe in Güte abzumachen, wozu ich auch geneigt war; doch als der alte Sonar in seinen albernen Erklärungen sich steigerte und namentlich jetzt behauptete, er müsse die 5 Monate Gehalt von mir bekommen, während welcher Zeit sein Sohn bei mir im Dienst gewesen, was ginge ihm das an, wenn ich seinem Sohne den Lohn gegeben, er als Vater müsse denselben erhalten, wenn ich ihn nicht befriedige, werde er nach Simla an den Magistrat gehen und Maßregeln gegen mich ergreifen, ließ ich diese Idee fallen. Ich wendete mich nun an den Radja mit der Bitte, die Leute zur Vernunft zu bringen, und er that dies in einer Weise, die an die

Märchen erinnert, wo der böse Feind zu Hilfe gerufen wird.

Der Radja hatte mit dem alten Goldschmied noch aus früherer Zeit ein Hühnchen zu rupfen. Der ältere Sohn desselben war mit in Cabul gewesen und sollte von dem Radja mit einer Geldstrafe belegt werden wegen Vergehen, die er gegen die Gesetze der Hindu begangen. Der Radja war aber nicht zu seinem Ziele gelangt und hatte den Sipahi wieder loslassen müssen, welcher sich dermalen in Dehli befand. Angeblich sollten einige Schmucksachen, die dieser Sohn mit aus Cabul gebracht, in den Händen des Vaters hier in Nahn sein. Der Radja hatte nur auf eine passende Gelegenheit gewartet, um diesen Dingen näher zu kommen, und so spazierte der Herr Khana in das Gefängniß und dem alten Sonar wurde angedeutet, um welchen Preis sein Sohn die Freiheit erhalten solle. Ich machte wegen dieser unerwarteten Entwickelung Gegenvorstellungen bei dem Radja und seinen Beamten, doch dies war zu spät, man sagte mir ganz einfach, man habe aus Respect sich nicht in die Sache gemischt, so lange ich dieselbe ihnen nicht übergeben habe, man würde mich auch haben gewähren lassen, wie ich gewünscht, da ich aber dem Radja, seinem Gerichte, die Sache übergeben habe, so müsse der Radja nun auch der Sache ihren Verlauf lassen. Hier war nichts weiter zu thun; von drei Personen hatte keine ihren Wunsch erreicht, weder der Sonar, noch Khana, noch ich; ob der Radja zu seinem Ziele

kommt, blieb auch noch dahingestellt. Es war mir unangenehm, daß ich keinen Koch hatte, auch that es mir leid, daß die Sache für diesen so schlimm abgelaufen war; eigentlich hatte er jedoch die Strafe wohl verdient, und meine sämmtlichen Leute schienen sie ihm vom Herzen zu gönnen.

Blick auf das Hochgebirge des Himalaya.

Ehe ich die Schneeregionen der Hochgebirge des Himalaya verließ, warf ich noch einen Blick auf die Scene, die mich umgab. Nach Osten stehen mir die Schneeberge entgegen, was, namentlich auf meinem Lagerplatze, auch nach Süden der Fall ist; nach Norden dagegen, wo die Sonne mehr anliegt, sehen wir die Bergwand höher hinauf ohne Schnee und dagegen schon Gräser dem reichen und guten Boden entsprießen, unter denen namentlich der Rhabarber mit seinen großen, üppigen Blättern sich uns bemerkbar macht. Die Steine selbst zeigen scharfe Ecken und Kanten, tragen aber das Zeichen an sich, daß die Witterung noch nicht sehr auf sie einwirkte, wiewol zwischen ihnen an der ganzen Bergseite viel Erdkrume sich zeigt. Jede Telle, die sich von den Bergen herabzieht, enthält einen kleinen Bach, der sich aber wieder, je wie sich die Thäler und Tellen nach oben ausschlängeln, auch in ebenso viele Arme theilt, deren jeder das Schneewasser, was hier in einzelnen Tropfen sich bildet, hinabführt nach dem Flusse. Die Lawinenstürze, deren Donner die ganze Nacht hindurch nicht sehr

aussetzte, bald näher, bald ferner hörbar, finden namentlich an der Seite statt, wo die Sonne anliegt, d. h. an den nach Süden abhängenden Wänden, wogegen, in dieser Jahreszeit wenigstens, auf der entgegengesetzten Seite fast keiner bemerkbar wird. Um sich hier vor diesen unfeinen Gästen im Verlaufe der Nacht sicher zu wissen und ruhig zu schlafen, pflegt man sein Lager stets so zu wählen, daß man in der Richtung des in das Thal auslaufenden Bergkammes lagert, indem nämlich der Zufall nicht leicht so spielt, daß eine Lawine auf dem Kamme fortlaufen sollte, sie im Gegentheile nach der einen oder andern Seite herablaufen wird, man aber somit in der Richtung des Kammes vollkommen gesichert ist. Großartig ist der Eindruck, den das donnernde Getöse dieser Lawinenstürze verursacht, man wird, weil man so gern vergleicht, an das Getöse der feuerspeienden Berge oder an die heftige Brandung der bewegten See erinnert. Im Verlaufe des Tages sind der Schneestürze übrigens ungleich weniger, als in der Nacht. Die obere Fläche der Schneefelder zeigt keine spitzen Kuppen, sondern eine weit ausgedehnte Fläche, in Wellenlinien sich hinziehend, Alles mit Schnee bedeckt. Wenden wir uns von diesen Schneeflächen ab, sehen wir abwärts nach dem Thale, so liegt zunächst eine freundliche Laubholzwaldung, die sich in das Thal hinabzieht und den kleinen Fluß zu beiden Seiten einschließend begrenzt, welcher in Folge der häufigen Lawinenstürze auf der Sonnenseite mehr nach der Winterseite,

d. h. dem nördlichen Abhange der Berge, hingedrängt ist, was sich noch weit in dem Thale hinab zeigt, wo das nördliche Ufer weniger Raum zwischen sich und dem Berge bietet, wogegen das rechte Ufer eine breite Fläche und vielen Boden zwischen sich und dem Mittagshange zeigt. Sehen wir aber an die Grenzen dieser Holzvegetation, nach dem nördlichen Hange, oder dem Hange, der im Abschein liegt, so zeigt sich uns hier Nadelholz, den Saum des Laubholzes im Thale berührend, nur da, wo die Tellen sich an dem Berge hinaufziehen; näher dem Lager zu aber, wo die Holzvegetation nicht gedeiht, schließen sich dem Nadelholze an dieser Bergseite die Alpenrosen an, die bis unter den Schnee vegetiren, denn der Schnee, der über dem Erdboden eine Kluft unter sich bildet, bedeckt — sehen wir in diese — noch die Alpenrose.

Die Pferde der Sikhs.

Auf meiner Reise nach Lahore waren alle meine Suwars darüber einstimmig im Klaren, daß mein Pferd ein ganz besonders gutes sei, und verwendeten sie sich alle ohne Ausnahme dafür langsamer zu reiten, da ihre Pferde es nicht aushalten würden mit fortzukommen. Die Sikhs sind meist stolz auf ihre Pferde und muthen denselben viel zu, überheben sich aber auch, auf Kosten ihrer Gäule erzählend, nur gar zu gern; ich meinestheils hatte wissentlich und willentlich es durchaus nicht übertrieben gehabt und es wunderte mich um so mehr zu finden, daß ich langsamer marschiren mußte. Recht hatten die Leute vollkommen, daß sie ihre Pferde schonten, denn für sie hatte es offenbar keinen Zweck eine Stunde zeitiger oder später da oder dorthin zu kommen, und ihre Pferde waren ihr Eigenthum, ja ihr Capital. Im Penjab nämlich werden die Suwars, der Mann mit seinem Rosse, in Sold genommen; der Mann hat für sein Pferd zu stehen. Auf diese Einrichtung

gründen sich viele Erzählungen der Soldateska hier, wie Dieser oder Jener durch das hübsche Aeußere seines Pferdes, diese oder jene schöne Courbette desselben, sein Glück gemacht, seine Annahme gefunden und Beförderung erlangt und was dergleichen mehr. Es ist ihnen also nicht zu verdenken, daß sie die Pferde schonen, um derentwillen sie im Brote sind; gleichwol würde man zu weit gehen, wollte man daraus folgern, daß eben die Schonung der Pferde zu weit gehe und der Gebrauch derselben darunter leide, was nicht der Fall genannt werden kann, denn wo es in dieser Hinsicht gilt, da läßt sich der Sikh nicht zwei mal rufen. Ein Sikh-Suwar erhält von 16 — 20 Rupee Monatsgehalt, wobei er für Roß, wie Waffen, Kleidung, Kost selbst zu sorgen hat. Einzelne, durch ihre Pferde meist Bevorzugte oder durch persönliches Wohlwollen Begünstigte stehen sich wol auch höher und bis zu 30 Rupee u. s. w., was dann aber mehr bevorzugte Stellen sind oder was etwa unter der Leibwache stattfindet. Dieses System der Annahme der Kriegsleute mit Armirung, welches in gleicher Weise bereits im Mittelalter in Europa allgemein war, ist seit älteren Zeiten in Indien gebräuchlich und erweist sich auch unzweifelhaft dem Zwecke entsprechend, sodaß das englische Gouvernement in neuerer Zeit dasselbe System anzuwenden versuchte und einen Anfang damit gemacht hat mit der so-

genannten irregulären Reiterei, die ganz in gleicher Weise geworben und besoldet wird, wobei man dieselbe zu einer gleichförmigen Kleidung hinzudrängen und diese zwar mehr zur Aehnlichkeit mit den europäischen Uniformen zu gestalten suchte.

Das glückliche Land von Kaschmir.

Es scheint, daß das Glück der Bewohner Kaschmirs mit ihrer Selbständigkeit gleichen Schritt ging. Der kriechende, knechtische Bürger ist immer ein Beweis, daß das Land sich nicht glücklich fühlt, der stolze, entschiedene, kräftige Charakter der Bürger aber ein Beweis ihres und des Landes Wohlbefindens. Die ältern Bewohner von Kaschmir, Hindu, werden uns als überaus kriegerisch, brav und hartnäckig geschildert, sodaß sie, nachdem das Land ihnen verloren war, sich in die Gebirge zurückzogen und noch lange den hartnäckigsten Kampf gegen die mohammedanischen Besieger fortsetzten, der nur nach den größten Opfern und schweren Anstrengungen endlich mit ihrer vollständigen Ueberwindung endigte. Die Ueberzeugung, daß die Nation nie für längere Zeit zu beherrschen sein werde, so lange dieser unbeugsame, männliche, heldenmüthige Charakter des Volkes nicht gebrochen und verdrängt, veranlaßte aber jenen Befehl, daß die Kaschmirer nie anders als in Weiberkleider gekleidet sich sehen lassen durften, wodurch man ihren männlichen Sinn zu untergraben gedachte. So viel

Widerstand dieser Befehl auch anfänglich hervorgerufen und wie oft die Weiberröcke abgeworfen und um den Arm geschlagen zum Schilde dienten, so gelang es doch mit den Jahren von Generation zu Generation den Charakter der Kleidung entsprechend zu erziehen. Ich möchte behaupten, die glücklichen Jahre der Nation waren jene frühern und die im Weiberrocke nachkommenden bis heute das Gegentheil von jenen, wo die ganze Variation sich darauf zu beschränken scheint, daß ein Statthalter mehr getrunken, geliebt und geschmaußt, daß einer mehr Oel verbrannt, mehr Wein verbraucht, mehr Tänzerinnen gehabt, mehr Stoff verthan und was dergleichen Alles mehr als der andere. Kaschmir, ein durchaus glückliches, von der Natur vorzugsweise begünstigtes Land, war es nicht durch seine Beherrscher, denn wiewol die ältere Geschichte von Kaschmir versichert, daß dies namentlich zu der Zeit der Hinduherrscher der Fall gewesen, so ist derartigen Nachrichten doch oft sehr zu mistrauen. Die neuere Geschichte erzählt uns dagegen von dem festlichen und lustigen Leben, was unter Jehangir in Kaschmir heimisch geworden, wo er mit seiner geliebten Nurjehan jährlich fast mehre Monate zubrachte und während dieser Zeit das ganze Land von Lust, Festlichkeiten, Feuerwerken, Illuminationen, Gesang und Tanz widerhallte. Vielleicht weniger der Lust hingegeben, doch gewiß weiser war die Regierung Ackbar's, des Ersten der Mongolendynastie von Dehli, der hier Besitz ergriff, wiewol

der Kampf um die Freiheit in damaliger Zeit mit großer Anstrengung geführt wurde. Nach Ackbar und Jehangir erzählt uns Bernier zuerst von Kaschmir, der mit Aurangzeb hier war. Eine abhängige Provinz, entlegen vom Sitze des Herrschers, wird immer nur eine zweite Stelle einnehmen und es werden mehr oder weniger Privatinteressen in derselben thätig sein; dieser Fall dürfte durch eine lange Reihe von Jahren sich in Kaschmir gezeigt haben und wenn unter diesem oder jenem Afghanen- oder in neuerer Zeit Sikhgouverneur das Land sich glücklicher fühlte als unter andern, so ist dieses Wohlbefinden doch eben immer nur sehr untergeordneter Art gewesen. Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die letzten Jahre, wo Kaschmir unter der Sikhherrschaft stand, so dürfte daraus schon die Bestätigung des Gesagten mehr oder weniger hervorgehen. Unter den Sikhgouverneurs nennt man Kepar-Ram als denjenigen, unter welchem Kaschmir am glücklichsten sich gefühlt, und vergleicht jene Zeit, wie eben der Menschen Erinnerung sich gern an Glanz und Lust knüpft, mit der Zeit Jehangir's. Dieser Kepar-Ram lieferte jährlich an die Regierung nach Lahore 42 Lack ab und man nannte das Land damals glücklich, im Vergleich zu jetzt, wo schon seit mehren Jahren die Rente von Kaschmir auf 20 Lack herabgesetzt wurde und der Gouverneur Gulam-Muhyiddin, wie die englische Blätter wissen wollten, nur 6 Lack in Wirklichkeit ablieferte, und dabei nannte man das Land nicht

glücklich, ja erzitternd, niedersinkend unter der Last des Druckes. Daß unter dem Gouvernement Gulam-Muhyiddin's das Land sich nicht glücklich fühlte, ist sicher; ob es aber glücklich war zu der Zeit, wo es außer den 42 Lack noch die Kosten für den höchst verschwenderischen Haushalt des vergnügungssüchtigen Kepar-Ram aufbringen mußte, ist eine andere Frage, die von dem Abgaben entrichtenden und Arbeit leistenden Stande der damaligen Zeit weit richtiger beantwortet worden sein dürfte, als von dem Heere der Kaufleute, Munschis, Priester und Militairs, welche gerade diejenigen waren, die bei dem lustigen Leben Kepar-Ram's Genuß und Vortheil fanden und das Land für glücklich hielten, weil sie sich sehr wohl befanden.

Die Pandits.

In Kaschmir wurde bisher eines der großartigsten Aussaugungssysteme durchgeführt, was mir noch vorgekommen, und wie ausgebildet und wie seit lange her bestehend dasselbe ist, geht daraus hervor, daß nur die von Alters her eingeweihten Rechnungsführer die Sache zu leiten verstehen. Das Rechnungswesen des Landes ist nämlich in den Händen der Pandits oder Brahmanen von Kaschmir, einer so enggeschlossenen Kaste, als nur irgend eine sein kann. Diese Pandits, geschickt, wie alle gebildeten Indier, in Führung der verwickeltsten Rechnungen, sind nächstdem mit den Verhältnissen der Einzelnen des Landes von Generation zu Generation vertraut. Als die Afghanen 1752 Herren des Landes wurden, hatte man ihrer, schon weil sie Hindu waren, sich nicht gern bedient, sah sich aber genöthigt, von ihnen Gebrauch zu machen und so das Rechnungsamt ihren Händen zu überlassen. Als das Land von den Afghanen unter die Herrschaft der Sikhs kam, wurden die Pandits abermals ihrer Aemter entsetzt und das Rechnungswesen Munschis, Beamten aus dem Penjab und

Indien, übergeben; doch bald erwies sich, daß sich die alte Erfahrung wiederholte und, man sah sich genöthigt, die Pandits wieder in ihre Aemter einzusetzen, um die Maschine im Gange zu erhalten. Daß die Rechnungen aber complicirt sind, läßt sich daraus abnehmen, daß jeder einzelne Arbeiter im Lande in Ab- und Zurechnung mit der Regierung steht, die dieses auf alle Einzelheiten des Häuslichen eingehenden Personals so zu dieser Controlirung bedarf, was persönlich mit den verschiedenen Individuen vertraut ist, dies aber für einen sich neu in die Sache Einarbeitenden große Schwierigkeiten veranlassen und nebenbei der Regierung selbst nur Nachtheil bereiten würde. Bedenkt man aber, welche große Zahl von Rechnungsbeamten bei einem dergleichen Ueberwachungssysteme nöthig wird, und daß all dieses Personal leben und, man möchte beisetzen, gut leben will, so wird man zugestehen, daß das glückliche Kaschmir eine recht unglückliche Bevölkerung umschließen muß. Die Pandits sind offenbar die glücklichste Classe im Lande, die dabei in weiser Zurückgezogenheit leben und unter sich von dem Hohen zum Niedern in strenger Ordnung sich gegenseitig überwachen und eng zusammenhalten, sodaß es noch keinem Gouverneur gelungen ist, gegen sie etwas zu unternehmen.

Einfalt des Zemindar von Omewar.

In Banera, einem Orte der Landschaft Omewar, kam, kurz nachdem ich mein hier aufgeschlagenes Zelt erreicht, der Landbesitzer, Zemindar, mit einigen andern Bewohnern der Ortschaft zu mir, um mich zu besuchen. Er war in seiner Persönlichkeit freundlich und offen und kam das Gespräch bald auf die Bhiels und die ihn in neuester Zeit betroffene Entwendung von 111 Stück Vieh durch die Bhiels, wobei er sich als ihr entschiedener Feind erklärte und mir allen möglichen Schutz und Beistand gegen etwaige Angriffe derselben, die hier nicht selten vorkommen sollen, anbot, auch Leute zu diesem Zwecke bis an die Grenze seiner Besitzung mitzugeben versicherte. Jene stattgefundene Beraubung war das Werk der neuesten Zeit und waren jene genannten 111 Stück Vieh ihm innerhalb vier Wochen gestohlen worden. Er wendete sich mit einer Klage an seine Regierung, den Ort angebend, wohin die Räuber sein Vieh gebracht hatten, und erhielt darauf die Weisung, worüber er mir die Parwänah vorlas, daß er sich vor der Hand nicht weiter an den Bhiels reiben solle, es werde von dem Derbar

ein Kamdar geschickt werden, der die Sache untersuchen und berichtigen solle. Dem fügte der schlichte Zemindar bei, unter Beistimmung aller Anwesenden, daß man immer so verfahre, indem dies immer die Manier der Briefschreiber so sei, um eine klagende Partei zur Ruhe zu bringen! Offenbar stehen die Leute hier noch in den Kinderschuhen der Civilisation, wo die Briefschreiber noch nicht zu den ehrlichen Handwerkern gezählt werden.

Heuschrecken in den Schneeregionen.

Dem mit den kältern Regionen des Himalaya wenig Vertrauten dürfte es gewissermaßen auffällig erscheinen die Heuschrecken als Nahrungsmittel der Bären daselbst aufführen zu hören, was sie auf jenen schönen Schneefeldern in der That sind. Diese Heuschrecken werden durch die großen Stürme mit hierher geführt; die Kälte dieser hohen Regionen läßt sie aber erstarrt herabfallen, ihre Flügel, die ihnen bis dahin dienten, um sich schwebend zu erhalten, versagen ihren Dienst; so fallen sie herab und liegen, wenn nicht in Haufen, doch in ziemlicher Menge auf dem Schnee, erstarrt wo die Sonne nicht sehr wirkt, um sie so zum Leben zurückzurufen. Sobald die Sonne aber ihre starren Glieder soweit wieder erwärmt, um ihnen eine Bewegung zuzulassen, so springen und flattern sie wieder ein Stück hin; doch ist ihre Thätigkeit nicht groß und währt nur kurze Zeit, bis die Kälte des Abends oder Morgens, das Scheiden der Sonne, sie wieder in ihren Todesschlaf versetzt, in welchem Zustande sie den Bären als Nahrung dienen. Ich habe nicht das vom Winde Herbeitreiben

und dann hier Niederfallen der Heuschrecken gesehen, und wenn man hier einen Eingeborenen fragt, so ist dies ihm ebenso gegangen; gleichwol glaube ich darin die einzige mir genügende Erklärung für das Vorhandensein der Heuschrecken hier oben zu sehen. Diese Heuschrecke ist übrigens ganz dieselbe große Heuschrecke, wie sie in Persien vorkommt und wie ich sie in unzähligen Schwärmen in Afrika sah.

Die Ehre auch indischen Frauen heilig.

Hat man oft den Asiaten von Seiten der Europäer das Gefühl, die Idee von Ehre abgesprochen und aus mehr als einer Sprache derselben nachweisen wollen, daß selbst das Wort und somit der Begriff dafür nicht vorhanden, so ist dies offenbar eine unrichtige Ansicht und dürften, abgesehen davon, daß auch für die der Ehre entsprechenden Gefühle Bezeichnungen in den Sprachen vorhanden, Fälle des täglichen Lebens wol Jeden von der Unrichtigkeit dieser Ansicht überzeugen, der überhaupt überzeugt zu sein wünscht. Vielfach sind Vorfälle in der Geschichte Indiens verzeichnet, die davon Beweise ablegen könnten. Es sind jedoch vielmehr diejenigen Classen des Volkes, deren Thaten und Schicksale meist nur selten in den Büchern der Geschichte Aufnahme finden, deren Handlungen man als die des wirklichen Volkscharakters anzusehen hat. Mannichfaltig sind die Vorkommnisse, die als Beweise für das hier Gesagte dienen würden; ein derartiger Vorfall, der sich in Bhurtpur zutrug und dessen Folgen so nachtheilig für den Ort wurden, möge hier einen Platz finden, ein Vorfall, der die

Plünderung Bhurtpurs nach sich zog. Die Stadt war nach langem Widerstande durch Verrath in die Hände der Engländer gefallen, indem dem Vezir mehre Kroos Rupee versprochen worden waren. Die Stadt war in Folge dessen auch bereits übergeben, als von der braven und muthigen Frau eines Sipahi ein englischer Soldat, der mehr von ihr verlangte und erzwingen wollte als sie zu gewähren Willens, erstochen wurde. Der englische Befehlshaber, General — —, dessen Name einen gewissen Glanz erhielt durch diesen Feldzug, fand in diesem Vorfalle Veranlassung, um den englischen Regimentern, die schon lange in Indien gedient hatten, Bhurtpur zur Plünderung zu überlassen, was diese, nach der Angabe eines Augenzeugen, sowie nach den noch jetzt nach etwa 16 Jahren vorhandenen Spuren, auch getreulich vollbrachten. Doch mögen die Todten ruhen! Was schläft nicht Alles in dieser Welt, die hier mit der Dulderkrone auf dem Bette der Verwesung, Andere dort mit dem Lorbeerkranze auf dem Bette der Ehre!

Die Rani von Kotilah.

Nach meinem ersten Aufenthalte in Dehli reiste ich von da nach Merut, wo ich Capitain M— zu finden hoffte, an den ich geschrieben. Bei meiner Ankunft daselbst erfuhr ich jedoch, daß er denselben Morgen mit seinem Regimente gegen die Rani von Kotilah marschirt war, die sich der Einmischung der Engländer in ihre Regierung widersetzt und dabei den sehr logischen Schluß geäußert hatte, daß dermalen 5 Kroos Rupee in ihrem Schatze seien; wenn die Engländer ihren Willen durchsetzten, so würden sie diese Summe nehmen, somit sei es besser, sie gebe dieselbe ihren Sipahis, und möchten diese lieber die Summe nehmen und dafür kämpfen. Das Land der Rani ist sehr klein, doch war es um so rühmlicher, daß die Rani mit ihrer geringen Macht ihr Recht zu wahren versuchte, wo Mächtigere sich als Sklaven beugten.

Wegelagerer.

Nach Zurücklegung eines höchst schwierigen Gebirgsweges des Himalaya zwischen Nahar und Chomuk, im nordöstlichen Penjab, südlich des obern Indus, war ich an den Ufern des Flusses zurückgeblieben um zu baden, nur meinen Says, der das Pferd hielt, warten lassend. Nachdem ich mein Bad beendigt, wollte ich meinen Weg weiter fortsetzen, hatte aber kaum hundert Schritte zurückgelegt, als eine stämmige Figur meinem Pferde in den Zügel fiel, sich dessen und meiner Person zu bemächtigen suchend, angebend, daß hier das Gebiet eines Afghanendorfes sei, das Niemand passiren dürfe u. s. w. Zeit und Verhältnisse erlaubten keine Weitläufigkeiten, da die Absicht dieses Anfalls zu handgreiflich am Tage lag. Die Schwierigkeit des Weges hatte mich heute veranlaßt, sowol Khanda als Pistolen, die außerdem in dieser ungewöhnlich unsichern Zeit gegen meinen Gebrauch am Sattel zu hängen pflegten, von mir zu geben, ebenso hatte mein Says ein Gewehr, was er mir nachzutragen hatte, an einen andern vorausgegangenen Diener abgegeben, und so blieb mir nichts als eine

kleine Afghanen-Reitpeitsche, die ich auch, so gut als mir möglich, zu gebrauchen suchte und damit auch soweit reüsirte, daß, als ich den Mann erst zur rechten Seite des Pferdekopfes hatte, ihm die Peitsche um den Kopf hauend, das Ende derselben sich in seine Augen schlug. Dies half, er ließ los und mit den Händen nach den Augen fahrend, wendete er sich zur Flucht. Ich verfolgte ihn, doch als einen guten Läufer, wie er sich erwies, konnte ich ihn in den ersten hundert Schritten nicht einholen. Als er jedoch sah, daß sein Vorsprung sich sehr verkürzte, sprang er in einen großen Wassertümpel, wohin ich ihm mit dem Pferde nicht folgen konnte, da derselbe morastig war. Ich gab so anscheinend die Verfolgung auf und wendete mich wegwärts, was er benutzte, aus dem Wassertümpel herausging, stehen blieb und, wie es schien, einen neuen Angriff überlegte. Mich entsinnend, daß ich in geringer Entfernung einige zu mir gehörende Sipahis zurückgelassen, die jetzt in meiner Nähe sein mußten, schienen mir die Verhältnisse günstig, um den Friedensstörer von dem Tümpel abzuschneiden und wenn er seine Flucht in der von ihm angenommenen Richtung weiter fortsetzte, ihn den entgegenkommenden Sipahis in die Hände zu treiben, was ich that. Sich von dem Tümpel abgeschnitten sehend, war seine Ueberlegung zu Ende, er suchte sein Heil abermals in der Flucht. Ich verfolgte ihn so und hoffte den besten Erfolg, als ich jenseit der kahlen Fläche am Flusse, wo sich der Vorfall zutrug,

etwa 600 Schritte entfernt, eben einen Sipahi ankommen sah, dem er, so schien es, unfehlbar in die Hände laufen mußte. In diesem für den Mann kritischen Momente rief ihm seitwärts von dem Holzrande her eine Stimme zu; er sprang, dies hörend, sofort nach dieser Richtung hin und erreichte glücklich die mit dichtem Buschwerk bewachsene Bergwand, wo er vor meiner weitern Verfolgung gesichert war. Hätten die Sipahis Kenntniß von dem Vorfalle gehabt und wären dieselben demnach aufmerksam gewesen, so konnte uns der Mann nicht entgehen, da auch mehre andere Sipahis, die einen obern Weg eingeschlagen hatten, von dieser Seite ihm die Flucht versperren konnten; alle die Sipahis hatten zwar gesehen, daß ich Jemand verfolgte, jedoch den ganzen Vorfall nicht begriffen, und der Mann entkam so, denn als ich den Sipahis zurief, ihn zu verfolgen, hatte er bereits zu viel Vorsprung gewonnen und ich gab die weitere Verfolgung auf, ihm Glück zu seinem Entkommen wünschend, da es mich nur in Verlegenheit gesetzt haben würde, wenn wir ihn gefangen hätten. Als ich nach einigen Stunden bei meinem Vortrapp ankam, erfuhr ich, daß man drei Leute am Wege gesehen hatte; es war höchst wahrscheinlich, daß jener Mann mich nur als Vorläufer der Uebrigen angegriffen, die sich im Gebüsche verhielten, um mich nöthigenfalls an der Flucht zu verhindern, daß sie aber, als sie den unerwarteten Verlauf des Anfalls gewahrt, ihre warnende Stimme erschallen ließen.

Zwei Leute, die ich in der Nähe des Platzes, als ich von der Verfolgung zurückkam, in dem Gebüsche bemerkte, und die sich sogleich verbargen, als sie sahen, daß ich sie erblickt, waren jedenfalls seine Helfershelfer. Weiter vorwärts auf dem Wege hatte ich gleichfalls noch Leute im Gebüsche, nahe am Wege, wahrgenommen, doch konnte ich mich über ihre Zahl nicht vergewissern; desgleichen hatte ich noch etwas weiter am Wege zwei sehr ungesittete Figuren passirt, die mir, nach dem eben vorgefallenen Angriffe, durchaus nichts Anziehendes in ihrem Aeußern zu haben schienen, ganz besonders, da ich ohne jede Waffe und mein Says für gar nichts zu rechnen war.

Bei meinem Vortrapp angelangt schickte ich zwei Sipahis zurück, den nachkommenden Sipahis entgegen, mit der Weisung, eine unmittelbar oberhalb des Platzes, wo der Angriff geschehen war, gelegene Ortschaft zu besetzen, bis mein sämmtliches Gepäck passirt sei, oder im geeigneten Falle zweier Männer jener Ortschaft sich zu bemächtigen und diese mit sich zu führen, bis das Gepäck wohlbehalten auf dem heutigen Haltepunkte angekommen. Die Sipahis besetzten das Dorf, wo sie verweilten bis das Gepäck passirt war, dann diesem sich anschlossen, und auch Alles wohlbehalten und ohne weitere Störung in Chomuk eintraf.

Mein erster Munschi in Indien.

Ich war eines Tages, als mein Boot bei Kurdeva am Ufer des Hugly lag, mit meinem Munschi an das Land gegangen, und zwar im Angesicht eines Polizeipostens. Bei der Rückkehr fand der Munschi, als er seine Kasse revidiren wollte, daß das Kästchen, worin sich dieselbe befand, ebenso wie sein Diener verschwunden war. Zwar hatte er dem Diebe augenblicklich Leute nachgeschickt, die jedoch am Abende, ohne irgend eine Spur von ihm gefunden zu haben, zurückkehrten. Mir erschien bei diesem Vorfalle auffällig, daß ein Eingeborener des Landes, wie der Munschi, hier, wo er zu Hause ist, einen Diener haben konnte, ohne zu wissen, wie er heiße und wo er her sei, was er, auf meine Frage darnach, versicherte, nicht zu wissen; er gab an, er habe ihn in Chinsurah getroffen, habe ihn gefragt, ob er mit ihm gehen wolle, und so sei derselbe in das Boot gestiegen. Wie oft auch dergleichen Fälle in Indien vorkommen mögen, so hörte ich doch, daß dieser Fall ein anderer sein mochte, als er mir von dem Munschi mitgetheilt wurde, indem man mir versicherte, daß dieser Diener schon längere Zeit bei

dem Munschi gewesen sei. Ich konnte mir daraus die Lehre nehmen, nicht Diener meiner Diener in meiner Nähe zu lassen, ohne daß ihr Charakter als gut, d. h. ehrlich legitimirt worden. Ich lasse es dahin gestellt sein, ob das Ganze nicht eine indirecte Anweisung und Erhebung auf mich war, jedenfalls aber hätte der Dieb auch Sachen, die mir persönlich angehörten, entwenden können, da des Munschi Effecten sich in meiner Kajüte befanden.

Schon an diesem ersten Tage würde der mit Indien und dem Charakter der Eingeborenen besser Vertraute zu Vermuthungen über den Charakter dieses Munschi sich veranlaßt gesehen haben, wogegen ich erst durch spätere Vorfälle belehrt wurde, wie wenig derselbe meinen Wünschen und Erwartungen entsprach. Mit den Bootsleuten, die mich nach Murshedabad gebracht, hatten einige Verhandlungen über den Abzug von fünf Rupee als Strafgeld wegen mehrfach verweigerten Gehorsams unter Zuziehung des Munschi und zwei der Leute als Zeugen stattgefunden. Der Boot-Manjhi hatte erklärt, daß er die Richtigkeit der Sache anerkenne und sich nicht weigern werde, die Zahlung in der Art hier anzunehmen, den Abzug aber als wohlbegründet anzusehen. Der Munschi gab mir nach abgemachter Sache ganz Recht und fügte hinzu, ich solle nur allemal die Leute durch Abzüge bestrafen, da dies weit besser sei als andere Bestrafung. Dennoch weigerte man sich, als ich den Schiffern nach der Ankunft in Murshedabad meine Rechnung vor-

legte, deren Richtigkeit anzuerkennen, indem man die volle Zahlung verlangte. Ich erklärte mich hierauf zu dem Abzuge berechtigt und dies um so mehr, da es dem schriftlichen Accorde gemäß war. Die Schiffer nahmen die Bezahlung nicht an; nach zwei Tagen kamen sie jedoch wieder und verlangten dieselbe in der von mir vorgeschriebenen Weise. Später hörte ich, daß es nur das Werk meines Munschi war, welcher den Leuten gesagt, die Zahlung nicht anzunehmen, da ich den nächsten Tag dieselbe gewiß voll leisten werde.

Ein ähnlicher Fall fand mit dem Toti statt, dem der Munschi die Weisung gegeben hatte, für nicht weniger als drei Rupee seinen Dienst zu thun, wiewol der allgemein übliche Lohn nur zwei Rupee betrug. Von Seiten seiner Verwandten hatte der Toti die strenge Weisung erhalten, nur zwei Rupee zu verlangen, doch nahm, in Folge der Anregung des Munschi, der Toti erst nach einigen Weitläufigkeiten die Stelle für den gewöhnlichen Lohn an. Ein gleicher Fall fiel mit einem Schneider vor, mit dem ich accordirt hatte, Kleider zu einem gewissen Preise zu fertigen, und der auf Zureden des Munschi das Zeug zurückbrachte und eine ansehnliche Preiserhöhung verlangte. Auf meine ernstliche Weigerung, mehr zu geben, wobei ich versicherte, daß das Zeug eingepackt und später gefertigt werden solle, entschloß sich jedoch der Schneider weislich, das Gewisse vor dem Ungewissen zu nehmen, später angebend, daß ihn der Munschi zu seinem Benehmen angewiesen habe.

Eine andere Betrügerei betraf einen Palankin, den ich kaufen und zum Gebrauche vorrichten ließ. Der Munschi agirte bei Abschließung des Accords mit den Handwerksleuten als Unternehmer und ließ sich von mir vorschußweise bezahlen, doch unterblieb die Arbeit, bis ich endlich Leitung und Zahlung selbst übernahm; natürlich war jenes in die Hände des Munschi gezahlte Geld längst entschwunden.

Täglich, ja stündlich sich wiederholende ähnliche Vorkommen veranlaßten mich, an den Vater des Munschi zu schreiben, ihm das Benehmen seines Sohnes mitzutheilen und ihm zugleich freizustellen, ob er denselben zurückrufen und seinen jüngern Sohn in seines Bruders Stelle einrücken lassen wolle, da es eigentlich dieser gewesen war, den ich angenommen und nur bei meiner Abfahrt in Chinsurah ein Wechsel der Personen stattgefunden hatte, eine Maßregel, deren Weisheit ich vom ersten Augenblicke an erkannte, insofern beide Brüder sehr verschieden voneinander waren und das einnehmende Wesen des jüngern dem ältern durchaus mangelte. Nach seinem Abgange, den er unter dem schützenden Mantel der Nacht vollbrachte, liefen viele Klagen gegen ihn ein. Allenthalben war er schuldig, und unter Anderm auch einer Tänzerin, deren Zuneigung er sich für diese drei Wochen des Aufenthalts in Murshedabad zu erwerben gewußt und die ihm dabei soviel Vertrauen gezeigt, daß sie ihm Schmuck und andere Dinge zur Aufbewahrung übergeben. Ich ließ die verschiedenen, gegen ihn

eingelaufenen Klagen und Anfoderungen zu Papiere bringen und sollte eben dieses Verzeichniß seinem Vater zur Kenntniß gebracht werden, als der Diener des Munschi sich einstellte. Es war schon spät am Abend und vollkommen dunkel, als sich derselbe, durch die Dunkelheit vor unbezahlten Gläubigern sich gesichert glaubend, hereinschlich, um noch einige durchaus werthlose Effecten seines Herrn abzuholen. Sein Erscheinen ließ glauben, daß die Abreise des Munschi nicht stattgefunden habe, sondern daß die Angabe derselben, die verbreitet, nur einer der Auswege seines erfinderischen Geistes sei, um sich seinen Gläubigern zu entziehen. Unter solchen Verhältnissen gab ich dem Vorschlage meiner Umgebung Beifall, den an den Munschi Ansprüche Habenden den Diener zu überweisen, um sich durch diesen zu seinem Herrn, der offenbar eine Wohnung in einem entlegenen Theile der Stadt bezogen hatte, führen zu lassen. Der Erfolg entsprach auch der Erwartung; einige Gläubiger machten sich bezahlt, die Inderin erhielt ihre Sachen wieder, und wenn auch nicht sämmtliche Theile oder vielmehr kein Theil vollkommen befriedigt, so war doch die Angelegenheit zur möglichsten Zufriedenheit abgemacht worden, wobei der Munschi selbst nur die wenigen, zu seiner Heimreise nöthigen Rupee — da er dieselbe anstatt mit 25, die er als dazu unumgänglich nöthig angegeben und erhalten, für 3 Rupee bewirkte — erübrigt hatte.

Die Bewohner von Tikkry.

In Mansury hatte ich für meine ganze Reise nach Simla Culis gemiethet, jedoch keine Träger für den Chimpan, indem mir von dem Magistrate in Mansury dies widerrathen worden war und übrigens, da derselbe meist leer getragen wurde, nur 4 oder höchstens 6 Leute dazu gebraucht wurden, eine Zahl, die in den Ortschaften des Gebirges zu erlangen keine Schwierigkeit zu befürchten war. Die Reise war auch gut von statten gegangen, die als Culis gemietheten Leute waren willig und freundlich und es hatte nicht die geringste Streitigkeit oder Unannehmlichkeit mit ihnen stattgefunden. Jeder derselben erhielt täglich 2 Ana, ein Lohn, der im Besitzthum des Radjas von Tiri, wohin sie gehörten, der allgemein übliche war; auch hatte man mir bei Zusendung der Culis von Seiten der englischen Behörde in Mansury diesen Preis als den ihnen zu zahlenden notificirt. Tikkry, der Schauplatz der hier mitzutheilenden Begebenheit, liegt nicht mehr in dem Dominium des Radja von Tiri, sondern in dem des Radja von Rahn, und steht mit noch einigen angrenzenden Dörfern unmit-

telbar unter einigen sich sehr selbständig und frei dünkenden Jagirdars oder Lehnsherren. Kurz vor der Ankunft in Tikkry hatten namentlich mit einem der Chimpanträger, einem jungen Brahmanen, Streitigkeiten stattgefunden, welche von mir heftiger aufgenommen wurden, als wol eigentlich der Fall gewesen wäre, wenn jener Träger seinen Worten nicht einen beleidigenden Ton und Ausdruck gegeben hätte. Die Sache ging vorüber und Alles schien in sein altes Gleis gekommen zu sein. Eine Stunde später kamen wir in die Nähe von Tikkry, ein Ort, der auf einer schmalen Bergzunge in das Thal vorgeschoben liegt, mit dem Berge selbst durch einen kaum 20 Schritte breiten Kamm zusammenhängend, über welchen unser Weg führte. An dieser Stelle des Weges, von wo es kaum 100 Schritte bis an den Ort war, standen, als wir dort ankamen, ein alter Mann und einer von mittlern Jahren, die uns begrüßten, mich auffodernd, hier Halt zu machen, da Tikkry der Ort, wo der regelmäßige Marsch beendigt und von hier bis nach Chepal wieder ein Marsch sei. Ich hörte der Sache zu wie Einer, der gern glaubt, was er wünscht, und daß man leicht immer wünscht, am Ziele der Tagereise angekommen zu sein, wenn der Tag heiß war, ist wol erklärlich. Das Ende des angesetzten Marsches sollte noch anderthalb Cos jenseit Tikkry liegen, hier wurde uns versichert, daß Tikkry der richtigere Halteplatz sei und Chepal von hier am nächsten Tage bequem erreicht werde; es ging so meinen Leuten wie

mir, wir gaben der Vorstellung gern Gehör, fragten, wie es mit Mehl und andern Bedürfnissen aussähe, ob wir dieselben hier bekommen könnten, und erhielten auch darüber die befriedigendsten Zusicherungen.

Auf diese Angaben hin nahmen wir unsern Weg nach dem Orte, der, wie erwähnt, auf einem schmalen Bergrücken lag. In der Mitte des kleinen Dorfes befand sich ein erhöhter Platz, auf welchen von ein paar Seiten hin Treppen führten; gerade vor diesem erhöhten Vierecke, nach dem Wege zu, lag, etwas höher als dieses Viereck, der kleine Tempel des Ortes, und auf der entgegengesetzten Seite von diesem gelangte man auf die Straße des Dorfes, wenn man den Weg so nennen kann, der, kaum 50—60 Schritte lang, nach dem Hause des Dorfältesten oder Vorstandes führte. Unterhalb des Vierecks, unmittelbar nächst demselben, lagen die übrigen Häuser der kleinen Ortschaft. Der Mann, der uns aufgefodert, hier zu rasten, war der Vorstand des Dorfes selbst, und somit glaubten wir um so sicherer auf eine freundliche Aufnahme rechnen zu dürfen. Auf dem Vierecke wurden meine Zelte aufgeschlagen, die Leute kamen und gingen und Alles schien in seiner besten Ordnung zu sein, nur fiel mir auf, daß die Chimpanträger eine lange Unterredung im Gebirgsdialekte mit den Dorfbewohnern, namentlich mit dem Vorstande, hatten, die unverkennbar auf mich sich bezog und nicht eben Lobrede gewesen sein dürfte.

Um 1 Uhr waren wir in Tikkry angekommen und

hatten die Versicherung erhalten, daß die nöthigen Lebensbedürfnisse sofort herbeigeschafft werden würden. Indeß waren auch die Culis angelangt, die Leute waren hungerig, wollten Mehl haben, doch das Mehl war noch nicht gebracht worden. Ueber dem Aufschlagen der Zelte und den vorläufigen Einrichtungen verging noch eine halbe Stunde. Der Vorsteher des Dorfes verweigerte jetzt die Lebensmittel beharrlich. Ich ließ ihm die Parwänah vorlegen, worauf er erwiderte: „Was Parwänah! Das ist nichts!" — Darüber war es 2½ Uhr geworden, ohne daß die Leute die nothwendigen Lebensmittel erhalten hatten. Für mich führte ich Lebensmittel bei mir, auch für meine Diener würde Rath geworden sein; die Culis dagegen hatten Nichts, da sie ihre Bedürfnisse nicht bei sich haben, sondern für sie Lebensmittel von Dorf zu Dorfe oder besser von Lagerplatz zu Lagerplatz gesucht werden müssen. Endlich brachte man ein wenig Holz, wofür man 3 Pais verlangte, indem man zugleich fragte, für wie viel Ana Gras man bringen solle. Ich erklärte, daß ich nach den mir gewordenen Angaben und Weisungen weder für Holz, noch für Gras etwas zahlen werde in Dörfern, wo beides nächst den Häusern in Menge stehe, dagegen werde ich und meine Leute alle übrigen Dinge bezahlen, wie Milch, Mehl u. s. w. Hierauf trug man das Holz wieder weg, und Alles war beim Alten. Die Culis verlangten von mir, ich möge ihnen zu Mehl verhelfen, damit sie essen könnten und ausruhen.

Es war jetzt 5 Uhr und noch immer nichts gebracht worden, wiewol der Schaperasy die Leute fortwährend dazu aufgefodert hatte. Diese erwiderten, wenn ich für jedes Maß Weizenmehl 3 Pais und für jedes Maß Moruwamehl 2 Pais zahle, so könne ich Mehl bekommen. Vergebens stellte ich den Leuten ihre Uebertheuerung vor, anführend, daß ich noch nirgend im Gebirge, selbst in Gangotri nicht, wohin das Mehl viele Tagereisen weit herbeigeschafft wird, mehr als 1 oder 2 Pais für den Seer Backa gezahlt habe; vergebens stellte ich ebenso vor, daß diese Maßregeln nicht mich, der ich alles Nöthige bei mir habe, sondern ihre eigenen Landsleute, die Culis, träfen, welche dadurch um ihren sauer verdienten Lohn geschmälert würden. Dies Alles wurde nicht beachtet und ich meinestheils konnte nur versichern, daß ich aus dem Beutel eines Dritten nicht mehr verwilligen könne als den üblichen Preis. Ich schlug zum Ueberflusse noch vor, mir am nächsten Tage einen Mann mitzuschicken, und bestätige sich, daß, wie sie behaupteten, der Preis für das Mehl in der Gegend hier höher sei als dort, wo wir herkämen, so verspreche ich, alles Fehlende aus meinem Beutel nachzuzahlen und dem mitgehenden Boten seinen Weg reichlich zu vergüten. Auch dies blieb ohne Erfolg und der Vorschlag wurde verworfen. Anstatt der verlangten 16 Seer wurden endlich 2 Seer Mehl gebracht; da aber der dafür gefoderte Preis nicht verwilligt wurde, so brachten die Leute das Mehl in das Vorrathshaus zurück und

weigerten sich abermals beharrlich und bestimmt, Mehl zu geben.

Fünf Stunden hatten diese Plackereien gewährt und meine Geduld war endlich erschöpft. Lebensmittel mußten herbeigeschafft werden, die Leute waren hungerig, weiter konnten wir nun nicht mehr und waren von dem Ortsältesten, sowie von dem Djana selbst aufgefodert worden, gegen unsern anfänglichen Willen hier zu bleiben. Ich nahm somit einen der Sprecher am Arme, der Schaperasy den andern, und wir führten sie nach dem Hause, wohin sie das Mehl gebracht hatten, sie auffodernd, das nöthige Mehl zu geben. Mehre Leute aus dem Dorfe, mit Stecken und Keulen bewaffnet, umzingelten uns sofort, und namentlich schlug ein alter Mann mit einer Keule, die zum Oelausstampfen benutzt zu werden pflegt, ohne jede Rücksicht darauf los; das Gedränge war in einem Augenblicke vollkommen; ich faßte den Stecken eines der auf uns Eindringenden, deckte mich und ergriff den Hauptsprecher bei den Haaren, ihn mir nach aus dem Gedränge ziehend nach dem erhöhten Platze, wo mein Zelt sich befand und wo dermalen auch meine Leute standen. Der Schaperasy und einer von meinen Leuten hatten sich des Djana bemächtigt, den sie gleichfalls hierher brachten. Beide wurden hierauf gebunden, mit der Weisung, daß sie nicht eher in Freiheit gesetzt werden würden, bis sämmtliche Culis hinlänglich mit Mehl versorgt seien.

Die Scene möchte einem unbetheiligten Zuschauer

sehr lächerlich erschienen sein. Oben auf dem Platze befand ich mich; mehr nach dem Dorfe zu, in der dem Tempel entgegengesetzten Richtung, war an dem Rande der Mauer des etwa 10 Fuß erhöhten Platzes ein Steinsitz angebracht; von hier gingen einige Stufen hinab auf die Straße und den Platz des Dorfes. Auf dem erhöhten Platze war zur Rechten eine Säule, an welche unsere beiden Gefangenen gebunden waren, die Treppe hatten meine Leute besetzt, unten standen die Dorfbewohner, mit denen von dem Sitze aus verhandelt wurde. Nach langem Hin- und Herreden brachte man endlich das verlangte Mehl, worauf ich kein Bedenken trug, den alten Mann losbinden zu lassen, der ursprünglich der Hauptsprecher und Agitator gewesen war und den ich gern früher freigelassen hätte, wenn es irgend möglich gewesen wäre, ohne unserm Zwecke zu schaden; doch war derselbe kaum in Freiheit, als auch das Mehl wieder verschwunden war. Es kostete ernstliche Vorstellungen, bevor man dasselbe zurückbrachte; übrigens war auch der Vorstand des Dorfes noch in unserer Gewalt. Das Mehl wurde nun vor den Augen der ganzen Versammlung durch den Schaperasy gemessen, von mir nach unserm Preise berechnet und der Betrag aufgezählt. Darauf wurde der Djana losgebunden und ihm das Geld eingehändigt, dessen Aufzählung, sowie den Ankauf des Mehles er unmittelbar vor sich hatte vornehmen sehen. Der Djana verweigerte die Annahme des Geldes, was dagegen einer der andern Leute des Dorfes ruhig an-

nahm und Alles soweit für richtig erklärte. Bald kehrte er jedoch zurück und legte das Geld auf den Platz nieder, wo das Mehl gemessen worden war.

Ein gegenseitiges Verstehen schien zwischen mir und meinen Leuten zu herrschen; keiner fragte, keiner sah hin, keiner kümmerte sich um das Geld, welches bei dem Anbruche der Nacht noch unberührt da lag, wo es hingelegt worden war. Nachdem der Streit vorüber, die Culis zu ihrem Mehle gekommen, auch meine Mahlzeit bereitet worden und darüber der Abend schon ziemlich weit vorgerückt war, ehe Alle zur Ruhe gekommen, hatte ich mich kaum niedergelegt, da begann unmittelbar vor meinem Zelte eine Katzenmusik, so laut und unmelodisch dieselbe nur veranstaltet werden konnte. Mein Zelt lag, wie erwähnt, unmittelbar vor dem Tempel, zwischen meinem Zelte und dem Tempel und nächst dem letztern saß jetzt die Jugend des Ortes, ausgerüstet mit allen möglichen kupfernen Geschirren des Dorfes, und lärmte in einer Weise, daß Hunde und Katzen hätten davonlaufen mögen. Die Absicht dieses Auftrittes war leicht zu erklären, sie hofften, ich würde mich einmischen und Ruhe gebieten, und dies werde eine gute Gelegenheit geben, um im Dunkel der Nacht unerkannt Das zu thun, was sie sich scheuten im Tageslichte zu vollbringen. Wäre es zu einer Untersuchung gekommen, so würden sie den Vorwand gebraucht haben, sie seien in Ausübung ihrer religiösen Ceremonien begriffen gewesen und darin gestört, daran verhindert worden und ich

weiß nicht, was sonst noch Alles. Ich schwieg wohlweislich still und ließ die Kinder lärmen; nach einer Stunde hatten sie sich so ausgetobt, daß für den übrigen Theil der Nacht kein Laut mehr zu hören war.

Am Morgen gab es abermals einige Schwierigkeit und Streiterei, veranlaßt durch die Träger, welche den Chimpan bis Chepal bringen sollten. Sie verlangten 3 Ana Lohn statt 2 Ana, unter dem Vorwande, das sei hier der allgemein übliche Preis; in der Voraussetzung, daß dies wahr sei, erklärte ich mich willig, denselben zu zahlen, worauf sie verlangten, ich solle vorausbezahlen. Dies war nun aber ganz gegen den Gebrauch und meiner Ansicht zuwider, mich zu Dingen drängen zu lassen, die durchaus außer dem alltäglichen Gebrauche lagen. Die Sache war endlich nach manchem Für und Wider abgemacht, jedoch schien mir dieselbe sehr gesucht und nach der Katzenmusik des vorigen Abends zweifelte ich nicht, daß man noch einen Versuch im Schilde führe, um sein Müthchen zu kühlen. Das Geld war am Morgen wieder weg gewesen, doch Niemand wollte mehr danach sehen, noch weniger danach fragen, um nicht ein Interesse daran zu verrathen. Der ganze Ort schien ruhig, als mein Zelt am Morgen abgebrochen wurde, die Culis ihre Lasten banden und einer nach dem andern seines Weges zog; gleichwol traute ich nicht und wollte jedenfalls der Letzte sein, um zu sehen, daß Alles glücklich fortgekommen. Ich trieb meine Leute, die sich noch allerhand Geschäfte machten, welche

fast darauf angefangen schienen, um zu zögern, und namentlich waren zwei, gerade diejenigen, welche sich gestern ziemlich thätlich mit in die Sache gemischt hatten, der Schaperasy und der Khidmatgar, darauf versessen, noch einige Züge aus der Hucka zu thun. Sie waren bereits im Begriffe, fortzugehen, als ich mich auf das Pferd setzte, um auch wegzureiten, da ich einen kleinen Umweg machen mußte. Diesen Augenblick benutzten sie, um zurück an das Feuer zu gehen und in Eile noch eine Hucka anzubrennen. Der Khidmatgar greift in die kleine Ledertasche, die er umhängen hat, um den Kuttak herauszunehmen, und findet das bewußte Geld, was man ihm hineingesteckt. Der Khidmatgar, ein kleiner, zorniger Mann, reißt das Geld heraus und wirft es dem Ortsvorstande und einigen anwesenden Leuten aus dem Dorfe vor die Füße.

In demselben Augenblicke stürzen aus allen Häusern die Männer heraus und dringen auf jene Beiden ein. Man ist bemüht, das wieder aufgesammelte Geld von neuem in die Tasche des Khidmatgar zu stecken, dieser weigert sich, es zu nehmen, das Handgemenge wird heftiger und ernstlicher; ein Diener, der noch zurückgeblieben, kam mir nachgesprungen, mir mittheilend, was vorgehe. Dies Alles war das Werk eines Augenblicks. Eben hatte ich erst die Stelle erreicht, wo wir am Tage zuvor durch den Aeltesten des Dorfes eingeladen wurden, hier Quartier zu nehmen. Ich reite zurück, an der Häuserseite unterhalb des erhöh-

ten Platzes vom Pferde springend, meinem Says zurufend, die Augen offen zu halten, eile ich um das Haus herum, die Stufen hinauf, hier oben sehe ich meine beiden Leute, wie sie inmitten von 20 — 30 Männern, deren sie sich von vorn erwehrt, von hinten niedergerissen wurden. Der Säbel des Schaperasy, das gerade Schwert des Khidmatgar standen schon senkrecht empor, es war der Moment, wo sie nach hinten gerissen wurden und noch mit dem Gleichgewichte kämpften. Ich sprang in das Gewirre hinein, von Waffen war meinerseits nicht die Rede; ein abgesagter Feind von allem Waffentragen, was ich umgehe, so lange es nur irgend möglich, hatte ich nur eine gute Reitpeitsche von besonderer Stärke und Länge bei mir, mit dieser hieb ich kreuz und quer auf die Gesichter ein. Die Scene war in demselben Augenblicke verändert. Dem Einen lief das Wasser aus den Augen, dem Andern aus der Nase, und Aller Hände ließen von den beiden Dienern ab; doch was augenblicklich von Jenen abgelassen, wendete sich nun gegen mich. Es konnte nicht fehlen, daß unter solcher Gesellschaft mit einer Reitpeitsche sich eben nicht allzulange ernstlich wirken ließ, ich hieb zwar nach Kräften, zögerte aber ungleich öfter, um nur durch die Furcht vor dem Schlage zu schlagen, und gewann so bald einen freien Raum, mir einen sichern Rückzug deckend; doch gingen die Leutchen ärger darauf als ich ihnen zugetraut, wol möglich, daß auch die Schwielen brannten; ich hatte mich ihrer zu erwehren, bis

ich am Rande der Mauer der Erhöhung anlangte. Hier war eine schmale Gasse, jenseit welcher die Häuserreihe stand, deren Dächer mit ihrem untern Rande wenig höher waren, als der erhöhte Platz. Noch einige Schritte von dem Rande der Mauer und von der Gasse entfernt, fing man meine Reitgerte, im Nu waren acht, zehn Hände daran, Mann an Mann, die ganze Reihe hatte sie gefaßt, ich versuchte sie loszuschütteln, doch dies gelang nicht, und wie sie so mit ganzer Kraft sich entgegenstemmten, überließ ich ihnen die Peitsche mit einem Stoße. Die schnelle Beseitigung der Gegenkraft wirkte rückwärts auf die begeisterten Kämpfer — Zeit genug für mich zu meinem Rückzuge; ein Sprung brachte mich auf das Dach des nächststehenden Hauses und ich hatte nun soweit Freiheit, um mit der größten Ruhe auf demselben weiter hinaufzuschreiten. Meine Gegner waren wüthend, in der ersten Hitze rissen sie die Holzscheite der Dachbedeckung ab und warfen sie nach mir, doch ohne mich zu treffen. Ich hatte meinen Leuten Gelegenheit gegeben zu entkommen und meine Gegenwart war nicht weiter nöthig; längeres Verweilen wäre Thorheit gewesen. Ich ging so oben auf den Dächern hin — die Dächer sind hier nicht sehr steil — und stieg an der entgegengesetzten Seite herab, an dem Hause, wo mein Says mit dem Pferde hielt. Ein kleiner Sprung brachte mich auf die Erde neben mein Pferd, im nächsten Augenblicke saß ich im Sattel und wenige Augenblicke später hielt ich auf dem Kamme, wo der

Weg hinabführte, den ich zu verfolgen hatte. Meine Leute sah ich eben von der hintern Seite der Erhöhung den Berg hinabsteigen nach dem Wege, und somit Alles glücklich erlöst. Die allgemeine Tollheit schien sich wieder gegen mich zu kehren, sobald man mich erblickte; man schrie, man lief, man warf, kurz, die allgemeine Aufmerksamkeit, die man mir zollte, war so groß, daß mein Khidmatgar die Gelegenheit benutzte, um nochmals auf den Kampfplatz zu laufen und sein Schwert wieder zu suchen, das im Kampfe ihm entwunden oder entfallen war. Dieser Versuch glückte auch insofern, daß ich ihn bald mit seiner theuern Klinge zurückkommen sah. Ich dachte mir, so müßten die Leute nach einer Schlacht aussehen; es fehlte zwar Keinem ein Kopf, Bein u. s. w., dagegen sahen sie aus wie die Lumpenhunde, da und dort ein Fetzen, abgemattet und, wie mir schien, in dieser kurzen Zeit selbst abgemagert. Es fehlte uns während des Marsches natürlich nicht an Stoff zur Unterhaltung für den ganzen Tag, denn mit jeder halben Stunde wurde ein anderer der verschiedenen kleinen Vorfälle mit allen seinen Einzelheiten besprochen und beleuchtet.

Der Vorfall war gewiß ein höchst unangenehmer, gleichwol beklagte ich mehr die Bewohner von Tikkry wegen der für sie so nachtheiligen Folgen dieses Auftrittes, als daß ich mich beklagte. Die Sache war offenbar von ihnen bei den Haaren herbeigezogen, doch die Strafe für ihr Benehmen auch eine sehr fühlbare. In Simla angekommen, mußte ich natürlich

den Vorfall zur Kenntniß der Behörde bringen, um so mehr, als ein Schaperasy der Behörde zugegen gewesen und eine Parwānah des Magistrats von Mansury misachtet worden war. Tikkry, das, wie die Nachbarörter, schon früher Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben durch das störrige Wesen seiner Bewohner, wurde zur Zahlung von 2000 Rupee verurtheilt und erhielt 50 Mann Militair zur Einquartierung auf ein Jahr. Ich will glauben, daß mit der Zeit eine Milderung eingetreten ist, doch hörte ich nichts Genaueres darüber.

Viel Lärmen um Nichts.

Auf dem Wege von Nerbudda nach Assergher waren meine Zelte in der Nähe eines Dorfes aufgeschlagen. Ich hatte mich eben zu einer kurzen Ruhe niedergelegt, als eine Gesellschaft von ungefähr 20 Personen eintraf, Bewohner des Dorfes, in Begleitung eines Dieners der Ortspolizei. Sie brachte eine Klage gegen meine Leute an, die ein Zuckerrohrfeld bestohlen haben sollten. Der verübte Schaden betrug höchstens 4 Ana (= 4 Ngr.), und die Leute machten einen Lärmen, als handele es sich um den Wohlstand des ganzen Dorfes. Man versicherte, der Thanadar verlange die Leute vor sich gebracht zu sehen, ein Verlangen, dem ich jedoch die Erklärung entgegensetzte, daß ich auf derartige Vorbescheidung meine Leute nicht verabfolgen werde. Auf ein schriftliches Verlangen des Sahab in der gehörigen Form, versicherte ich, solle er sie Alle haben; einstweilen aber stellte ich es der Gesellschaft frei, Nachsuchung bei meinen Leuten zu halten, und erklärte, daß ich jeden derselben, bei dem sich der geringste Theil Zuckerrohr finde, mit dem Betrage des veranlaßten Schadens strafen werde, der

dem Eigenthümer des Feldes zugestellt werden solle. Jetzt legte sich der heulende Sturm mit einem male und der ganze Haufe zog befriedigt von dannen, mit der Aeußerung, „es könnten wol auch andere Leute als die meinigen gewesen sein!“

Kalumdans.

Die Kalumdans oder Schreibzeuge werden in Kaschmir von Holz und Papiermaché gefertigt, mit Lackfarben überzogen und nach Befinden fein oder weniger fein gemalt, in bunten Farben mit Gold- und Silberverzierungen oder Grund versehen. Von diesen Schreibzeugen findet man zwei verschiedene Sorten, die eine Art derselben, die im Hause gebraucht zu werden pflegt, ist groß und mit einem Untersetzer versehen, die andere Art, welche nach Befinden außer dem Hause, in der Tasche oder im Gürtel geführt wird, ist dagegen kleiner und ohne Untersetzer. In den Schreibzeugen, wovon erstere einen Deckel zum Aufklappen haben, letztere auseinander zu ziehen sind, befindet sich der kleine messingene Behälter für Tinte, Gummi, Federmesser, Scheere, ein kleiner Löffel zum Umrühren der Tinte und nach Befinden Herausnehmen dieser und des Gummis behufs des Schließens und Siegelns der Briefe. Alle diese Dinge sind sehr hübsch und geschmackvoll gearbeitet, namentlich aber sieht man bei den bessern Kalumdans die Malerei sehr fein und hübsch bei geschmackvoller, zarter Farbenwahl.

Billige Silberarbeiten in Indien.

Durch ganz Indien ist man vorzüglich geschickt in emaillirten Arbeiten, die auch in Kaschmir gefertigt werden. Es ist fast unglaublich, wie billig man diese Arbeiten herstellt, und namentlich bewunderte ich in dieser Hinsicht einen Arbeiter der bekannten, von den Muselmännern an ihrem Gebetkranze geführten Kiblenamas oder kleinen Compasse. Man findet dieselben sowol in der Form eines kleinen Uhrgehäuses gefertigt, wie in der einer Mandel; was erstere anlangt, so sind dieselben auf beiden Seiten mit silbernem Deckel geschlossen, in der einen Hälfte findet sich ein kleines Glas, unter welchem die in Form eines Vogels gearbeitete Magnetnadel sichtbar ist, die Flügel bilden die Magnetnadel, der Kopf des kleinen Vogels, welcher mit etwas rothem Siegellack verziert ist, den Westpunkt, der nach Mekka zeigt. Ein dergleichen Kiblenama von Silber, mit Bleischmelz verziert, konnte man für 10 Gr. erhalten, was bei der vielen Arbeit und dem Silber als Zuthat doch gewiß ein überaus geringer Preis genannt werden muß. Die zweite und beliebtere Art ist in Form einer Mandel, an der dann meist zwei Theile sich öffnen, der obere, worin der Compaß sich zeigt, und der untere, die Spitze, welche

etwas wohlriechendes Oel und dergleichen zu enthalten pflegt.

Eine ähnliche, durch ihre Billigkeit Verwunderung erregende Silberarbeit der Inder sind die Bettbeine, wie dieselben von einigen Arbeiterfamilien, ehemals in Dehli, dermalen namentlich in Lucknow heimisch, verfertigt werden. Dieselben, etwa 10 Zoll hoch, bei 3 Zoll oberm und 4 Zoll unterm Durchmesser, die ganze Fläche mit den feinsten erhabenen Verzierungen versehen, werden, sämmtliche 4 Stück, von 12 Rupee Silber verfertigt, wobei der Arbeitslohn nach dem Gewichte ein überaus geringer ist. Derartige Bettfüße, die bei der Schwäche des Metalls natürlich nicht allein die für ein Bett nöthige Festigkeit bieten würden, sind gleichwol, ausgefüllt mit Holz und Kitt, überaus dauerhaft. Die Anfertigung dieser Bettfüße kann zu diesem geringen Silbergehalte und Arbeitslohne nur bewirkt werden, indem wenigstens 4 dergleichen gleichzeitig getrieben werden, da andernfalls das Metall nicht so fein zu treiben sein würde. Das Aussehen derselben ist das einer starken Silberarbeit, die zur Anfertigung dieser Bettfüße nöthige Geschicklichkeit ist aber, wie ich oben bemerkte, nur auf Einzelne beschränkt und waren die Silberarbeiter Kaschmirs, die übrigens durch ganz Indien einen gewissen Ruf als vorzüglich geschickte Arbeiter besitzen und namentlich auch getriebene Arbeit fertigen, nicht im Stande, dergleichen in dieser Weise auszuführen.

Die Tänzerinnen.

Meinen Aufenthalt in Madras suchte ich möglichst zu nützen, um mit dem Inländischen mich bekannt zu machen, doch so lange man der Sprache des Landes fremd, ist der Erfolg ein geringer. Meine Diener, die meine Vorliebe für alles Indische bald in mir erkannten, suchten mir in dieser Hinsicht möglichst entgegenzukommen, und wo irgend eine Festlichkeit in einem Tempel von Madras war, so verfehlten sie nicht, mir davon Mittheilung zu machen, um mir so Gelegenheit zu geben, dieselbe zu sehen. Eines Tages wurde mir von einem meiner Diener, der namentlich auf diesen Wegen mich begleitete und der somit vorzugsweise sich angelegen sein ließ, für meine derartige Unterhaltung zu sorgen, vorgeschlagen, in Ermange- von Anderm den Unterricht der Tänzerinnen zu besuchen, d. h. dahin zu gehen, wo die jungen Mädchen, welche für das Tanzen in den Tempeln bestimmt seien, im Tanze unterrichtet würden. Ich ging darauf ein und er kam gegen Abend, um mich zu geleiten. Der Weg führte uns in einen Stadttheil, wo nur Eingeborene wohnen und zwar, der Aermlichkeit

der Hütten nach zu schließen, nicht Die, die als mit des Lebens Gütern gesegnet zu erachten. Vor einer dieser ärmlichen Hütten angekommen, ging der Diener, um den Hindu, Brahmanen, den Lehrer der Tänzerinnen, von meinem Wunsche zu unterrichten, und kurz darauf wurde ich an den geeigneten Platz geführt, um den Tanz zu sehen. Dieser ging auf einer umschlossenen, von den Blicken Anderer abgesperrten Hausflur vor sich, wiewol, wie es schien, keine besondere Beschränkung stattfindet und wol nach Gefallen Jedem erlaubt sein dürfte, dem Tanze zuzusehen. Der Lehrer des Tanzens, sitzend, veranlaßte das Mädchen, welches etwa 10 Jahre zählen mochte, den Tanz zu beginnen, was diese denn auch that und offenbar nach allen Regeln der Kunst, denn ich hörte keinen Tadel von Seiten des Lehrers, der den Tact dazu schlug; mir erschienen wenigstens die Bewegungen und Beugungen des Mädchens vortrefflich ausgeführt, wiewol ich als Europäer, als Neuling in allen diesen Dingen und von dem Bilde erfüllt, daß Das, was wir obscöne Bezüglichkeiten nennen, hier der Punkt sei, um den sich das Ganze drehe, darin natürlich so Manches fand, was mein Gefühl nicht eben befriedigte; doch, wie gesagt, ich weiß nicht, ob ich, besser mit Indien vertraut, nicht erkannt haben würde, daß ich selbst diese Deutung hier finde, die nicht darin liegt und nicht beabsichtigt wird. — Diesen Tanzunterricht, den ich hier noch an ein paar Abenden besuchte, sah ich übrigens an andern Orten nicht wieder. Der

Tanz selbst mag auf sich beruhen, man wird denselben in Europa vor der Hand nicht nachtanzen und somit dessen genaue Beschreibung und die verschiedenen Pas und Wendungen zu beschreiben mir um so eher erlassen sein. Nur mit einigen Worten will ich noch erwähnen, wie diese Mädchen, die zu diesem Tanze gebildet werden und, wie gesagt, ausersehen sind, um in den Tempeln vor den Idolen zu tanzen, schon sehr jung hierzu bestimmt werden und zwar von ihren Aeltern, indem man es von den geringern Kasten der Hindu als eine Ehre ansieht, wenn deren Töchter würdig befunden wurden, in den Tempeln zu tanzen und somit Dienerinnen, Tänzerinnen des Tempels zu werden, was sie dann, einmal eingetreten, für ihr ganzes Leben bleiben mögen, wenn sie nicht selbst wieder austreten.

Verschieden von diesen Tänzerinnen oder Dienerinnen der Tempel sind jene, die unter dem Namen von öffentlichen Tänzerinnen mehr gekannt sein dürften, deren Geschäft es ist, in den Privathäusern zu tanzen, einestheils zur Unterhaltung beitragend, anderntheils zum Luxus gehörend. Die Tänze beider Classen von Tänzerinnen sind sehr voneinander abweichend, denn wenn die der erstern oder der Dienerinnen des Tempels von der angedeuteten Art sind und sie diese Tänze nur in den Tempeln vor den Idolen oder nach Befinden bei Processionen und Festen tanzen, so ist es unverträglich mit ihrem Berufe, auf Verlangen in Privathäuser zu gehen und zu tanzen, so etwa, wie

es unverträglich mit der Sitte eines christlichen Landes ist, die Ceremonien des kirchlichen Ritus in das öffentliche Leben zu übertragen. Diese Tänzerinnen sind sämmtlich Hindu und werden, wie erwähnt, von den Tempeln erhalten, gekleidet u. s. w., gehören vornehmlich zu den Tempeln, nur für diese lebend. Die andere Classe von Tänzerinnen sind dagegen vorzugsweise nicht Hindu, sondern Mohammedanerinnen, wie in den nördlichen Theilen Indiens namentlich, und Parias, d. h. von derjenigen Classe der Eingeborenen, die den vier Kasten der Hindu nicht zugehören; einzelne Hindumädchen findet man auch unter ihnen, ja an einzelnen Orten Indiens sind sie selbst vorzugsweise Hindu, doch im Allgemeinen wird jene Angabe als richtig befunden werden. Die Tänze dieser Tänzerinnen sind, wie erwähnt, sehr abweichend von den Tänzen jener und mehr poetischer Art, möchte ich sagen, es ist gleichsam das Theater, die Oper im Kleinen, an Sujets ausschließlich wol nur eine entzündete, empfundene, verzweifelnde, aufmunternde, beglückende Liebe vorführend und in Reimen mit Gesang und reger Mimik und Handlung vorgetragen, begleitet durch Musik, Darstellungen, die wol kaum für Jemand irgend verletzender Art sein können, und wenn dies gleichwol so oft gefunden wird und namentlich in Europa die Ansicht mehr verbreitet ist, daß mit diesen Tänzen eine hohe Frivolität vereinigt sei, so ist man, nach meiner Ueberzeugung, durchaus falsch berichtet und möchte ich behaupten, daß alle Die, welche

diese Dinge darin sahen, leichtlich die brennende Kohle im eigenen Gemüthe trugen und so rings um sich nur Feuer sahen. Daß dies, wie ich auch oben ausgedrückt, nicht in gleicher Weise von den Tänzen der Tempeldienerinnen zu sagen ist, gestehe ich zu; aber man verkenne nicht, daß dies eben die Dienerinnen der Tempel sind und daß im Alterthume auch die Abendländer anders über das Anstößige und das das Gefühl Verletzende dachten, als wir, ihre Enkel, heutigen Tages, und daß jene Tänze, jene Ceremonien sich aus der alten Zeit des Sivadienstes herschreiben. Der Inder findet in diesem Dienste nichts den Anstand, das Gefühl Verletzendes und gleichwol steht er in dem Gefühle der Scham dem Europäer durchaus nicht nach, ja oft hörte ich die Inder sich höchlich verwundert aussprechen über den Mangel an Schamgefühl, den sie an den Europäern zu bemerken glaubten; denn wiewol der Inder wenig Bekleidung trägt, so ist er doch weit besorgter, sich nicht dieser Hüllen entblößt zu zeigen, als der Europäer, und vorzugsweise sind es, wie mir das Gespräch oft ergab, die Neuangekommenen, an denen ihnen dies so auffällig erscheint. Es ist überhaupt eine gewiß irrige Meinung, wenn man glaubt, daß der Asiate so vorzugsweise sinnlich sei und daß er vorzugsweise daran seine Freude habe, ohne es für nöthig zu erachten, dies des äußern Anstandes wegen zu verbergen. Diese Ansicht ist durchaus unrichtig; daß der Asiate der Sinnlichkeit Reize als Reize kennt, das wird allerdings Niemand bestrei-

ten, doch ist dies bei dem Europäer derselbe Fall, der Asiate trägt seine Neigung bis zu gewissen Grenzen offen zu Tage, wo der Europäer um so öfterer im Verborgenen schleicht und seine Wünsche meist seine Handlungen noch weit überflügeln. Der Asiate — von Chinesen und den ihnen Verwandten spreche ich nicht — findet ungleich leichter den äußern Anstand verletzt und fühlt ungleich leichter sich unangenehm berührt durch Dinge, welche die Sinnlichkeit reizen. Wer hätte je einen Orientalen in einem Theater gesehen und nicht bemerkt, wie er bald rechts, bald links die Augen vor diesen Schaustellungen abwendet! Man wird vielleicht erwidern, daß in London, Paris, Wien die Orientalen mit ungleich größerer Lust an Balleten und Aehnlichem ihre Augen weiden als die Europäer, ist dies der Fall, so hat man nur Das für sich, daß sie durch die Gesellschaft der Europäer bereits so weit verdorben wurden, um ihr besseres Gefühl untergraben zu sehen, und ich kann mit voller Ueberzeugung sagen, daß alle diese Orientalen, die in Europa waren, im Oriente einen überaus widerlichen Eindruck auf uns machen, es sind gleichsam die jedes bessern Gefühls beraubten Erscheinungen — und will man die gänzliche moralische Untergrabung des Orients, so europäisire man nur die Orientalen!

Mit wenigen Worten will ich nur noch erwähnen, wie die Mädchen, die zu den öffentlichen Tänzerinnen gehören, zwar einestheils die Kinder von Tänzerinnen sind, meist aber sind sie angekauftes Gut, geraubt da

oder dort im Innern des Landes, entfernt meist von dem Orte, wo sie verkauft wurden, und von der die Tänzerinnen haltenden Person zu dem traurigen Berufszweige erzogen, als deren Eigenthum sie betrachtet und je nach geringern oder größern Reizen mit kostbarem, schönem Anzuge und Schmucke bekleidet werden. Mannichfaltig, wie die Schicksale der Menschen überhaupt, sind natürlich auch die dieser Mädchen, deren Loos es war, Tänzerinnen zu werden. Diese hier angegebenen Vorkommnisse sind das sich häufig Wiederholende; Abweichungen hiervon wie andere Veranlassungen, die sie zu ihrem jammerreichen Lebenszwecke führten, kommen, wie zu denken, vor, und das Schicksal, die Zukunft dieser Tänzerinnen, wenn auch verschieden, doch selten ein beneidenswerthes, glänzendes, ist oft trauriger noch als ihr anfänglicher Beruf.

Nächtliches Fest auf dem Wasser.

In Trivalur wurde mir der Genuß eines sehr eigenthümlichen Schauspiels zu Theil. In Veranlassung des jährlichen großen Hindufestes ward in einer Nacht ein Fest auf dem Wasser gefeiert. Ein großer, schöner Tank, der zu einem schönen Tempel gehörte, breitete sich unmittelbar unter dem Altane des alten Bangalow, wo ich wohnte, aus. Von hier aus hatte ich am Morgen einen freien Blick auf das Getreibe der männlichen und weiblichen Bevölkerung, die sich zahlreich auf den Treppen des Tank einfanden und ihr Tagewerk mit ihren durch religiöse Bestimmungen vorgeschriebenen Waschungen begannen, und von hier aus konnte ich auch jenes nächtliche Fest genau betrachten.

Von dem inmitten des Tank befindlichen, eine kleine Insel bedeckenden, ansehnlichen Tempel, zu dem Treppen von dem Wasser hinaufführen, wo dicht zu beiden Seiten große in Stein gehauene Elefanten stehen, begann sich unter heller Beleuchtung und nachdem die Posaunen ihre Spannung erregenden, weit hinaus in die Nacht rufenden Töne erschallen ließen,

ein Floß in Bewegung zu setzen. Dasselbe war von Bambu angefertigt, mit Stroh bedeckt und hatte bei der Beleuchtung den Anschein einer schwimmenden Insel. Auf diesem Flosse war, ruhend auf einem Fußgestelle, ein silberner Tempel aufgebaut, der mit Bouquets und Blumen geschmückt, in Formen, die sich so häufig an allen Tempeln wiederholen, dem heiligen Bilde oder Idole Raum bot, und möchte ich glauben, nur diesem. Zwei Leute waren beschäftigt mit der Haltung der metallenen Körbe an Stangen, worin das bengalische Feuer brannte, um das Schauspiel zu erhellen, denen sich noch ein Anderer, zur Bedienung des Feuers nöthig, und einige Ruderleute — Knaben — beigesellten. Diese schwimmende Insel begann in der Mitte der Nacht, wie erwähnt, von dem Tempel in der Mitte des See sich in Bewegung zu setzen. Die Zahl der Zuschauer, die ich im Vergleich mit der, welche dergleichen Schauspiele in Europa zusammenrufen würde, gering nennen möchte, gruppirten sich auf den Treppen, die den ganzen Tank umgeben. Feuerwerke wurden abgebrannt, worunter namentlich Raketen und ruhig auf dem Wasser schwimmendes Feuer zu nennen wären, welches letztere reiner Kampher ist. In dieser Weise verfolgte das Floß, sich sehr langsam fortbewegend, in kleiner Entfernung vom Ufer seinen Umlauf in dem Tank, von den Zuschauern auf den Treppen zur Seite begleitet, wobei ich nicht Einen bemerkte, der sich etwa auf die Erde niedergeworfen oder auf ähnliche Weise seine Verehrung dargebracht

hätte. Als das Floß unter den Altan kam, wo ich mich befand, war man so freundlich dasselbe Halt machen zu lassen, um mir einen vollen Anblick desselben zu gewähren. Das Volk öffnete die Aussicht und ich hatte Ursache mich sehr befriedigt durch die Unterhaltung dieser Nacht zu fühlen.

Die Aquas.

In einem Dorfe des Gebirges südlich des Nerbudda wechselte, wie gebräuchlich, der Wegweiser. Ich befand mich schon in einiger Entfernung von dem Dorfe, als meine Cigarre ausging, und kein Feuer habend, veranlaßte ich den Aqua, mir aus einem der nahegelegenen Häuser Feuer zu holen; er ging, und da ich nicht warten wollte, setzte ich meinen Weg langsam fort. Der Aqua holte mich laufend ein und brachte mir Feuer. Dieser kleine Vorfall, sagte ich mir, ist ein lebhafter Beweis für die Gutmüthigkeit und Zuverlässigkeit dieser Leute, denn wenn der Aqua vorgezogen, mich nicht einzuholen oder geradezu fortgelaufen wäre, so hätte ich ihn durchaus nicht wieder habhaft werden können; er aber würde der Mühe des Wegweisens auf die kürzeste und einfachste Weise überhoben gewesen sein. Nach einem Marsche von ungefähr anderthalb Stunden, langte ich in einem andern Dorfe an, wo der gutmüthige, zuverlässige Aqua gewechselt wurde. Nachdem dies geschehen, fragte ich nach dem Namen des Dorfes und erfuhr, daß ich mich auf einem ganz andern Wege befand, als den

ich einzuschlagen hatte, und durch den Aqua nicht weniger als anderthalb Cos irre geführt worden war, aus keinem andern Grunde, als weil mein Führer, dessen Gutmüthigkeit ich bei Gelegenheit der Feuerholung so gepriesen, vorgezogen hatte, mich anderthalbe Stunde irre zu führen, um für sich selbst einen Gewinn von einem halben Cos an Weg zu erlangen, da das Dorf, welches ich, den geraden Weg verfolgend, zu passiren hatte, zwei Cos von dem Dorfe entfernt lag, wo der Aqua wohnte, das, wohin er mich gebracht, anderthalb Cos und soweit ab von der Richtung lag, daß ich, wie gesagt, gut anderthalb Cos irre geführt worden war. Natürlich verfehlte ich nicht augenblicklich nach der Verständigung meine Ansicht in Betreff des Aqua zu ändern, und verlangte jetzt den unzuverlässigen, böswilligen Führer herbeizuschaffen; doch dieser hatte diesmal den klügern Weg wirklich erwählt, indem er sich flüchtigen Laufes entfernt hatte.

Am nächsten Tage wurde ich trotz aller meiner Erfahrungen vom vorigen Tage, doch zu einer abermaligen Verirrung veranlaßt, diesmal jedoch in Folge des Nichtvorhandenseins eines Aqua, der sein Chatter und mich im Stiche gelassen hatte, welches letztere mich weniger verwunderte als ersteres. Der ganze Vorfall war lächerlich, für den Aqua aber wol nichts nichts weniger als dies. Am Morgen meiner Abreise war kein Wegweiser vorhanden. Ich schickte nach dem Dorfe, doch kein Mensch wollte sich von dort

sehen oder hören lassen; ich ging somit selbst nach dem Dorfe und nöthigte einen der Bewohner sein Lager in der Kälte des Morgens zu verlassen, um mir das Haus des Darogha zu zeigen. Daselbst angekommen, erschien jedoch trotz aller deßfalsigen Auffoderungen kein Darogha, wol aber ein anderer Dorfbewohner, der anfangs durch die Macht seiner Stimme mich ohne Aqua abschicken wollte; doch da ihm dies nichts als einige ihn in das richtige Gleis bringende Zurechtweisungen einbrachte, versuchte er in möglichst dienstfertiger Weise mich nach dem Hause des angeblichen Wegweisers zu bringen. Vor diesem angelangt, wurde, ungeachtet aller Auffoderungen, die Thüre der Hütte nicht geöffnet, wiewol die ganze zahlreiche Familie der Inwohner innerhalb um das wärmende Feuer sich im Kreise versammelt hatte, wie die Lücken der Graswände uns von außen zu sehen erlaubten. Ich mußte somit zur Gewalt greifen und die Thüre beseitigen. Drei Weiber kamen sofort, zum Angriffe kampffertig, auf die Bresche losgestürmt; einer meiner Diener, der mit mir war, hatte jedoch zuvor den Eingang gewonnen und brachte den Wegweiser hervor, der, nachdem er einige handgreifliche Aufmunterungen erhalten, sich zu dem Marsche nach meinem Lager bequemte, wiewol versichernd, daß er den Weg bis zu dem nächsten Dorfe nicht kenne, trotzdem, daß es seine Obliegenheit ist, alle Botenwege und Wegweiserdienste für die Ortschaft, wo er lebt, zu verrichten. Nach der Ankunft im Lager ließ ich

ihm sein Tuch abnehmen als Unterpfand, daß er einen andern des Weges kundigen Aqua schicke. Er ging, schickte aber keinen Wegweiser und kam auch selbst nicht zurück. Ich mußte so ein zweites mal nach dem Dorfe vorrücken, doch hatte ich dasselbe kaum erreicht, als der Darogha mit demselben Aqua zurückkam, der letztere von nicht weniger als zwei seiner Frauen begleitet, von denen besonders die ältere ihn höchst sorgfältig in Schutz nahm und ihm den größten Theil ihrer eigenen Bekleidung abgab, d. h. ihn in ihren Chatter mit einwickelnd, nicht darauf achtend, daß sie sich selbst dabei den Blicken ziemlich ganz preisgab. Ich ließ ihren Mann sein Tuch zurückgeben und verlangte nur, daß er mir den Weg eine kurze Strecke zeigen solle, doch dies zu erreichen gelang mir nicht weiter als ungefähr zweihundert Schritte vom Dorfe, bis wohin ihn seine werthe Ehehälfte begleitete. Hier versicherte er abermals, einen Stellvertreter bringen zu wollen, da er selbst den Weg nicht kenne; ich glaubte ihm noch einmal, ließ jedoch auch diesmal den Chatter als Unterpfand zurückbehalten, indem ich meinem Says aufgab denselben an sich zu nehmen. Der Mann ging und kam nicht wieder; ich verfehlte den Weg, kam nach einem andern Dorfe und mußte von hier, nur um den Mann nicht um sein Tuch zu bringen, noch einige Ana bezahlen, damit der Chatter seinem Eigenthümer wieder zugestellt wurde.

Die Pferde von Kaschmir und Tibet.

Die Pferde von Kaschmir sind nicht sowol durch ihre Schönheit, als durch ihre große Sicherheit und Güte ausgezeichnet. Sie sind nicht groß, aber stark, meist lang und untersetzt, und bewundern muß man sie, sieht man dieselben an den Bergen herumklettern, oder richtiger gesprochen, gehen, als ob sie auf den ebensten Wegen sich befänden. Beim Aufsteigen steigen sie in gleichmäßiger Bewegung vorwärts, daß man von ihrer Anstrengung nichts fühlt, und bei dem Absteigen der Berge, steigen sie zwei Fuß hohe Steine hinab, ohne daß man, auf dem Sattel sitzend, eine auffällige Bewegung oder ein plötzliches Sinkenlassen des Vordertheils bemerkt, sie biegen die Knie so gleichmäßig, stellen den andern Fuß vorn hinab auf den nächsten Ruhepunkt, und gehen ihren Gang, wie bemerkt, ganz so, als ob sie auf der Ebene sich befänden. Ich sagte, sie steigen zwei Fuß hohe Stufen oder Steine hinab, ohne daß man eine besondere Bewegung auf dem Sattel empfindet, doch überwin-

den sie weit größere Hindernisse als diese, und wo es nur irgend möglich ist, daß ein Pferd gehen kann, ja man möchte sagen, wo ein Mensch gehen kann, da geht gewiß auch das gute Kaschmirpferd hinab. Dies Alles setzte mich jedoch nicht so in Verwunderung, als ihre Geschicklichkeit, einen glatten, man setze hinzu, nassen Rasen der Berghänge, von einer Schiefe, wie dieselbe im Himalaya vorkommt, wo der Mensch, in Europa aufgewachsen, auf seinen eigenen Füßen kaum sicher steht, hinabzugehen, wozu sie einer ganz besondern Manier sich bedienen. Man sieht die Pferde in solchen Fällen die Füße ziemlich zusammenstellen, sich nach hinten biegend, und so den Berg wie ein Schlitten herabrutschen, dabei in dem Augenblicke, wo es nöthig, sofort sich haltend, als ständen sie eingemauert. Ich kann wol sagen, als ich mich zuerst veranlaßt sah, auf diese Weise zu reisen, fühlte ich mich durchaus nicht geneigt, auf Treue und Glauben die Fahrt zu versuchen, und ließ einem der Eingeborenen die Ehre, vor mir die Bergwand hinabzurutschen; die Sache ging vortrefflich: ich drehte so den Kopf meines Pferdes dem Thale zu und vorwärts ging es, wie in der Kinderzeit, mit dem Rutschschlitten den Berg hinab.

Sind die Pferde von Kaschmir schon vorzüglich gut für den Gebrauch in ihren Bergen, so übertreffen die Pferde von Tibet dieselben gleichwol noch in dieser Hinsicht an Güte, wie dieselben sie auch an Stärke

8*

und festem Baue übertreffen. Man versicherte mir in Kaschmir einstimmig, daß die Schwierigkeiten der Wege in Tibet, welche die Pferde zu überwinden hätten, die der Umgebungen von Kaschmir bei weitem überstiegen, was ich gern glaube, da mir auch aus andern Theilen des Himalaya ganz Anderes bekannt ist. Daß diese Angaben, hinsichtlich der Schwierigkeit und Steilheit der Wege in Tibet, nicht unbegründet sind, dürfte schon aus dem Sattelzeuge, was man von dort nach Kaschmir bringt, zu entnehmen sein. Die Sättel von Tibet zeigen nämlich vorn über dem Widerrist eine starke, kurze Holzerhöhung, die bestimmt ist, um mit der Hand, bei dem Auf- und Absteigen der Berge, dem Reiter Anhalt zu bieten, und setzt diese Vorrichtung schon einigermaßen in Verwunderung, so zeigen die Sättel, die von dem chinesischen Theile des Gebirges gebracht werden, diese Vorrichtung noch in einem weit höhern Grade ausgebildet, wo diese aufstehende Stütze nämlich die Höhe hat, um mit beiden Händen umfaßt zu werden. Die tibetanischen Sättel sind von Birkenholz und so gefertigt, daß alle Theile dieses Holzes, da wo es nicht beschlagen dem Auge sichtbar wird, mit Birkenrinde bezogen, die Rinde aber mit Hirschhorn eingefaßt, was man so biegsam macht, als diese Verwendung es verlangt, indem man es einige Zeit in das Wasser legt. Der Beschlag an Zaum, Vorder- und Hinterzeug, ohne welches es in den Bergen nicht wohl gehen würde, ist von Messing, das Lederwerk braun,

mit rothem Saffian unterlegt. Am originellsten und charakteristischsten an dem Pferdegeschirre der Tibetaner ist aber der Zügel des Zaums; die Tibetaner haben eine besondere Vorliebe für Weichheit der Gegenstände; wird ihnen ein Stoff gezeigt, so ist ihr Erstes, daß sie denselben anfühlen und mit der Hand drücken, um seine Weichheit zu prüfen und darnach den Stoff zu beurtheilen. Alle von ihnen fabricirte Stoffe leisten auch in dieser Hinsicht das Aeußerste und keine Stoffe dürften angenehmer zu tragen sein für das Gefühl des Tastsinnes, als die tibetanischen. Mit dieser Vorliebe für das Weiche fertigen die Tibetaner die Zügel der Zäumung ihrer Pferde aus Schafpelz, indem sie diesen breit schneidend, zusammennähen und umwenden, die Haare so nach innen gekehrt, um dem Zügel, der eine Rolle von der Stärke eines starken Fingers bildet, die möglichste Weichheit zu verleihen. Ich sagte, daß die tibetanischen Sättel mit Birkenrinde überzogen sind, was für die allgemeiner im Gebrauche seienden Sättel zu verstehen ist; bessere, d. h. die mit dem Wunsche des besondern Glanzes angefertigten, sind dagegen anstatt der Birkenrinde und des Hirschhornes mit Silberblechen beschlagen. Die erwähnten Sättel des chinesischen Hochlandes, die ihren Weg einzeln nach Kaschmir finden, sind, wie bereits erwähnt, vorn mit einer ungleich höhern Handhaft versehen, wie ihre Arbeit übrigens auch sehr abweichend, so ist der hintere Theil, der Rand des Sattels, sehr fein und schön geformt und bei

denen von dergleichen Sätteln, die ich zu Gesicht bekam, war Alles, was man von den festen Theilen des Sattels sah, mit der feinsten chinesischen Grundirung und Lack überzogen und nach Art der Kaschmir-Lackarbeiten bunt gemalt.

Die Kameeltreiber.

Für die Reise von Maw nach Bombay hatte ich Kameeltreiber mit ihren Kameelen angenommen, und der Accord mit ihnen war vor der betreffenden Behörde in Maw vollzogen worden. Zwei Märsche vor Bombay, in dem kleinen Orte Kosla, verweigerten plötzlich die Kameeltreiber ihre fernern Dienste und mein Gepäck mußte auf Höckerys (Ochsenkarren) nach dem zwei Cos entfernten Orte Dana transportirt werden, wo ich bei dem Richter Hilfe suchte gegen die vollkommen unbegründete und widerrechtliche Dienstverweigerung der Kameeltreiber. Ich fand hier Schutz und Hilfe, was ich um so mehr mit Dank anerkannte, als es Sonntag Morgens war, wo man in Europa, wie weiland unter Israel, nur äußerst selten ein offenes Ohr bei den Gerichtsbehörden finden dürfte.

Da alle Vorstellungen und Versprechungen bei den Kameeltreibern ohne Erfolg geblieben waren, so hatte ich mich gezwungen gesehen, meine Zuflucht zu dem Richter zu nehmen, einestheils um mir Transportmittel bis Bombay zu verschaffen, anderntheils um mich vor etwaiger falscher Darstellung der Sache

durch die Kameeltreiber bei deren Rückkehr nach Maw zu sichern. Ich erhielt in Dana Höckerys für die Fortschaffung meines Gepäcks und konnte so meine Reise fortsetzen. Da die Kameeltreiber zurückgeblieben waren, ohne ihre Zahlung in Empfang zu nehmen, die ich ihnen vor dem Gerichte baar auszahlen zu wollen erklärt hatte, so deponirte ich den Betrag in die Hände des Richters, von dem ich jedoch einige Zeit nachher die schriftliche Mittheilung empfing, daß die Kameeltreiber sich nicht gestellt hätten, um ihre Zahlung in Empfang zu nehmen und er mir so das Geld zu meiner Verfügung zurückschicke. Ich packte so den Betrag, der nicht unerheblich für den Erwerb eines Kameeltreibers war, ein, und schickte denselben unter Mittheilung des Vorfalls nach Maw.

Dieses scheinbar geringfügige Ereigniß, was übrigens in Indien nichts Besonderes ist, gibt gleichwol ein Bild der Handlungsweise und Combination des Inders. Es war offenbar sehr wesentlich für Leute, die auf den Erwerb mit ihren Kameelen angewiesen waren, den Betrag des Verdienstes von einigen Monaten zu haben oder nicht zu haben, gleichwol opferten sie denselben aufs Ungewisse hin, um der zwei letzten Tagemärsche enthoben zu sein, und zwar gaben dieselben an, daß in Bombay das Futter für die Kameele nicht zu haben sei, jedoch wiewol dies nicht wörtlich zu verstehen, indem sie in einer geringen Entfernung von der Stadt ihren Kameelen Nahrung verschaffen konnten, so würde für einen geringen

Betrag es immer möglich gewesen sein, Körner und Bussa für ihre Kameele in der Stadt zu erhalten, und diese Ausgabe wäre um so geringer anzuschlagen gewesen, da ihr Aufenthalt im schlimmsten Falle sich höchstens auf einige Stunden belaufen haben würde. Dieser angegebene Grund war somit offenbar nicht der wirkliche zu ihrem Entschlusse, vielmehr dürfte man denselben darin finden, daß sie fürchteten, wenn sie mit ihren Kameelen nach Bombay gingen, daselbst für den Dienst des Gouvernements in Beschlag genommen zu werden, ein Umstand, den sie fast durchgängig sehr zu fürchten scheinen, trotzdem, daß ihnen ihre derartig in Anspruch genommenen Dienste nach dem üblichen Preise gut bezahlt werden. Es scheint, als ob der Zwang, unter dem sie in solchem Falle stehen, ihre Dienste auf unbestimmte Entfernung zu leisten, sie namentlich dagegen einnehme, wie auch der dadurch vielleicht veranlaßte längere Aufenthalt in Bombay oder nach Befinden andern Ortes, wo der Aufenthalt gleich kostspielig, das Seinige in gleicher Weise dazu beitragen dürfte, sie in ihrer Abneigung zu bestärken.

Mögen die Gründe, welche die Kameeltreiber zu ihrer Handlungsweise veranlaßten, gewesen sein, welche sie wollen, so war es offenbar viel von ihnen riskirt, ihren Lohn so aufs Ungewisse hin aufs Spiel zu setzen. Ich konnte meines Weges ziehen, ohne bei dem Richter die Zahlung zu deponiren, und konnte, nachdem dessen Bemühungen, ihnen dieselbe zuzustellen,

sich fruchtlos erwiesen hatten, die Sache auf sich beruhen lassen, was um so leichter geschehen konnte, da ich die Namen und nähern Angaben der Kameeltreiber nicht kannte, und so selbst bei dem besten Willen die Mittel nicht gehabt hätte, die Zahlung in ihre Hände zu bringen; gleichwol gingen sie und verließen sich offenbar auf die Gewissenhaftigkeit eines Mannes, gegen den sie ihre eigenen Verpflichtungen widersetzlicherweise gebrochen hatten. Es gereicht gewiß dem Charakter britischer Herren in Indien sehr zur Ehre, daß der Eingeborene Indiens so festes Vertrauen in denselben setzt, denn nur nach ihm, den sie allein kennen, können die Eingeborenen den Europäer beurtheilen. Man muß gewiß wünschen, daß dies immer so bleiben möge, wozu, nach Allem was ich in Indien gesehen und erfahren, im Innern des Landes gewiß die besten Aussichten sind, und wovon nur die größern Städte, Calcutta, Bombay, Madras, eine Ausnahme machen dürften, wo unter so vielen Europäern der verschiedensten Classen auch verschiedene Charaktere sich finden.

Wegbau des Fakirs.

Eines der merkwürdigsten Beispiele von der Beharrlichkeit und Ausdauer der Inder, selbst bei den schwierigsten und mühevollsten Arbeiten, wurde mir in Gujerat mitgetheilt. Die Straße nach Peshawer auf der nördlichen Seite des Indus, einer der am schwersten zu passirenden Gebirgswege, wurde von einem Fakir in ihrer jetzigen Gestalt hergestellt. Allein, eigenhändig, ohne eine Bezahluug dafür zu erhalten, mit Meisel und Hammer die Felsen behauend, Mauern aufführend u. s. w., vollendete er in drei Jahren eine Strecke von drei Cos, und wo früher kaum Pferde den schwierigen Pfad hinaufklimmen konnten, können jetzt Elefanten, Kameele, Kanonen mit Leichtigkeit hinaufkommen. Er, dieser Fakir, ist gestorben, ein Schüler von ihm, der sein Nachfolger geworden ist, setzte das Werk fort und erhält ebenso wenig als sein Vorgänger irgend eine Bezahlung oder Vergütung von der Regierung; seine Einnahme beschränkt sich auf das Wenige, was

Dieser oder Jener, der den Weg passirt, ihm an Lebensmitteln etwa gibt; dennoch arbeitet er, nicht abgeschreckt, zur Verewigung seines Namens unverdrossen fort an seinem und seines Lehrers Werke!

Frecher Erwerbsversuch.

Von Sāmi, meinen Weg nach Dehli verfolgend, der an dem Kanale entlang führt, wurde mir unter Anderm eine Probe der Unverschämtheit einer gewissen Classe der Eingeborenen zu Theil. Ich war meinen Leuten voraus am Halteplatze angekommen, vom Pferde gestiegen und hatte mich niedergesetzt, um die Ankunft der Leute zu erwarten; mein Pferd, welches ich am Zügel hielt, stand neben mir auf dem Wege. Nach einer kurzen Zeit kam ein Mann, ein Schaperas (Dienstzeichen) tragend, herbei, ein Mohammedaner, der mich hart anließ aufzustehen. Als ich nicht darauf achtete, lief er davon und kam bald mit einem ähnlichen Subjecte wie er selbst zurück, und wiederholte sein Verlangen, eine eisenbeschlagene Keule drohend gegen mich schwingend. Er behauptete, ich sei straffällig, der Weg hier sei nicht zum Sitzen da, ich könne darauf gehen, reiten, fahren, aber nicht sitzen!! Ich stand auf, ging auf den Mann zu und verlangte sein Schaperas zu lesen, um zu erfahren, wo er diente. Zu derselben Zeit kamen einige meiner Leute an. Er schimpfte und raisonnirte, doch hatte ich ihn soweit

gefaßt, um mit Muße sein Schaperas lesen zu können, durch welches er zu seinem Benehmen berechtigt zu sein behauptete. Das Schaperas war mit Mansuri Hotel Mr. Webb bezeichnet, der Mann war hier, wie anderswo, somit keine Autorität, allem Vermuthen nach ein davongelaufener Schlingel, der von seinem Herrn das Schaperas mitgenommen hatte, und der hier wol ein Tagelohn sich zu verdienen gedachte.

Ein Hausbesitzer in Benares.

Einer jener Hindu, die wir öfterer in den großen Städten Indiens finden und die in ihrem Charakter sich mehr den Bengalen nähern, Benny Barshadh, der Besitzer des Hauses, welches ich in Benares gemiethet und bewohnt, zeigte sich, ungeachtet aller ihm bewiesenen Freundlichkeit und gegönnten Vortheile, ebenso undankbar und rücksichtslos, wie die meisten Mohammedaner in Indien. Nach meiner Abreise war er mit einigen seiner Diener gekommen, Geschenke für diese verlangend und mich beschuldigend, eines der Schlösser im Hause entwendet zu haben. Ein Schloß kann aber nur genommen werden, wo eins vorhanden ist; in dem ganzen Hause, so lange ich dasselbe bewohnte, hatte keine Thüre ein Schloß, ja keine derselben schien je eines gehabt zu haben. Nur die Thüre, die von der Straße herauf in das Haus führte, hatte ein Schloß gehabt, was von dem Diener des Besitzers, welcher mich bei meiner ersten Besichtigung des Hauses hineinführte, sofort bei Oeffnung der Hausthür abgenommen worden war.

Ich hatte dem Benny Barshadh Banknoten zu wechseln gegeben, wobei ich ihm ein halb Procent mehr Gewinn zugestanden, als Andere, die mir dieselben umsetzen wollten, verlangten. Ich hatte mir gefallen lassen, daß er bei Abschluß unserer Rechnung für den Umsatz einer Banknote, wofür er, wie er versprochen, wiederholt versichert und ihm ausdrücklich zur Bedingung gemacht worden war, keinen Gewinn nehmen sollte, zwei Procent mehr anrechnete, was ihm allein schon zehn Rupee einbrachte. Trotz dieser Nachsicht war dieser Mann so unverschämt, mich der Entwendung eines Schlosses zu beschuldigen und wegen dieses Schlosses, dessen Werth höchstens 8 Ana, aller Wahrscheinlichkeit aber nur 4 Ana, d. h. 4 Neugroschen betrug, wollte er mein Gepäck, welches sich noch in Benares befand, zurückhalten; dabei verlangte er noch für seine Leute, die er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, Geschenke. War ihm dies auch nicht gelungen, so hielt ich es doch für nöthig, ihm aus meinem ersten Nachtquartiere seit Benares, dem Seray von Bulba, wo ich die Nachricht von diesem Vorfalle erhielt, eine schriftliche Erklärung durch einen meiner Diener zukommen zu lassen, worauf er aber die Antwort schuldig blieb.

Bootsleute von Kaschmir.

Eigenthümlich sind die von jedem Kaschmir besuchenden Europäer erwähnten schwimmenden Gärten von Kaschmir; doch man möchte sie mehr mit Erde beschüttete Flösse nennen, die mehr und mehr in das Wasser vorgeschoben werden und meist mit Melonen bepflanzt sind, die in dieser Weise ganz vortrefflich zu gedeihen scheinen. Die Bootsleute Kaschmirs, Mohammedaner, die eine ziemlich geschlossene Kaste bilden, suchen auf diese Art sich kleine Gärten anzulegen und an dem Rande des Sees, durch allmälige Auffüllung dem See hier und da eine kleine Stelle abzugewinnen, die ihnen so den ebenen Raum bietet, um eine kleine Pflanzung darauf anzulegen, die vielleicht der Besteuerung nicht unterworfen ist, so lange die Erzeugnisse nicht auf den Markt geführt werden, sondern zum eigenen Verbrauche dienen, wiewol das alles Abgabenfähige aufspürende Auge der Regierung kaum vermuthen läßt, daß diese schwimmenden Gärten unbesteuert bleiben dürften, und müßten wir vielmehr dann wol in der unter diesen Verhältnissen gewiß ausgezeichneten Fruchtbarkeit von dergleichen

Anlagen den Grund zu deren Anlegung suchen. Bei Betrachtung der Bootsleute Kaschmirs erinnern wir uns übrigens schon lebhaft der in China gebräuchlichen Lebensweise dieser Classe von Menschen, denn auch hier sind sie, so wie wir von dort hören, ausschließlich auf ihren Booten heimisch. Hier ist ihr Haus, ihre Küche, ihre Familienstube, ihr Alles in Allem. Am Morgen fahren sie in die Stadt zu Markte, das an Lebensmitteln, Erzeugnissen des Sees oder andern Lebensbedürfnissen, die sie gesammelt, zum Verkauf bringend, wie Zingaras (Wassernüsse), Lotussamen, Melonen, frische Gemüse und was dergleichen mehr. Nachdem die Marktzeit vorüber, fahren sie mit ihrem beweglichen Hause gewöhnlich da oder dorthin, wie die Sonne und der Schatten dies eben ihnen wünschenswerth zu machen scheinen. Tausende von Booten sind hier in dieser Weise beschäftigt und wie in Venedig wird in Kaschmir fast alle Communication und Transport mittels der Boote bewirkt. Diese Boote, auf denen die Schiffer- und Fischerfamilien leben, sind mit einer Dachung von Matten versehen und haben zugleich an den Seiten Matten zum Verschluß; im Vordertheile ist meist eine Abtheilung angebracht, um eine Zurückgezogenheit zu erlauben, wo der andere Theil offen ist; die Frauen verstehen dabei die Ruder vortrefflich zu führen und sind sie es meist, die man am Morgen zu Markte fahrend geschäftig sieht.

Pferdehalter.

Auf meinen Gebirgsreisen im Himalaya hatte ich viele höchst schwierige Wege, steile Bergwände und für Pferde fast ungangbar zu nennende Pfade passirt. Alle diese Schwierigkeiten wurden jedoch durch die des Weges von Narahu nach Rampur übertroffen. Man hatte mir gesagt, daß dieser Weg allerdings gangbar sei, doch nicht für Pferde, und wenn Pferde denselben passirten, so müßten zwei Mann für dieselben mitgenommen werden, um das Pferd, der eine am Kopfe, der andere am Schwanze zu halten, oder nach Befinden ein Dritter am Kopfe und zwei am Schweife. Ich lachte über diese Angaben und meinte, daß mein Pferd, ein gutes Gebirgspferd aus Kaschmir, was so manchen mislichen Pfad überschritten, die Hindernisse auch ohne Halter am Kopfe und Schweife überwinden werde, über die andere Pferde hinabkämen. Die ersten zwei Cos des Weges führten an einer Bergwand entlang, die sehr steil ist, bis sich der Weg zur Rechten um den Bergrücken wendet und dann das Absteigen an dem Berge nach dem Flusse und dem Dorfe Nogari beginnt. Dieser Theil

des Weges ist einer der angreifendsten Bergpfade, die ich kenne, an einer Bergwand von ungefähr 40—45 Grad und ich glaube viele Stellen zu 50 Grad, und dabei der Pfad fast gerade hinunter angelegt. Ich begriff hier, daß jene Angabe, die mir lächerlich erschien, dies durchaus nicht war. Die Absätze des Felsens und die Steine von 2, $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß Höhe sind so steil, der Aussprung unten so schmal, daß es der größten Geschicklichkeit eines Pferdes bedarf, um bei dem Herabsteigen sich nicht noch vorn zu überschlagen oder mit den heranziehenden Hinterbeinen die Vorderbeine von ihrem Ruhepunkte hinabzustoßen. Ich hatte, wie gesagt, keine Pferdehalter mitgenommen und fand mich nun, da meine Leute voraus, und sich der erste Theil des Berges nicht so mislich gezeigt hatte, daß ich der Ankunft meiner Leute geharrt, allein mit meinem Pferde auf diesem mislichen Pfade, auf dem ich nun wol nicht mehr warten zu können glaubte. Wir kamen glücklich hinab, aber mehr denn ein mal sah ich schon im Geiste mein Pferd kopfüber schießen. Der Weg war äußerst ermüdend und ein zweites mal denselben zu passiren genöthigt, würde ich zwei Halter acceptirt haben.

Pagodenwagen.

Auf meiner Reise an der Coromandelküste wurde ich in einem Dorfe, wo ein bei den Hindu in ziemlicher Achtung stehender Tempel sich befindet, durch eine mir neue Erscheinung überrascht. Es war einer jener Pagodenwagen, geschmückt mit unzähligen Fahnen, das Ganze mit Flambeaus erleuchtet. Die Feierlichkeit machte mit ihrer originellen, monotonen Musikbegleitung einen sehr eigenthümlichen Eindruck, doch wurde ich unwillkürlich durch die figürliche Darstellung der himmlischen Herren und Frauen, die theilweise von angeputzten Menschen, theilweise durch Puppen repräsentirt waren, an den Unfug der katholischen Kirche erinnert. Die Zahl der Zuschauer und Anbeter schien mir übrigens nicht sehr groß zu sein und meist nur aus den Brahmanen selbst zu bestehen. In einer kleinen Entfernung dieses Aufbaues war zur Seite des Weges eine Art kleiner Altar errichtet, dessen Schmuck einzig in Blumen bestand. Von den Blumenblättern hatte man Festons gebildet und damit den Altar umzogen.

Aehnliches, nur in bedeutend größerm Maßstabe, fand ich in Trivalur, wo wenige Tage vor meiner Ankunft das jährliche große Fest gefeiert worden, in Folge dessen auch die Säulenhallen, sowie die Vorhallen des großen Tempels, reichlich mit Festons von Lotus geschmückt waren und mir einen sehr einnehmenden Anblick gewährten. Die vergangenen Jahrhunderte, die uns Indiens Dichter vorführen, stehen hier noch heute gleichsam in jeder Einzelheit vor uns, zeigend, daß an dieses Volkes Sitten und Gebräuchen die Zeit spurlos vorüberging.

In Trivalur fand ich fünf noch mit Einigem ihres Schmuckes bekleidete Pagodenwagen, sämmtlich mit mehr oder weniger riesigen Pferden, gleichsam zum Ziehen des Wagens davor decorirt, welche wie der übrige Aufbau des Wagens aus Bambu bestanden, der mit Zeug und Papier überzogen, was mit Farben verziert war. Die an den Wagen befestigten mächtigen Seile, die etwa 5 Zoll im Durchmesser hielten, gefertigt aus Cocosnußfasern (Kaia), waren bei ihrer ungeheuern Länge schon allein hinreichend mehrer hundert Menschen Kräfte in Anspruch zu nehmen zu ihrer Fortbewegung, und welche Zahl muß nöthig sein, um diese Wagen, zu deren Fortschaffung diese Seile an denselben befestigt sind, selbst in Bewegung zu setzen, da das ganze Gebäude äußerst schwerfällig, die Räder und Achsen aber nur gemacht erscheinen, um eine überaus schwierige Drehung zu erlauben. Bei alledem setzt man nicht weniger als fünf dieser Wagen

in derselben Zeit in Bewegung durch Menschen, die an körperlicher Kraft dem Europäer nachstehen, wenn sie auch vielleicht Strapazen besser ertragen als er. Es ist dies hier ein Beweis für Das, was man durch die Menge ausführen konnte, wie es wol meist diese war, wodurch man die Kolosse des Nilthals aus den Steinbrüchen herbeischaffte und der die Monumente gleicher Art in Indien ihre Entstehung verdanken; dieselbe Kraft, die den Granitblock für Peter des Großen Statue nach Petersburg versetzte.

Landschaftsbild aus dem Himalaya.

Wie groß und schön, wie reizend und lieblich sind doch die Berge und Thäler des Himalaya! Wer fühlte nicht von dir umgeben, auch von dem wohlthuenden Frieden, der über die ganze Natur verbreitet, sich umschlossen! Jede neue Landschaft, die wir hier betreten, führt uns neuen Reizen zu; dort sehen wir mächtige Kolosse, ernst und erhaben, da wieder andere so freundlich und schön, und hier wieder lachende, reizende Thäler. Selbst die kleine Kuppe, die über meinem Lager bei Skori sich erhebt, welcher freundliche Blick auf die Landschaft bietet sich um uns hier dar! Die Abendseite der Berge nur noch beleuchtet, lagern lange Schatten sich über die Thäler; Wohlgerüche entströmen den Blumen, leicht beschwingte Falken hier, dort im schweren Flug die Krähen, eilen schon der Ruhe zu, wo die Leben, die am Abend thätig, sich schon ringsum regen.

Ein kleiner Tempel ziert die Kuppe, wo ich sitze, umgeben von Schafen und Rindern, die durch ihre Menschenfreundlichkeit mich fast vertrieben. Zwei kleine Mädchen, die die Heerde hüteten, flohen lachend bei

meinem Anblicke davon und ein Mann in mittleren Jahren, wol ihr Vater, der mit einem Sichelmesser die Aeste der jungen Fichten schnitt, um diese zum Behufe der Streu nach Hause zu schaffen, ermunterte dieselben vergebens, ihre Stelle wieder einzunehmen. Vor mir liegt, in der Richtung des Weges, den ich gekommen, im Thale das Dorf Siok, etwas entfernter, mehr zur Rechten, Bare, diesem gegenüber an der entgegengesetzten Bergwand, Djaja. Von verschiedenen Seiten aus der ziemlich reich bebauten Landschaft hörte man, obgleich die Sonne nur noch einige Minuten zu weilen hatte, laute Töne der Geschäftigkeit. Einige Nußbäume sind ihrer Blätter beraubt, die Zeichen des Herbstes. Das Hirtenleben, worauf mich meine vierbeinige Umgebung aufmerksam machte, muß seine großen Reize haben auf so idyllischer Weide als hier, wo man nicht zu säen und nicht zu ernten braucht und an Futter kein Mangel ist. Wenn man so auf diesem Hügel sitzt, fünf bis sechs Dörfer um sich, in diesen Bergen, die jedes auf stundenweite Entfernung gesprochene Wort uns zu Ohren führen, muß man sich über die Stille wundern, die hier herrscht, wo man den Leuten doch eben nicht nachsagen kann, daß sie zungenfaul seien. Manche werden den Grund vielleicht in dem glücklichen, sorgenfreien Leben der Leute suchen, Andere darin, daß auf mehre Männer erst eine Frau kommt, und wieder Andere in der überhaupt sanften natürlichen Bildung des Volkes.

Gepäcktransport.

Ich beabsichtigte von Nahn nach Dehli zu gehen und den nächsten Weg dahin über Saharempur einzuschlagen; bis an die Grenze des Landes des Radja von Nahn hatte ich Culis erhalten und die Reise fand keine Schwierigkeiten; desto größer waren dieselben, als ich die Grenze dieses Gebiets überschritten hatte, an Höckerys (Ochsenwagen) war nicht zu denken, für die erste Strecke des Weges fanden sich noch Culis, die mein Gepäck bis in den Ort brachten, wo wir übernachteten. Hier versprach der Thanadar am Abend erst Alles, änderte aber bald seine Aussage, indem er angab, Höckerys seien nicht zu finden. Als aber sein Peon ein Geschenk erhalten, hieß es wieder, am Morgen werde Alles da sein, man werde den vom Felde heimkehrenden Leuten auflauern und so sich Ochsen und Wagen verschaffen, die mein Gepäck bis Saharempur bringen würden. Alle diese Versprechungen wurden nicht erfüllt, und wiewol der Sache der Anschein gegeben wurde, als habe der Sipahi sein Geschenk wirklich verdient, war ich doch am Morgen ohne alle Transportmittel. Die Unter-

handlungen begannen nun von Neuem und man brachte endlich Culis, welche das Gepäck fortschafften, wofür man sich die Bezahlung sogleich vorausgeben ließ. Diese Leute brachten mein Gepäck aber gerade nur bis in das nächste Dorf, wo sie es hinsetzten und der Eine dahin der Andere dorthin laufend, den besten Gebrauch von ihren Füßen machten. Alles Zureden, alle Geldversprechungen blieben erfolglos; nachdem dies eine Weile so fortgedauert, und ich gar nichts mehr zu thun wußte, entschlossen sich die Bewohner des Ortes mit einem male, nahmen das Gepäck auf und fort ging es nach der nächsten, nicht sehr entfernten Ortschaft, wo man das Gepäck abwarf und es so seinem weitern Schicksale überließ. Von Bezahlung wollte man nichts wissen, Keiner wollte warten, um diese in Empfang zu nehmen, Alle eilten nur fortzukommen. Neues Zureden! Neue Zusicherungen! Endlich fanden sich Leute, doch Alles ging nun wieder durcheinander. Männer, Frauen ergriffen was von Gepäck eben am nächsten stand, und verfolgten damit die allgemeine Richtung gegen Saharempur, zwei, drei Leute dahin, vier andere dorthin, in dieser Weise mit dem verschiedenen Gepäcke nach verschiedenen nahe gelegenen Dörfern den Weg einschlagend; eine allgemeine Verwirrung und Zerstreuung. In einer halben Stunde war alles Gepäck aus dem Dorfe verschwunden, doch wo ich es wieder finden sollte, das war eine andere Frage, die Leute zusammenzuhalten war vergebliches Bemühen. Ich konnte

nichts thun, als der allgemeinen Richtung folgen und fand mich am Abend wieder mit meinem Gepäck und meinen Leuten zusammen, von denen fast Jeder einen verschiedenen Weg hatte einschlagen müssen. Am Morgen erneute sich dieselbe Scene und zwar noch weit großartiger als Tages vorher, sodaß ich am Abend mich müde und erschöpft in einem Dorfe fand, Niemand bei mir, als mein Says ohne die geringste Kunde von meinen Leuten und meinem Gepäcke. Ich band mein Pferd an einen großen Baum; ermüdet, da ich Tage und Nächte hindurch auf den Beinen gewesen war, legte ich mich nieder und schlief ein. Als ich erwachte, war der Abend schon angebrochen; zwei Männer hackten und schaufelten neben mir; es war zu dunkel, um zu erkennen, was sie machten, und so fragte ich sie darnach. Sie gruben ein Grab! Ich fragte nach meinem Says, er war nicht da, die Leute hatte Niemand gesehen, noch gehört. Auf meine Erkundigungen wurde mir die Hoffnung benommen, hier Lebensmittel zu finden; dagegen boten sie mir Wasser an, was sie zu ihrer Arbeit mitgebracht; unter solchen Umständen war dies schon eine Erquickung. Nachdem ich getrunken, wickelte ich mich ein so gut ich konnte, und legte mich wieder nieder; doch hatte ich noch keine halbe Stunde lang der Entwickelung der Dinge entgegengesehen, als mein Says erschien. Er erzählte, da er mich so gut schlafen gesehen, sei er gegangen, sich nach meinen Leuten und dem Gepäcke umzusehen, oder zu versuchen einige Lebensmittel

zu erlangen. Seine Bemühungen seien aber lange vergeblich gewesen und so sei er weiter und weiter gegangen, worüber die Zeit verflossen. Er brachte die Nachricht mit, ein Theil des Gepäckes sei in der Nähe und auch meine Leute würden in Kurzem eintreffen. Dies war auch der Fall, die Leute brachten zugleich Lebensmittel mit, die sie in einem Orte auf dem Wege gekauft, wo sich ein Bazar befand. War es vorher leer und still hier gewesen, so trat nun reges Leben ein, denn außer meinen Leuten hatte sich auch eine sehr zahlreiche Affencolonie eingefunden, die anscheinend bisher im Felde beschäftigt gewesen war. Der Todtengräber sollte mir übrigens noch von Nutzen sein, er hatte mir versprochen, mir am Morgen Höckerys zu verschaffen, er wisse, wie er versicherte, in der Nähe einen Zemindar, der dergleichen habe und darauf eingehen werde, sie mir zu überlassen, um mein Gepäck nach Saharempur zu schaffen. Er hielt Wort, am Morgen erschien der Besitzer der Ochsenwagen, wir wurden bald handelseins und am folgenden Tage wurde endlich diese tragikomische Gepäcktransportweise beseitigt, sodaß das Gepäck mittels der Höckerys, ohne irgend weitere Störung, nach Saharempur gelangte.

Diese Manier das Gepäck zu transportiren kam früher in Indien sehr häufig vor, namentlich bei den eingeborenen Beamten und den Soldaten, die nichts für den Transport zahlen. Man konnte nicht wohl verlangen, daß die Leute einer Ortschaft sich hergäben,

um das Gepäck ganze Tagereisen weit fortzuschaffen, wogegen die Leute sich willig fanden, dasselbe von einem Orte zu dem andern zu bringen. Die Ortschaften liegen einander meist sehr nahe in Indien und es erfodert eben keine große Aufopferung, einmal Etwas aus einem Dorfe in das andere zu transportiren, wo die Leute in einer Stunde, höchstens in einigen Stunden wieder zu Hause sind. In den Staaten der eingeborenen Fürsten ist diese Art zu transportiren immer noch an der Tagesordnung, wogegen Europäer nur selten davon Gebrauch machen, wiewol dies in manchen Gegenden auch geschieht, wo die Leute jedoch Bezahlung dafür erhalten. In solchen Fällen werden die Sachen oft von den Frauen fortgeschafft, welche dieselben auf den Köpfen tragen, und man muß sich wundern, wenn man sieht, welche schweren Lasten diese zarten Gestalten sich fortzuschaffen zumuthen.

Daß man in diesem Theile Indiens mehr Widerspenstigkeit von Seiten der eingeborenen Unterbeamten begegnet, den Parwānahs der Vorgesetzten in Bezug der Fortschaffungsmittel der Reisenden nachzukommen, als in andern Theilen des Landes, davon hat man die Ursache wol darin zu suchen, daß der Zudrang von Reisenden nach Simla und dem Gebirge überhaupt im Sommer groß ist und die Behörden wol wünschen mögen Erschwernisse hervorzurufen, um die Reisenden zu veranlassen aus den untern Gegenden Transportmittel mitzunehmen. Wie wohl begründet

dies auch sein mag, so können doch die obern Behörden nicht vorsichtig genug sein, die einzelnen Unterbeamten streng zu überwachen und sie anzuhalten jedem ihrer Befehle nachzukommen und namentlich gegen Europäer in heiliger Ferne zu bleiben. Es ist dies das, was die Macht und das Ansehen der höhern Behörden erhält und Indiens Regierung in dieser Weise möglich macht.

Die Chaukidars von Lucknow.

Nach mehren mislungenen Versuchen in Lucknow eine passende Wohnung zu finden, war dies endlich gelungen. Das Haus lag in der Nähe des Palastes und der Wohnung des englischen Residenten, und entsprach ganz meinen Wünschen. Es war reinlich, nett und freundlich, und bot vollkommen hinlänglichen Raum dar für mich, die Dienerschaft, Pferde u. s. w. Nach manchen Weitläufigkeiten wurde ein schriftlicher Miethcontract abgeschlossen, wonach ich die Wohnung zu beziehen berechtigt.

Die Ausführung desselben wurde mir jedoch von den Chaukidars des Hauses aufs entschiedenste verweigert, wiewol die Zustimmung ihres Herrn, des Hausbesitzers, in Folge des abgeschlossenen Contractes ihnen vollkommen bekannt war, und thaten sie dies, indem sie sich auf eine höchst ungezogene, grobe Weise widersetzten, irgend einen Theil meines Gepäcks in das Haus bringen zu lassen. Alle Vorstellungen und Versuche ihnen in Güte beizukommen, waren ohne Erfolg und meine Geduld endlich erschöpft; ich erklärte, daß ich mir den Eingang in das Haus nöthigenfalls

mit Gewalt verschaffen werde und der geringste Widerstand ihrerseits werde das Signal sein, sie aus dem Hause werfen zu lassen. Durch dieses entschiedene Auftreten war jede Einwendung augenblicklich beseitigt, in wenigen Minuten war das Gepäck abgepackt und in das Haus gebracht. Der erste Eintritt war nun allerdings erlangt, doch versuchte man mir jeden Raum in dem Hause abzustreiten, den ich am Morgen nicht betreten, wiewol ich die ganze Wohnung, mit Hof und Allem, was dazu gehörte, gemiethet hatte; ja dies ging so weit, daß man mir sogar Räume in der dritten Etage abstritt, zu denen durchaus kein anderer Zugang war, als durch die Zimmer der zweiten Etage, welche man mir zugestand. Der Kern von allen diesen Nichtswürdigkeiten ist natürlich jederzeit der Versuch einer kleinen Nebenspeculation, deren Art und Weise sich später durch den Verlauf ergeben mag, immer aber der Opposition entspringt. Alle Zimmer des Hauses waren mehr oder weniger niedlich gemalt, und der Besitzer des Hauses hatte deshalb gegen Beschädigung der Wände vorgebeten, die aber bei dem gebräuchlichen Verfahren der Diener des Landes, welche meist überall ohne Rücksicht auf Raum und Wände Feuer anmachen und kochen, äußerst schwer zu verhüten ist. Ich verwies aus diesem Grunde die Dienerschaft in ein kleines Zimmer des Nebengebäudes, was zur Wohnung für Diener und zur Küche bestimmt war. Auch hier widersetzten sich die Chaukidars meinen Anordnungen

auf alle nur mögliche Weise, indem sie verlangten, daß die Dienerschaft in jenen guten Zimmern des Wohngebäudes wohnen und kochen sollte, und nicht in den dazu bestimmten Räumen. Der daraus erwachsende Schaden war offenbar auf Seiten des Hausbesitzers; ich, der ich jener Räume nicht bedurfte, konnte mich darin fügen.

Schwieriger Bergpfad für Pferde.

Von Nahar nach Chomuk ist unter dem Namen der Kaiserstraße (Badschah-ka-Seray) ein Weg vorhanden, der für Pferde gut und gangbar sein soll. Ich habe die Bekanntschaft desselben nicht gemacht, da wegen Unkenntniß und Ermangelung eines Wegweisers, ich, meinem Trosse folgend, auf einen nur für Fußgänger gangbar zu nennenden Weg gerathen war. Die ersten Hindernisse auf demselben waren bereits überwunden worden, nicht vermuthend, daß noch weit schwierigere Stellen vor uns lagen. Ein Afghane, der meinem Gefolge einverleibt worden, war im Verlaufe des Weges mir vorausgekommen und dies an einer Stelle, wo ich gewiß einen andern Weg eingeschlagen haben würde, wenn nicht der Afghane vor mir sein Pferd glücklich den Felsen, der das Hinderniß bildete, hinaufforcirt hätte. Ein Kaschmir-Gebirgspferd von mir war das nächstfolgende und ich kam eben noch zur rechten Zeit an, um meine Leute abzulösen, die beschäftigt waren, dasselbe gleichfalls, wie der Afghane vorher, hinaufzuforciren. Ich trieb es an, ihm übrigens selbst überlassend sich über die gefährliche Stelle

hinweg zu finden, und klimmte dasselbe hinauf, glücklich oben bei dem Afghanen und den Fußgängern anlangend. Mein Cabulpferd kam jetzt an die Reihe, für dessen glückliches Hinaufkommen ich wegen seiner Ungestümheit um so mehr fürchtete. Es stieg ein Stück hinauf, konnte an der mislichen Stelle mit den Füßen nicht ordentlich haften, raffte sich, setzte mit Furie vor und stürzte hinab, unten auf dem Rücken ankommend die Füße nach oben. Es hatte sich gleichwol keinen Schaden gethan, doch genügte dieser mislungene Versuch mir und allen Nachkommenden, um einen andern Weg aufzusuchen, indem wir an derselben Felswand weiter oben einen günstigern Paß zu finden hofften. Ich kam ziemlich glücklich bis an den letzten Stieg, der nicht mehr schwierig zu ersteigen schien, doch mußte sich das Pferd kurz wenden gerade ehe es den obern Rand erreichte, dies versah es gleichfalls und stürzte von einer ungleich größern Höhe herab, jedoch glücklicherweise auch ohne große Verletzung davon zu tragen, indem nur einige wunde Stellen an den Füßen sich zeigten. Ich versuchte es nun hier nicht wieder, sondern suchte an der Bergwand entlang fortzukommen, was auch soweit gelang, daß sämmtliche andere Pferde folgten. Wir waren mit dem anscheinenden Gelingen jedoch noch nicht über den Berg, wie man sprichwörtlich sagt, und waren wir genöthigt einen sehr mühseligen Weg an einer Bergwand aufzuklettern und konnten die Pferde über den Kamm des Bergrückens

nicht anders bringen, als nachdem wir, so gut es sich thun ließ, eine Treppe erbaut hatten, um so die Pferde in einer engen Kluft, oder wol besser gesagt Spalte, hinauf- und durchzubringen. Dies gelang auch glücklich und kamen wir, hier oben angelangt, bald auf einen Weg, der keine weitern derartigen Schwierigkeiten mehr bot.

Tigerjagd.

Auf der Reise im Gebirge des westlichen Himalaya, einige Stunden vor Tiri, brachte eine Tigerjagd einige Abwechselung in das Einförmige des Marsches. Ich hatte das Geschrei eines Thieres gehört, dessen Laut mir unbekannt war, und blieb so im Wege stehen, wodurch meine Träger aufmerksam wurden und nachdem ich ihnen den Gegenstand meiner Aufmerksamkeit, den ich unter einer Klippe an der gegenüberstehenden Bergwand entdeckt hatte, gezeigt, versicherten Einige mir, es sei ein junger Tiger; doch war man anfänglich nicht einig darüber und wollte der größte Theil behaupten, es seien wilde Katzen, welcher Angabe ich auch mehr Glauben schenkte. Es zeigte sich nun, daß es mehre waren; ich schoß, wiewol es weit war, doch ohne eine derselben zu treffen. Sie gingen darauf die Bergwand hinauf, und war man nun darüber einstimmig, daß es junge, etwa zwei Tage, so sagte man, alte Tiger seien. Sie stiegen einem großen Steine zu, dem zur einen Seite ein Aloebusch sich anlehnte, zur andern eine freie Stelle mit Rollsteinen sich zeigte; unter diesem Steine war eine Kluft, in welche die

Tiger hineinkrochen, von denen aber einer bald wieder hervorkam und sich, mit dem Kopfe heraussehend, hinlegte. Ich schoß noch einige Schuß nach diesem, doch gleichfalls ohne bessern Erfolg, bis eine Kugel ihm doch zu nahe gekommen sein mußte, denn er war plötzlich verschwunden. Kurz darauf wurde von einem meiner Leute ein alter Tiger, in geringer Entfernung der jungen, gesehen. Der Diener rief, doch ehe ich mein Gewehr soweit vorgerichtet und Munition, die ich zufällig nur spärlich mit mir hatte, in Eile hervorgesucht worden, wie dies zu einem Angriffe auf einen Tiger in solchem Falle erforderlich, war er, außer dem Gesichte, in eine kleine Dickung gegangen, die anscheinend ringsum umsehen werden konnte und wo meine Leute behaupteten, sie wüßten, daß der Tiger nicht aus dieser kleinen Aloedickung heraus sei. Ich stieg nun die Bergwand, so schwierig dies bei einem Abfall von 80 Grad war, hinab, bis auf gute Schußweite von dem Orte, wo angeblich der Tiger sich verborgen haben sollte, und ließ einen mich begleitenden Mann mit Steinen in den Busch hineinwerfen, doch kam kein Tiger mir zu Gesichte. Ich ließ nun zwei meiner Leute auf die Höhe der andern Bergwand steigen und Steine herabrollen, um dadurch den Tiger zu nöthigen, aus seinem Verstecke hervorzukommen; doch auch dies erwies sich erfolglos, indem wir nichts von dem Tiger zu sehen bekamen und es schien, es bleibe nichts zu thun übrig, als etwa der jungen Tiger, die wir in der Kluft unter dem Steine

wußten, uns zu bemächtigen. Ich meinestheils hatte kein besonderes Verlangen nach denselben, doch meine Träger, Leute aus der Gegend, rechneten sich aus, daß dies ihnen eine gute Einnahme gewähren würde, die Auslösung für die jungen Tiger zu erhalten, für die, wie sie angaben, die Compagnie 3 Rupee für das Stück zahle, sowie für einen alten Tiger 7 Rupee gezahlt wird. Nach einigem Hin und Wider war man einig, die gute Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen und die Rupee einzustreichen.

Die Culis fragten mich um Erlaubniß, ob sie gehen dürften und die jungen Tiger holen. Meine Zustimmung erhielten sie gern, und der ganze Trupp, etwa acht Mann stark, machte sich auf den Weg nach dem Steine; doch waren sie keine zwanzig Schritte von mir entfernt, als sie kurz Kehrt machten und mich abermals angingen, vorstellend, ich möge doch mit ihnen gehen, sie seien arme Leute, ohne Waffen, unbekleidet, nur einige von ihnen hätten ihre Beile bei sich, ich dagegen Flinten; wenn ich nicht gehen wolle, so wäre es ja für sie weit weniger möglich, und was dergleichen mehr war. Dies war allerdings richtig und ich erklärte mich bereit sie zu begleiten. Die Colonne setzte sich nun in Begleitung meiner abermals in Bewegung und wir langten so an der entgegengesetzten Seite der Kluft an, wo mir bald das Vorrecht eingeräumt wurde, im ersten Gliede zu gehen. Im Verlaufe des Jagdversuches war übrigens noch ein Gewehr von mir angekommen, dieses

hatte ich einem der Leute zum Tragen gegeben, der in meiner unmittelbaren Nähe zu bleiben versprach. War die diesseitige Wand steil, so war die entgegengesetzte Wand der Kluft flacher, und, wie vorher erwähnt, mit einzelnen bald dichten, bald lichten Aloebüschen bewachsen. Ein kleiner Steg, den wir verfolgten, führte uns bis auf etwa 150 Schritte von dem Steine, dem Ziele unserer Expedition; zwischen diesem und dem Steine war ein Streif dichter Aloebüsche, dann kam die erwähnte kahle Stelle mit den Rollsteinen, die bis an den Stein sich hinzogen. Ehe wir dem Steine parallel waren, hatte ich meine Colonne hinter mir sich mehr und mehr lichten gesehen; der Zwischenraum war größer zwischen uns geworden und einer nach dem andern zuletzt verschwunden, selbst mein Mann mit dem Gewehre hatte sich in dem bescheidenem Dunkel einer Aloe unsichtbar gemacht. Dies erschien mir denn doch etwas zu wenig Theilnahme von so muthigen Jägern, als welche sie sich anfänglich dargestellt hatten. Auch ich machte Halt und die Leute wieder herzurufend erklärte ich ihnen, daß ich durchaus nicht nach den jungen Tigerköpfen verlange, wenn sie aber nun einmal dieselben zu haben wünschten, sie auch mitgehen möchten, ich wolle zu ihrem Schutze sie gern begleiten, aber durchaus nicht allein die Sache ausführen. Dieselben Vorstellungen, dieselben Versicherungen als vorher wiederholten sich ihrerseits, indem sie mir vorstellten, daß sie ja nur arme, unbewaffnete Menschen seien, die dem alten

Tiger doch eben nicht, wie sie seien, entgegentreten könnten. Alles was ich ihnen entgegenhalten konnte, war, daß ich keinen Beruf in mir fühle, die Sache sie angehe und somit ich mir wenigstens zur Bedingung mache, daß der Mann, welcher mein anderes Gewehr trage, mir Schritt vor Schritt folge, ohne zu weichen, denn auf einem Tiger in diesem Verhältniß, mit einem einzigen Gewehre, dessen Kugel kaum mehr als ein Loth stark, zu gehen, wäre Tollheit gewesen und auf die Möglichkeit des Zusammentreffens mit dem alten Tiger mußten wir eben gefaßt sein. Das gegenseitige Uebereinkommen wurde in diesem Sinne geschlossen und der Mann, welcher mein Gewehr trug, versprach mir unbedingt zu folgen So setzten wir uns denn wieder in Bewegung, zogen dabei aber vor, oberhalb des Steines zu gehen und dann erst an demselben hinunterzusteigen. Ich war bereits an der Höhle angelangt und bog mich eben hinab, um den ersten Blick in dieselbe zu haben, als ein Geschrei von der entgegengesetzten Bergwand, woselbst mein Dienerpersonal zurückgeblieben war: „Der alte Tiger! Der alte Tiger!" erscholl. Mit wenigen Sprüngen stand ich wieder oben auf der Klippe, etwa 10—12 Fuß unmittelbar über der Höhle, der beste Punkt, den ich einzunehmen wußte, als ich hier freie Umsicht hatte auf Das, was da kommen sollte. Ich sah die alte Tigerin, durch das Buschwerk kriechend, sich mir nahen, indem sie eben eine kleine Blöße zu passiren hatte, wo sie mir

ihre breite Seite darbieten mußte; die Entfernung war kaum 80 Schritte, ich hatte keine Zeit zu verlieren. Ich suchte ein möglichst sicheres Ziel zu nehmen und schoß. Die Kugel erreichte unverkennbar ihr Ziel, doch nicht so, um den Tiger auf dem Platze zu lassen, was bei dem schwachen Blei meiner Büchse kaum möglich war. Der Tiger fuhr wie ein Pfeil hinter eine Steinklippe, in die Kluft hinabspringend, wo mehre dichtstehende Aloebüsche ihn meinen Blicken entzogen. Der Schreck hatte meinen Gewehrträger dicht an meine Seite gebannt, ich ergriff so das andere Gewehr und harrte der Ankunft des Tigers, doch verging eine Minute nach der andern, ohne daß er sich zeigte. Wir waren nun der Meinung, daß der Schuß ein tödtlicher gewesen sein müsse, anderntheils waren wir überzeugt, daß er den Angriff unbezweifelt gemacht haben würde. Meine Mütze war mir bei der Retirade auf die Klippe hinabgefallen und hing unten an einem der Cactus unterhalb der Höhle; schon um diese nicht im Stiche zu lassen mußte ich hinab; ich ging nun zwar mit Vorsicht, doch mit mehr Vertrauen auf keine weitere Störung hinab, holte meine Mütze und versuchte nun mit der Höhle mich genauer bekannt zu machen. Dieselbe erwies sich durchaus unzugänglich für uns und unsere Mittel; an ein Herausnehmen der jungen Tiger war somit nicht zu denken und der Wunsch ihres Besitzes mußte aufgegeben werden. Der alte Tiger war nicht gekommen, und dadurch waren wir mehr und mehr

überzeugt, daß derselbe tödtlich getroffen sein müsse. Es wurde nun hoher Rath gehalten, wie man sich in seinen Besitz und somit in den Besitz der 7 Rupee setzen könne; doch nach langem Hin- und Herreden war man darüber einig, daß es allerdings sehr zweifelhaft sein dürfte anzunehmen, daß der alte Tiger verendet, da die mehr erwähnte kleine Kugel dies kaum vermuthen lasse. Daß der Tiger angeschossen, aber Jeder, der in die Aloedickung, in der wir ihn wußten, ginge, von ihm auf Tod und Leben angegriffen worden sein würde, war wol gewiß; es handelte sich somit darum, ob wir um seinen Besitz einen Menschen wagen wollten, was offenbar nicht zu thun war und die Sache aufgegeben wurde. Die Culis vertrösteten sich auf den nächsten Tag, wo sie mit Leuten und Hunden aus der Ortschaft ausrücken wollten, um die Nachsuchung auf ihre Faust zu beginnen. Bei meinen Leuten wieder angekommen an der entgegengesetzten Seite, erzählten mir dieselben, daß unmittelbar unter der Stelle, keine 20 Schritte entfernt, wo ich lange gestanden hatte, als man mit den Steinen in die Aloebüsche auf der entgegengesetzten Seite geworfen, der Tiger gesessen habe; daß sie ihn aber erst gesehen, als ich an dem Steine nach der Höhle hinabgestiegen, wo er hüben aufgestanden und hinüber geschlichen sei; der erste Schreck, sich so in der Nähe des Tigers zu sehen, habe sie fast ihrer Sprache beraubt, bis sie dann gerufen hatten, worauf das oben Mitgetheilte folgte.

Bären und Moschushirsche im obern Himalaya.

Zu meinen Wanderungen, die ich in der Umgegend von Gangotri unternahm, um Bären in den höher gelegenen Waldungen der Berge zu suchen, hatte sich mir der anerkannteste Jäger von Dhurauli und der Umgegend als Führer und Begleiter angeboten, eine rüstige, kräftige Figur mit munterm, heiterm Sinne. In seiner Gesellschaft vergingen mir die Stunden schneller, er wußte immer etwas zu erzählen und ließ die Hoffnung nie sinken, sie immer neu zu beleben Stoff findend. Aus all den Erzählungen, die man mir gemacht, hatte ich keine geringe Meinung von der Jagd in dieser Gegend des Gebirges und namentlich eine hohe von dem Reichthume an Bären. Mein Wunsch war natürlich, auf jeden möglichen Fall gehörig vorbereitet zu sein, und in diesem Sinne hatte ich gewünscht, einen Bärenspieß zu haben, den ich mit mir führen konnte, im Falle eines handgreiflichen Zusammenkommens. Nun war zwar ein Mann im Dorfe, der mit Eisenarbeit umzugehen wußte, ein sogenannter Schmied, der aber, was nächst ihm selbst

das Nöthigste bei seinem Handwerke ist, Eisen, nicht besaß, sondern nur das verarbeitete, was ihm gegeben wurde. Mit Eisen hatte ich mich natürlich am wenigsten versehen, doch fand sich bei einem meiner Leute eine kurze Bambulanze, wie dieselben in Indien geführt werden, die er aus besonderer Vorliebe mit herauf in die Berge geschleppt hatte. Diese Lanzen sind oben im Eisen schmal und zwar selten mehr als ein Zoll breit; dies schien mir für einen Bärenspieß eine zu geringe Breite. Um aber eine breitere Waffe aus diesem Spieße zu fertigen, erklärte sich der Lohar bereit, den Spieß auszutreiben und demselben wenigstens die Breite von 2 Zoll zu geben. Dieses Auskunftsmittel entsprach vollkommen meinen Wünschen, denn erstens war die Waffe so von der gewünschten Breite und anderntheils blieb dieselbe leicht, eine Eigenschaft, die mir in den Bergen recht schätzenswerth erschien. Das Eisen wurde dem Lohar übergeben, der Stiel umgedreht, sodaß der starke Theil oben kam, um weniger schwuppig zu sein und so festerm Widerstande entsprechend; als das Eisen fertig und an dem Spieße befestigt war, wurde als Querriegel ein Stück Ziegenhorn eine Spanne unterhalb des Eisens angebunden.

So ausgerüstet, die Büchse auf dem Rücken, den Spieß in der Hand, mein Gefährte eine Doppelbüchse von mir tragend und ein Beil im Gurt, fühlte ich mich, glaube ich, fast mehr geneigt, im vorkommenden Falle 1643 statt 1843 zu schreiben, und da kein Europäer des 19. Jahrhunderts hier war, der über mich

lächeln konnte, so blieb es mir auch allein überlassen, über meinen Aufzug zu lachen, was mir aber immer mehr und mehr verging, je entfernter wir uns in den Wald verstiegen, je steiler die Berge wurden, die wir auf- und abkletterten, wo der Spieß, einem Alpenstocke gleich, mir vortreffliche Dienste leistete, um mich auf ihn zu stützen. Wir hatten die Bären in den entfernteren, abgelegenen Waldtheilen gesucht bis an die Schneegrenze hinauf, doch vergeblich, keiner war uns zu Gesicht gekommen. Ein paar Tage waren vergangen, nur einige Moschusthiere hatten wir gesehen in einer Lichtung oben an einem Berghange in der Mitte eines hohen Deodarwaldes, unter Bäumen, ganz den alten Edeltannen gleich, zwischen welchen, wie bei diesen, der junge Aufwuchs wieder im Schutze der Alten aufwachsend, bald niedere, bald höhere, dichtere oder lichtere Trippel bildet; einige Windbrüche, die bei ihrem Falle eine Bodenschicht mit ihren Wurzeln emporgenommen, lagen auf der Lichtung, die sich ziemlich gerade an dem Berge hinaufzog. Ich ließ meinen Begleiter zurück und bürschte mich an die Moschusthiere heran. Dieselben sehen ganz wie unsere Rehe aus, gleichen diesen vollkommen in ihren Manieren und leben auch wie diese in Sprüngen beisammen. Dieser Sprung hier bestand nur aus drei Stück, einem Bocke und zwei Thieren. Als ich mich ziemlich auf 100 Schritte herangebürscht, schoß ich und der Bock ging nur noch einige Schritte, wo er fiel. Mein Begleiter, der von unten die Sache mit ange-

sehen, war schnell bei der Hand; der Bock war sehr gut im Fleische, doch nicht stark, und an Moschus war nicht zu denken, der Beutel vollkommen leer. Es wurde mir angegeben, daß dieser eben geschossene Bock nur ein Jahr alt sei, ein Bock aber erst mit dem dritten Jahre beginne, Moschus zu besitzen. Ich glaube dieser Angabe Geltung schenken zu müssen, da mein Begleiter, ein anerkannter Jäger, dies wol wissen mußte, indem diese Moschusbeutel einen Hauptgewinn bieten und meist das Ziel der Wünsche jedes Jägers hier sind. Wenn aber in unsern Naturgeschichten der Moschushirsch mit auffällig sprödem Haare, das mehr Stacheln zu vergleichen sei, beschrieben wird, so muß ich meinestheils, nach diesem Bocke, dieser Angabe widersprechen, der in dieser Hinsicht mit weniger bruchigem Haare sich zeigte, als die Rehe. Nach Erlegung eines dergleichen Moschusbockes wird der Beutel sofort herausgenommen, indem ein Stück der Haut um denselben herausgeschnitten, über dem Beutel zusammengedreht, gleichsam den Hals desselben bildend, und mit der ersten besten Bastschnur, oder was es immer sein mag, zugebunden wird, und man gibt an, daß der Moschus verliere, sofern dieses Experiment nicht sofort vorgenommen wird.

Am zweiten darauf folgenden Tage kamen wir, nachdem wir schon eine Weile die Berge durchstrichen, endlich wieder mehr in der Richtung nach Dhurauli und dem Gangesthale zu auf die Fährte eines Bären, die wir, da dieselbe ganz frisch zu sein schien, auch

verfolgten. Wir waren schon lange auf derselben fortgegangen und begannen nach und nach unsicher zu werden, ob wir uns am Ende doch nicht täuschten, indem wir die Fährte als eine frische ansahen, als wir im schwachen Stangenholze, wo der Boden etwas abhing, die Fährte des Bären so frisch fanden, wie er die Nadeln zur Seite getreten, daß wir einstimmig waren, der Bär müsse in der Nähe sein. Wir waren nur noch wenige Schritte von einer Blöße entfernt — einem Felde, was man, wiewol von dem Dorfe entfernt, hier angelegt hatte —, das Terrain war abhängig, d. h. ein hoher Rain am Rande zog sich über die Fläche hinab, oben auf dem Kamme ein Streif lichtes Holz; die ganze Fläche konnte man aber nicht übersehen, indem dieselbe, von uns entfernt, abwärts eine Telle hatte, die durch einen sich vorziehenden Kamm gedeckt war. Wir glaubten auf dieser Fläche den Bär zu finden, da die Zeit, wo sie gewöhnlich auf den Schlag oder die Lichtung überhaupt, wie das Rothwild, zu ziehen pflegen, bereits eingetreten war. Wir standen so einige Zeit an dem Rande des Platzes, doch sahen wir nichts von einem Bären und verfolgten so die Richtung der Fährte weiter. In Gedanken so fortgehend, schraken wir plötzlich beide gleichzeitig zusammen — ein großer Bär stand eben nur auf Schußweite von uns, mit Aufsuchen seiner Nahrung beschäftigt, der sich vorziehende Feldkamm hatte ihn uns verdeckt. Niederfallen auf die Erde war das

Werk eines Augenblickes, und so fanden wir uns durch einen Rain den Blicken des Bären wieder entzogen. Bis zu diesem Raine, der etwas vor uns lag, gingen wir weiter vor; ich war begierig, dem Bären einen Schuß anzubringen, wie man dies ist in solchem Falle, wo man nun endlich den erwünschten Moment erreicht glaubt, mit dem Wunsche, daß derselbe nicht ungenützt entschlüpfen möge. Der Bär äßte sich ungestört weiter, doch immer abwärts. Ich kann wol sagen, ich habe keine Jagd gesehen, die mir so amusant erschienen wäre, als die Bärenjagd. Die ganze Erscheinung des Bären hat etwas überaus Komisches; mag sein, daß die Ammenmärchen der Kinderstube das Ihrige dazu beigetragen, aber all die kleinen Fabeln der Kinderzeit, in denen Bären auftreten, standen lebhaft vor meinen Augen mit der ganzen A-B-C-Weisheit. Es hat ein so komisches Aussehen, wenn man den Bär mit seinen langen, ungeschickten Pfoten unter die Steine greifen sieht, um dieselben umzuwenden, die darunter befindlichen Larven zu fassen, und wie er, hier befriedigt, dort mismuthig ob seines unbelohnten Versuches, weitergeht. Lange hatte ich dem Bäre zugesehen, immer hoffend, er werde mir seine breite Seite bieten, doch vergeblich; er entfernte sich vielmehr weiter und weiter, abwärts suchend, dem entgegengesetzten Rande der Fläche zu. Ich nahm so ein Ziel, wie es sich mir bot, mit der Hoffnung und Absicht, daß die Kugel im Körper lang vor gehen möchte und so der Erfolg ein guter und möglichst

schneller sein werde. Der Schuß fiel und sofort fuhr der Bär herum, nach hinten beißend und laut brummend, mit seinen Tatzen nach der Stelle greifend, wo die Kugel saß. Er sah sich zugleich nach dem Orte um, von dem der Angriff geschehen, doch war er darüber nicht ganz mit sich einig, da ich mich seinen Blicken nicht gezeigt, sondern sofort nach dem Schusse wieder hinter den Rain mich duckte. Mein Gefährte, der Pahari, war dagegen zurückgesprungen und hatte sich aus dem Staube gemacht, den Holzrand gewinnend, indem er sich oben auf dem Rücken in den Streifen Holz verzog, wo er den Bär genau sehen konnte, gleichwol vor ihm ziemlich sicher war. Ich hatte mir von ihm das Gewehr geben lassen und ihm dagegen den Spieß eingehändigt. Der Bär wollte jetzt weiter fortgehen, ich glaubte keine Zeit verlieren zu dürfen und schoß ihm in dieselbe Seite noch zwei Kugeln aus der Doppelbüchse. Er änderte nun sofort seine Richtung und drehte sich, wiederholt nach seinem Verfolger sich umsehend, vor Wuth brummend, auf dem Platze umher; es schien, als habe er auch noch jetzt durchaus keine Ahnung über die wirkliche Richtung, von wo der Schuß gekommen, und ich begann somit, mein Gewehr zu laden. Mag nun sein, daß er das Geräusch dabei hörte, oder daß er doch einen Blick auf mich erhalten, so gut als ich ihn immer im Auge behielt, kurz, er kam mit einem Zottel auf mich zu. Mein Gewehr war nicht geladen, mein Begleiter mit dem Spieße stand aber in den Bäumen, etwa

150 Schritte oberhalb mir, meine Winke, zu kommen, nicht beachtend; es blieb mir somit nichts übrig, als meinen Rückzug anzutreten, um Zeit zu gewinnen, die Gewehre laden zu können. Ich langte glücklich bei meinem Begleiter an, der Bär aber, nun im Angesichte unserer, schien nicht ganz erfreut, uns als seine Feinde kennen zu lernen, mehr noch aber schien es ihm unangenehm, den Berg aufzusteigen, da gerade das Hintertheil, was er dabei am meisten anzustrengen hatte, das am schmerzlichsten verletzte war. Er drehte sich so abwärts und ging über den Platz, eine Wiese, lang hinab und unten am Ende desselben querüber nach dem hohen Holze zu, derselben Bergwand, längs der wir seine Fährte hierher verfolgt hatten. Ich schoß noch ein paar Schüsse, da ich mittlerweile wieder geladen hatte, nach ihm, doch glaube ich, ohne ihm etwas zu thun; er war schon weit aus der gewöhnlichen Schußweite und so zeichnete er wenigstens nicht weiter, sondern verfolgte die von ihm angenommene Richtung.

Nachdem ich die Gewehre wieder geladen, folgten wir der Richtung, in der wir ihn in das Holz zurückgehen gesehen, um seine Spur aufzufinden und auf dieser sodann nachzugehen. Der Tag war bereits seinem Ende nahe und wiewol es im Freien noch vollkommen heller Tag, so war doch im hohen Holze eine leise Dämmerung eingetreten, die da, wo Unterholz unter den alten Bäumen stand, namentlich da, wo das Terrain eine Schlucht bildete, zur dichten Dunkel-

heit bereits übergegangen war, in der das Auge nur schwer etwas zu unterscheiden vermochte, wenn man es nicht unmittelbar vor sich, seine besondere Aufmerksamkeit darauf gerichtet hatte. Wir hatten die Fährte gefunden und folgten dieser, der Inder unmittelbar vor mir, und waren kaum 60 — 100 Schritte vom Rande der Blöße entfernt, an eine dieser kleinen Schluchten mit Unterholz gelangt, als der Inder mit einem gewaltigen Sprunge an mir vorübersprang, rufend: „Der Bär! Der Bär!" In demselben Augenblicke, als ich dies hörte, sah ich etwas im Dunkel der kleinen Dickung unter uns sich nähern. Aus dem Dunkel hervor trat der Bär auf seinen Hintertatzen, die vordern wie zum Willkommen gebend erhoben. Die Erscheinung hatte etwas zu Komisches, ich mußte laut auflachen und vergaß für den Augenblick durch die humoristische Scene das Schießen. Der Bär, dem Gegenstande seines unmittelbaren Zornes enthoben, ließ sich wieder nieder und trollte in die Dickung, seitwärts hinabgehend. Ein Schuß folgte der Richtung, wo ich ihn vermuthete, bald darauf ein zweiter, doch ohne seinen Lauf aufzuhalten, der nun die Schlucht bergabwärts verfolgte und zwar, wie uns das Gehör belehrte, mit ziemlicher Schnelligkeit, da das Rutschen sein Laufen zu unterstützen schien. Wir begannen nun, die Gewehre schnell wieder ladend, die Verfolgung herzhaft, doch lehrten uns die ersten 10—15 Minuten, daß wir offenbar den Bär nicht überholten; wir hatten dabei eine bedeutende Strecke am Berge hinab

zurückgelegt, es erwies sich, daß der Bär vorzugsweise erst abwärts zu gehen geneigt war, sich aber dann gewissermaßen in gleicher Höhe am Berge vorzugehen bemühte. Der Inder schloß, daß derselbe nicht weiter abwärts zu gehen geneigt sein werde, da dies ihm dem Gangesthale und dem bewohnten Theile des Thales nächst Dhurauli nahe bringen müßte und er vielmehr aufwärts die Seite des Berges verfolgen werde. Auf diese Vermuthung hin schlug er mir vor, einen Vorsprung und Abschnitt an einem der vorspringenden Bergrücken zu nehmen, wo mein Weg oberhalb offenbar kürzer war, als der des Bären unten, und ich somit, wenn ich erst die Höhe erreicht hatte, hoffen durfte, in Zeiten anzukommen. Der Wald bildete hier ein schönes, geschlossenes Stammholz ohne Unterholz und wenn die Dämmerung auch mehr und mehr sich einstellte, so war hier doch noch hinlänglich Licht, um schußweit gut zu sehen. Der Rath schien offenbar gut und ich sprang vor, der Inder folgte langsamer dem Bären. Ich hatte nicht lange gestanden, doch lange genug, um vom Laufe vollkommen wieder in Athem zu sein, als ich den Bär, anscheinend gutes Muthes, an der Bergwand herum aufwärts steigen sah. Ich ließ ihn diesmal auf eine angenehme Schußweite herankommen und als ich ihn breit hatte, schoß ich. Der Schuß hatte diesmal sein Ziel gut erreicht, der Bär sank auf der Stelle zusammen und rutschte auf den glatten Tannennadeln eine Strecke hinab bis an den Rand eines etwa 25 Fuß schroff sich hinab-

senkenden Precipiçes, wo einige schwache Stangen seine mechanische Fahrt aufhielten.

Der Inder kam jetzt herzu und freute sich, wie ich glaube, noch mehr als ich, wenn dies möglich, ob des Erlegten; es war ein stattlicher, großer, schwarzgrauer Bär. Das Einfachste schien meinem Begleiter, den Bär die Bergwand hinabrutschen zu lassen, an deren Fuß der Weg nach Gangotri vorbeiführte, um von hier aus denselben mit Trägern abzuholen, was um so leichter war, da die Entfernung von dem Dorfe selbst kaum eine halbe Stunde betrug. Eine kleine Hilfe an den Stangen, die wir abhieben, beförderte den Bär das Precipiçe hinab; von da gelangten wir bald mit ihm auf den glatten Tannennadeln hinab in das Thal. Mein Begleiter holte vier Träger und bald war eine Trage von zwei Stangen und Seilen gefertigt, auf der er in das Dorf getragen wurde. Die Last des Bären war übrigens nicht gering, sodaß vier Mann, ihrer Versicherung nach, schwer zu tragen hatten an demselben. Das ganze Dorf schien sich übrigens des erlegten Herrn Urian zu freuen und Viele wollten ihn als einen frühern persönlichen Bekannten wieder erkennen, der den Einen hier, den Andern dort in Angst und Schrecken gesetzt habe.

Nach der Erlegung des Bären waren wiederholte Versuche, andere Bären zu Gesichte zu bekommen, mislungen; am Tage meiner Abreise von Dhurauli hatte ich jedoch noch einen Jagdversuch zu machen be-

schlossen. Mein Personal und Gepäck brachen nach Sucki und ich mit meinem Jagdgefährten, dem Pahari, am frühen Morgen nach den Bergen auf. — Die Bäre pflegen, wie das Wildpret, am Morgen und Abend herauszugehen auf die Lichtungen und, wenn die Sonne höher steigt, sich in die Dickungen zurückzuziehen. Am Morgen glaubt man die Bärenjagd längstens gegen 10 Uhr beendigt an den Bergwänden, die im Abschein liegen, in der Sonnenlage ungleich früher; am Nachmittage aber beginnt diese Zeit nicht vor 3½—4 Uhr, wo die Bäre wieder anfangen umherzuziehen. Wir waren schon den ganzen Morgen an den Bergen herumgestiegen, ohne irgend einen Bär oder eine Fährte desselben zu finden, und die Sonne begann uns bereits ernstlich zu mahnen, daß die Zeit des Schlusses eingetreten sei, als wir an dem Abhange einer kleinen Schlucht auf einer großen Blöße, die mit einzelnem jungen Schwarzholze, mit Laubholz untermischt, bewachsen war, nahe der Dickung, welche die Schlucht selbst einnahm, einen Bären noch emsig beschäftigt sahen, der von Stein zu Stein ging, diesen aufhebend, jenen wegkollernd, um seinen Fraß zu suchen. Es war noch eine ziemliche Strecke bis zu demselben, wir eilten somit, um dahin zu gelangen und suchten uns im Schutze des Stammholzes, welches oberhalb der Blöße an der Bergwand sich hinzog, und dann in einem Stangenholze, was sich weiter vorzog, uns ihm zu nähern. Dies war so weit gelungen, daß wir im Stammholze

angelangt waren. Mein Begleiter rieth mir, zu eilen, da es schon stark auf 11 Uhr gehe und der Bär sich ungewöhnlich lange verspätigt habe, somit jeden Augenblick zu vermuthen sei, daß er in die Dickung sich zurückziehen werde. Von dem Stammholze an war es noch zu weit, um zu schießen, ich ließ somit meinen Begleiter hier zurück und schlich mich in das Stangenholz vor. Am äußersten Punkte, der mich deckte, angekommen, ohne daß der Bär mich bemerkte, lag mir selbst daran, die Sache in möglichster Kürze zur Entscheidung zu bringen, da ich, vom Morgen an auf den Bergen herumstiegen, meine Reise vor mir, um meine vorausgeschickten Leute am Abende wieder einzuholen, mich nicht gern auf eine langwierige Jagd einlassen wollte. Der Bär äßte sich ruhig fort und so nahm ich mir vor, ein ruhiges Abkommen zu nehmen und ihn auf den Kopf zu schießen, damit ich mit einem male wisse, woran ich sei. Gesagt, gethan! Der Schuß fiel und mit ihm der Bär, als ob der Schlag ihn getroffen. Wer war froher als ich! Ich sprang hinab, um zu dem Bären zu gelangen, als mein Begleiter, mir nachspringend und rufend, mich aufhielt. Er erklärte mir, daß es unrathsam sei, sich dem derartig gefallenen Bären sofort zu nähern, man sich vielmehr vorher vergewissern müsse, daß derselbe auch wirklich todt sei, wozu das geeignetste wäre, aus der Entfernung Steine auf ihn den Berg hinab zu werfen, wo man dann sehen würde, ob der Bär sich rege oder nicht. Dies wurde gethan,

Steine von der Größe eines halben Kopfes und darüber wurden hinabgeworfen und gerollt, dieselben fielen auf den Bär und bewegten denselben wie eben eine todte Masse, die mechanisch dem Einflusse der Kraft nachgibt. Mir schien somit kein Zweifel mehr möglich, daß der Bär wirklich todt sei; ich hatte das abgeschossene Gewehr meinem Begleiter übergeben, dagegen aus dessen Hand den Spieß genommen, den ich, wie früher erwähnt, oft im Laufe dieser Tage als Alpenstock benutzt hatte, und ging nach dem Bären hin. Bei demselben angekommen, begann, als ich eben eine genauere Besichtigung desselben vornehmen wollte, dieser den Kopf zu erheben und mich anzuäugeln. Die Zeit schien mir eine höchst günstige, um von meiner Waffe, die so vorsichtig verfertigt worden, Gebrauch zu machen; dieselbe war gut geschliffen und scharf, ich zweifelte somit nicht, daß sie mir vollkommen genügen werde, um mit diesem am Boden Liegenden fertig zu werden. Ich setzte ihm den Spieß in die Seite und drückte kräftig darauf los. Der Bär erhob sich etwas, immer dabei mit dem Kopfe schüttelnd, wie Einer, dessen Sinne abwesend sind und der beginnt, sich aus seinem betäubenden Schlafe zu erwecken. Ich setzte den Spieß wiederholt ein, drückte kräftiger als zuvor, der Bär aber raffte sich mehr und mehr auf und stand bereits wieder auf seinen Füßen. Ich ließ es nicht am Ernste fehlen, um der Sache ein für mich günstiges Ende zu machen, doch der Bär fuhr von mir weg, einige 20—30 Schritte die Schlucht

hinab. Dies war noch auf derselben Blöße, wo er unter sehr dünnem Strauchholze, welches sich in der Schlucht oder vielmehr Telle fand, wieder Halt machte. Mein Hindubegleiter war nicht bei mir, das bemerkte ich, doch hatte ich keine Zeit, wenigstens erlaubte der Eifer der Jagd dies nicht, mich nach ihm umzusehen. Es erschien mir nächstliegend das Beste, ohne Zeitverlust sofort den Angriff zu erneuern, ehe der Bär selbst seiner Kräfte mehr Herr werde, der aufgestanden war, immer mit dem Kopfe schüttelnd, gleich einem halb Betrunkenen. Die Ausführung hielt mit dem Gedanken gleichen Schritt, ich war schnell an seiner Seite, die Vorsicht beobachtend, an die linke Seite zu springen, um dem Herzen näher zu sein. Mit aller Ueberlegung setzte ich meinen Spieß ein, doch dasselbe Manoeuvre wiederholte sich wie vorher, und der Bär, nun ziemlich ganz erholt, fuhr nochmals einige 20 Schritte von mir weg, schüttelte und brummte, erhob sich auf seine Hinterfüße und begann nun seinerseits den Angriff. Ich ließ ihn einige Schritte herankommen, wo das Kampffeld frei von den Ruthen des Buschwerkes war. Hier trafen wir zusammen und mit der möglichsten Sorgfalt sah ich mir den Platz auf der Brust des Bären aus, wo meinem Spieße kein Knochen hindernd in den Weg treten werde, dem ich es zuschrieb, daß der Spieß sein Ziel nicht erreicht hatte. Die Ausführung entsprach soweit ganz meinen Wünschen, mein Spieß stand fest auf seiner Brust und ich stemmte, begünstigt durch meine

Stellung an der Bergseite, gegen jedes Wanken des Spießes in seiner geraden Richtung mich vorsehend, mit aller Kraft gegen ihn, der mit ziemlich gleichen Kräften gegen mich anstemmte. Die Entscheidung blieb einige Zeit zweifelhaft; daß mein Spieß nicht in den Bären eindrang, das war mir jetzt vollkommen klar, das Warum? war eine andere Frage, die ich nur insoweit beantworten konnte, daß die Knochen, wie ich anfänglich geglaubt, die Ursache nicht seien. Je mehr ich aber von der Mangelhaftigkeit meiner Waffe und der Erfolglosigkeit ihres Gebrauchs überzeugt wurde, um so mehr überzeugte ich mich, daß es jetzt darauf ankam, den Bär, Kraft gegen Kraft, mir vom Leibe zu halten. In der aufrechten Stellung, worin der Bär war, fühlte ich mich ihm vollkommen gewachsen, anders würde dies gewesen sein, wenn er mit seinen vier Beinen zur ebenen Erde gestanden, wo mir dies wol nicht möglich gewesen wäre.

So uns gegenüber, glitt bei einem schärfern Drucke meinerseits der rechte Hinterfuß des Bären aus, indem er einen Stein, auf den er sich stützte, vielleicht lostrat, kurz, er rutschte und lag im nächsten Augenblicke ein paar Schritte unterhalb. Fallen, sich raffen und wieder aufspringen, um die Niederlage zu rächen, war das Werk von wenigen Secunden und der Angriff seinerseits wurde nun auf vier Beinen begonnen. Mein Spieß, die einzige Waffe, mein Federmesser etwa abgerechnet, die ich hatte, war ungenügend; unter solchen Verhältnissen räumte ich das Feld, einige

Sätze brachten mich zwar aus seiner unmittelbaren Nähe, doch verfolgte er mich noch einige 30 Schritte, worauf er stehen blieb, dann zurückging und langsam der Dickung zuspazierte. Ich hatte nun Muße, mich nach meinem Begleiter, den Pahari, umzusehen; dieser stand oben an sicherer Bergkuppe, nächst der Stelle, wo ich den Schuß gethan hatte, und sah herab, meine beiden Gewehre im Arme, das große Beil im Gurte, auf das Getümmel da unten. Als er mich so allein sah, kam er herab, entschuldigte sein Fernbleiben und versicherte, nun wieder gut machen zu wollen, was er verfehlt habe, indem er in die Dickung gehen wolle, um den Bär wieder aufzusuchen u. s. w. Dieser Vorschlag befriedigte mich soweit, meine Büchse wurde wieder geladen und nächstdem der Spieß besehen. Es ergab sich, daß die Spitze desselben fein umgerollt war; durch die Austreibung des Eisens, was mir nicht breit genug, war die Klinge sehr schwach geworden, im Laufe des Tages mochte ich wol einmal aus Versehen an einen Stein getroffen oder wol gar mich mit der Spitze anstatt mit dem untern Ende der Lanze gestützt, kurz, die Veranlassung zu dieser Krümmung oder Umbiegung der Klinge gegeben haben, die oben so fein gerollt war, daß ich dies ohne genaue Betrachtung nicht bemerkt hatte. Der Pahari, mein Begleiter, ging in die Dickung, sorgfältig nach dem Bäre spähend, und ich stellte mich unten an dem Rande der Dickung so an, daß ich in die Telle schießen konnte. Ich hatte eine Weile gestanden, ohne

daß der Bär gekommen war, als die Stimme meines Begleiters laut erscholl, der wenig Augenblicke darauf jenseit des Grabens im Stammholze mit gewaltigen Sprüngen anlangte. Er rief, der Bär komme, doch dieser kam nicht, und als ich nun zu ihm ging, erklärte er, daß er unmittelbar auf den Bär gestoßen in der Dickung, der mit fürchterlicher Miene auf ihn zugefahren sei und ihn verfolgt habe; er habe sich durch die Flucht gerettet, die ihn glücklich bis in das Stammholz gebracht. Er war sicher, daß der Bär noch in der Dickung sei und freiwillig nicht herauskommen werde, wir ihn somit aufsuchen müßten. Allein wollte der Pahari nicht wieder hinein und ich ging mit ihm; mit der größten Vorsicht zeigte er mir den Platz, wo er den Bär gefunden, und mit noch weit größerer Vorsicht wurde von hier aus die Fährte verfolgt. Keine 30 Schritte davon zeigte er mir, etwa 40—50 Schritte von uns entfernt, einen dunkeln Gegenstand in der Dickung, die aus einem Gemisch von Nadelholz mit einzelnen Laubholzstangen bestand, und behauptete, dies sei der Bär. Ich wollte die Sache nicht glauben, gab aber endlich soweit nach, um einen Schuß auf diesen Gegenstand zu thun. Es war der Bär, der sofort nach dem Schusse uns attaquirte. Ich schoß einen zweiten und dritten Schuß ziemlich nahe, doch ohne den Bär niederzubringen. Die Gewehre abgefeuert, der Spieß untauglich, waren wir hier auf unsere Füße verwiesen, die uns in der Dickung auch bald außer der Nähe des Bären brachten.

Wir standen nun wieder, hohen Rath haltend, und kamen dann darin überein, daß der Bär nun unbedingt aufgesucht werden müsse, um so mehr, da aus Allem hervorzugehen schien, daß es eigentlich ein sehr Leichtes sei, dem Bär auszuweichen und vor ihm zu flüchten. Mein Begleiter erbot sich nun abermals, in die Dickung zu gehen und nochmals zu versuchen, ob der Bär sich treiben lasse, oder ob derselbe niedergethan seine Annäherung abwarten werde, in welchem Falle er mich rufen wolle. Nachdem ich das Gewehr geladen, ging er hinein; ich stellte mich vor, bald rief er jedoch überlaut und als ich mich zu ihm verfügte, zeigte er mir den Bär, auf den ich nun näher heranging; der Bär stieg auf und kam auf uns los. Mein erster Schuß irritirte ihn nicht in seiner Richtung, doch der zweite schien ihn empfindlich getroffen zu haben, er wendete, fuhr etwa 15—20 Schritte hin, stürzte und verendete. Der Bär war so groß wie der Tages vorher geschossene, vielleicht etwas weniger feist als jener, doch gleichfalls sehr gut genährt. An ein Fortschaffen des Thieres war nicht zu denken und somit setzten wir uns ans Werk, um ihm seine Haut abzustreifen, was bald beendigt war, indem der Pahari dazu große Geschicklichkeit entwickelte.

Persien.

Blick auf Schiraz und seine Umgebung.

Viele gleich günstige Punkte mögen wol die Schiraz umgebenden Höhen bieten, von denen herab die Stadt und die Landschaft von Schiraz ein gleich reizendes Bild erscheint, als die östliche Höhe, wo der Weg gegen Istakhar, Persepolis, das Thal von Schiraz verläßt und die Höhe des Rückens erreicht. Hier, zwischen jenen nahe aneinander emporragenden Felskuppen unsern Blick zurückwendend, liegt die Stadt zu unsern Füßen, die, in der reizendsten Lage und Umgebung, der Stolz der Perser ist, und so arm die Stadt auch dermalen, gleichwol so in demselben Verhältnisse ein Freihafen dem Lande ist, als sie der erhabenen Residenz des Beherrschers des Weltalls, ich meine des Schahs von Persien und den Seinen fern liegt.

Schiraz bietet jetzt wenig, ja nichts mehr, was an seine und Persiens alte Größe reicht. Jahrtausende sind vergangen, Persien ist ein anderes geworden, und wenn die Perser auch noch auf Pferden reiten, so dürfte, wenn die allgemeine Verarmung in gleicher Weise fortschreitet wie bisher, wozu die per-

sische Regierung die gegründetsten Vermuthungen bietet, die Zeit nicht allzu fern liegen, wo wir sie uns wieder als Fußgänger zu denken haben, wie ehe, nach Xenophon's Erzählung, Cyrus sie zu Centauren bildete, und wo, um mit dem Dichter dieses Landes zu sprechen, „die Spinne die Schleier webt in dem Palaste der Kaiser und Eulen Wache stehen am Wachtthurme Afrasiab's“.

Ich sagte, daß die östliche Höhe da, wo der Weg, der nach Istakhar führt, sich über diese hinwegschlängelt, durch den hier gleichsam von dem Berge gebildeten Felsenrahmen einen sehr lieblichen Blick nach dem Thale und der Stadt Schiraz bietet. Zunächst zu unsern Füßen sehen wir den Weg mit einiger Sorgfalt gebaut, indem ein gemauerter Damm hier aufgeführt ist, um die aus verschiedenen Schluchten hereinstürzenden Wasser soweit unschädlich zu machen, daß durch diese der Weg nicht ungangbar werde. Zunächst in der Ebene sehen wir Hafiz' Grab mit seinem dunkeln Cypressenwalde, näher zur Rechten den Garten Noon mit einigen andern Privatgärten, deren ersterer eine Anlage des sich um Schiraz so viel verdient gemachten Vezirs Kerim-Khan ist. Etwas weiter und links von dem Grabe Hafiz' ist die alte Karawanserai und Sadi's Grab; ein Thal mit Bach schlängelt sich hier herab, in welchem auf der Weg nach Kerman führt, der kurz oberhalb der Karawanserai hier unserm Blicke entschwindet, wo er, das Thal verfolgend, mit diesem in eine Schlucht

übergeht und so den Rücken erreicht, auf dem wir hier selbst stehen. Etwas weiter hin in der Ebene sehen wir die weit ausgebreitete Stadt selbst, aus der die Kuppel der Mosjid Schah-Sherak, kenntlich hervortretend, den Blick auf sich zieht. Eine weite Fläche mit gut bebauten Feldern zieht sich, so weit unser Auge hier das Thal nach oben und unten verfolgen kann, entlang, wie jenseit der Stadt, bis im schönsten blauen Dufte die jenseitigen Bergrücken den Horizont gegen Südwest begrenzen, ein Bild, so reizend als es die Phantasie sich nur zu schaffen bestrebt. Nie ist mir die Schönheit der Gegend so aufgefallen und nie habe ich dieselbe so erkannt, als sie hier vor meinen Augen stand!

Richten wir unsere Blicke mehr in die Ferne, so bietet sich uns ein offener Blick nach der Seite des Thales gegen Kerman hin, und rechts oder nördlich von Schiraz im Thale aufwärts eine freiere Ansicht des Schneeberges von hier, dessen Benennung entlehnt ist von einer Schneegrube, die sich auf seiner Höhe findet, von welcher aus Schiraz das ganze Jahr hindurch mit Schnee versorgt wird zu Preisen, die selbst den Armen erlauben, davon Gebrauch zu machen. Von der Stadt Schiraz gegen diesen Berg hin, entlang dessen Fuße und den Ufern des Khores, ziehen sich die Gemüse- und Fruchtgärten, von denen Schiraz versorgt wird, und jenseit dieses Berges führt der Weg nach dem Kirschwalde, der die so weit verbreiteten Weichselrohre oder die sogenannten türkischen

Kyrasrohre liefert. Jene Gärten liefern aber auch die so vortrefflichen Trauben, aus denen der Wein von Schiraz gewonnen wird, dessen Bereitung sich zwar die Christen, die Armenier, dessen unmäßigen Verbrauchs aber sich die Mohammedaner befleißigen.

Ehe wir jedoch von Schiraz scheiden, schweift unser Blick noch ein mal über die Fläche und weilt noch für einen Augenblick auf den beiden Gräbern, die die Asche zweier Männer decken, die noch jetzt, nachdem ein halbes Jahrtausend über sie dahingeschritten, der Stolz der Bewohner von Schiraz und mit ihnen aller guten Perser sind und deren Dichtungen noch heute in dem Munde des Volkes fortleben. Verfallen und verlassen erscheint Sādi's Grab, kein Perser findet sich hier ein, um das Andenken des Dichters zu ehren. Der klare Wasserquell der Karavanserai spendet noch reichlich seine Gaben, aber der Band von Sādi's Werken, der angeschlossen an sein Grab mittels einer eisernen Kette war, fehlt. Schmuz, Staub, Schutt, verfallenes Mauerwerk, eingestürzte Bogen, mehr finden wir nicht!

Viele Könige, denkwürdige Regierungen,
Viele Helden, Eroberer von Reichen,
Viele mächtige Krieger, Besieger von Heeren,
Viele löwengleiche Männer, Zerschmetterer mit dem Schwerte,
Viele leuchtenden Ansehens, schön wie der Mond, an Formen Burbaum gleich,
Viele Zarte mit Angesicht gleich der Sonne,
Viele Ausgezeichnete und viele durch Erfolg Gesegnete,

Viele von der Form der Cypresse und Viele mit Rosenwangen,
Die zerrissen des Lebens Hülle
Und ihr Haupt bargen in den Busen der Erde,
Derartig die Ernte ihres Namens zerstiebte,
Daß Niemand nur selbst eine Spur ihrer zu entdecken vermag.

singt Sādi, doch lebt er fort in seinem Gulistan, in seinem Pend-Nameh — wenn auch sein Grab verlassen, verfallen und bald nicht mehr kenntlich sein wird.

Freundlichern Eindruck als das Sadi's macht das Grab Hafiz', inmitten seiner grünen Umgebung. Das Grab selbst ist reinlich und die Umgebung ordentlich gehalten, was wol darin zu suchen sein dürfte, daß der Ort zu den Vergnügungspunkten der Umgebung der Stadt gehört, wohin die Bewohner von Schiraz ihre Spaziergänge richten. Von Hafiz' Grabe genießt man einen umfassenden Blick nach Schiraz, und Hafiz, dessen Beerdigung hier man angeblich sich einst widersetzte, hat wol mit Ueberlegung diesen Platz gewählt, schließend, daß die Schönheit des Ortes Besucher anlocken werde an sein Grab. Man denkt noch sein und Hafiz' Grab sieht täglich Gäste, wogegen das Sadi's, der es vorzog als Wohlthäter zu scheiden, indem er mit seinem Mausoleum gastliche Aufnahme dem armen Wanderer und dem reichen Kaufherrn, dem Müden Ruhe, dem Durstigen die kühle Quelle bot, vergessen ist. Das Grab und die Karavanserai Sadi's wurden von dem erwähnten um Schiraz so verdienten Kerim-Khan wieder in baulichen Stand

gesetzt, doch seit ihm ist nichts wieder daran geschehen und Stein auf Stein löst sich von dem Baue, dem Gesetze der Schwere folgend, bis einst ein Haufe Schutt dem Blicke sich hier bieten wird.

Wie freundlich lacht das Leben nicht am Hafiz' Grabe, wie reizend ist der Blick hinab von hier auf die Stadt! Die Straße von da nach den Gärten und dem Grabe ist belebt mit Lebensfrohen und manche schöne Perserin verbringt ein Stündchen im Genusse der reizenden Natur hier in deiner Nähe, der du erfüllt von deiner Liebe einst sangst: „Wenn die Luft die Wohlgerüche deiner Locken weht über Hafiz' Grab, werden hunderttausend Blumen der Erde entsprießen, welche sein Körper deckt."

Doch lebe wohl Schiraz! Möchte der Wunsch deines Dichters in Erfüllung gegangen sein, wo eine innere Stimme ihm dein Loos ahnen gelassen zu haben scheint, wenn er sang:

Glück sei mit Schiraz und seiner entzückenden Umgebung,
O Himmlischer, beschütze es vor Verfall!

Schaykh Abd-ul-Russel.

Buschir steht unter einer lange Jahre schon hier gekannten und geachteten arabischen Familie, von welcher der auch bei den Engländern wohl gekannte Schaykh Abd-ul-Russel ein Glied war. Die Eingeborenen namentlich dieses Theiles des Landes, wie der arabischen Küste, nennen seinen Namen mit Achtung als den eines Helden, der, wenn er auch keine Schlachten durch Tausende von Armen anderer Leute gewonnen, selbst ein Mann war im vollen Sinne des Wortes, der die Tugenden in sich vereinte, die in den Augen des Arabers den Mann zieren.

Schaykh Abd-ul-Russel, Gouverneur von Buschir, war wohlhabend und ein entschlossener, unternehmender Mann; seine Schiffe gingen fortwährend zwischen Buschir, Bombay, Maskat, Bassora, den verschiedenen Häfen Indiens und denen des Rothen Meeres, der ganze Handel des Golfes, so weit derselbe Persien betraf, lag so zu sagen in seinen Händen, und es konnte so nicht fehlen, daß er mehr als wohlhabend, ja reich wurde in kurzer Zeit.

Wenn die Orientalen viele große Tugenden aufzuweisen haben, so kann man anderntheils auch nicht verkennen, daß die Hochgestellten oft mit andern als freundlichen Blicken die Reichthümer Anderer betrachten. Der Gouverneur von Schiraz fürchtete Abd-ul-Russel und haßte ihn in gleichem Grade, durfte jedoch öffentlich nicht wagen, etwas gegen ihn zu unternehmen, bis ihm einst die Zeit dazu günstig schien und so Abd-ul-Russel, der, nebenbei gesagt, meist indische Sipahis in seinem Dienste unterhielt, eingeladen wurde von Seiten des Gouverneurs von Schiraz ihn in Schiraz zu besuchen. Abd-ul-Russel ging nach Schiraz und wurde hier von dem Gouverneur mit allen Ehren empfangen und behandelt. Als er sich wieder zu seiner Abreise anschickte, erhielt er von anderer Seite einige Andeutungen, daß er seiner Heimkehr nicht allzu sicher sein sollte; doch wurden diese Andeutungen von ihm nicht beachtet oder mögen dieselben von ihm nicht verstanden worden sein, genug Abd-ul-Russel reiste. Es war von Seiten des Gouverneurs der Befehl gegeben worden an die Bevölkerung von Berasgoon und Amady, Abd-ul-Russel bei seiner Rückkehr von Schiraz zu ermorden. Von Schiraz abgereist, in Kazarun angelangt, kam ein Mann zu ihm, der ihm mittheilte, daß in Schiraz Befehl gegeben worden sei, ihn in Amady zu ermorden. Abd-ul-Russel, der Möglichkeit eines Verraths nicht Raum gebend, sich vollkommen sicher glaubend, läßt den Mann hart anfragen, wer es wagen könne ihn zu ermorden? „Was für arge

Lügen sind dies", sagte er, „und der Mann, der so mit Lügen, mit Lügen solchen Inhalts mich hintergehen will, kann nichts Anderes gewärtig sein, als seines eigenen Lebens verlustig zu gehen", und demgemäß gab er Befehl den Mann zu hängen. Man bat vor und der Mann kam mit leichterer Strafe davon, Abd-ul-Russel aber setzte seinen Weg gegen Buschir fort. In der Nähe von Amady angekommen, wurde er wirklich hartnäckig angegriffen, doch rettete er sich mit einigen seiner Begleiter, deren er überhaupt nur einige Kalyanträger und Ferasch bei sich hatte, in das kleine Lehmfort von Amady. Hier angelangt schloß er die Thüren und bereitete sich zur hartnäckigsten Gegenwehr vor.

Nachrichten seiner bedrängten Lage sollen den Residenten in Buschir erreicht haben, jedoch ohne daß derselbe thätig Partei für Abd-ul-Russel genommen. Abd-ul-Russell vertheidigte sich während mehrer Tage und als seine Muniton anfing ein Ende zu nehmen, pflegte er Goldstücke von dem Walle hinabzuwerfen, den Leuten außerhalb zurufend, man möge ihm Munition, Schrot, Kugeln geben, daß er sich vertheidigen könne; Jedermann wisse, wie er nur noch kurze Zeit leben könne, da er keine Lebensmittel habe, gleichwol solle man ihm die Mittel geben, sich männlich zu wehren. Wer sich nun heranwagte, um die Goldstücke aufzuheben — an Verabfolgung von Munition dachte natürlich Keiner —, pflegte er, mit in das Gewehr anstatt der Kugeln geladenen Goldstücken zu schießen.

Er stellte unter Anderm auch wiederholt seine Mütze hinter dem Walle auf, sodaß dieselbe ein Ziel für die Schützen außerhalb abgeben konnte, und wenn man so Kugel nach Kugel auf die Mütze schickte, so rief man aus: „Ja, da seht, dies ist Abd-ul-Russel, da seht den, der stark ist, daß keine Kugel ihm etwas anhaben kann.“

Endlich fing man unter seinen Leuten, die mit ihm in dem Lehmfort waren, an, sich längerer Vertheidigung zu weigern, sagend, daß es nutzlos sei, irgend länger auszuhalten. Abd-ul-Russel zog das Pistol, schoß den Sprecher nieder und warf ihn über den Wall hinab, den Belagerern zurufend: „Da seht, wie Abd-ul-Russell Verrath rächt!“ Seine Zeit hatte sich jedoch ihrem Ende genaht; man nahm das Fort, Abd-ul-Russel wurde in Wirklichkeit zu Stücken zerhauen und sein Leichnam verbrannt, seine Diener gefangen und der unter denselben sich befindende Munschi des Residenten Hajü-Ahmad, auf Verwendung seiner Familie bei dem Residenten in Buschir, auf das Verlangen dieses Letztern, dem man willfahrte, frei gelassen. So endete Abd-ul-Russel! Ein gleich trauriges Loos traf fast alle seine verschiedenen Schiffe in verschiedenen Meeren, die mit Verrath absichtlich an den Strand gerennt wurden. Abd-ul-Russel's Nachfolger in dem Gouvernement von Buschir wurde interimistisch sein Bruder Schaykh Abdulla, indem derselbe das Gouvernement während der Minderjährigkeit des Sohnes Abd-ul-Russel's, Schaykh Nasser, verwaltete. Dieser

sollte sich jedoch nicht lange des ruhigen Besitzes dieser Stellung erfreuen. Schaykh Abdulla wurde nach Schiraz gefodert, wo man 13,000 Toman von ihm verlangte, eine Foderung, die er nicht befriedigen konnte. Wiewol sein Neffe Schaykh Nasser 5000 Toman für ihn zahlte, so wurde er gleichwol mit einer Bastonade auf öffentlichem Markte beehrt und noch im Gefängnisse behalten, an seine Stelle aber wurde ein interimistisch ernannter Gouverneur nach Buschir geschickt. Was übrigens das Verfahren gegen Schaykh Abdulla betrifft so dürfte diese Maßregel indirect als gegen Schaykh Nasser gerichtet angesehen werden, der gleichzeitig nach Schiraz verlangt worden, um so sämmtliches Geld Abd-ul-Russel's von der Familie zu erpressen. Daß 13,000 Toman die Familie Russel nicht arm gemacht haben würden, läßt sich bei dem Vermögen, was Abd-ul-Russel besessen haben muß, wol annehmen. Nachdem jedoch sämmtliche Schiffe verloren gingen, d. h. Jeder, der Gelegenheit dazu fand, zugriff und sich so viel als möglich davon selbst aneignete, ist es allerdings zweifelhaft, was der Familie verblieben ist. Daß dieselbe namentlich in Bombay noch Vermögen besaß, ließ sich wol annehmen; die Erfahrung hat es aber, dem persischen Gouvernement gegenüber, als sehr weise und nothwendig gelehrt, solange als irgend möglich den ungerechten Erpressungen zu widerstehen, da bei diesem in seinen Experimenten meist kein Ende abzusehen ist.

Persien und Perser.

Persien ist unverkennbar ein sehr armes Land, was nur bei der Ergiebigkeit des Bodens, freundlichem Klima und geringer Bevölkerung zu bestehen vermag. Die Perser haben, bei manchem Guten, hundert und aber hundert Schwächen, ja Untugenden; man nennt dieselben die Franzosen Asiens und wenn die Gelehrten Recht haben, die da sagen, daß die Deutschen aus Persien stammen, so denke ich, der ich nicht Preuße bin, meiner Nachbarn im Norden, aber dabei muß man ihnen die Tugend zugestehen, höchst genügsam zu sein; ich habe unter den verschiedenartigsten Verhältnissen Genügsamkeit bei verschiedenen Nationen kennen lernen, ich glaube aber behaupten zu dürfen, daß Persien darin alle mir bekannten Länder übertrifft. Der Inder z. B. lebt von Reis und Linsen Jahr aus und Jahr ein, doch was würde er zu diesem Brote sagen, wie der Perser es zu seiner sauern Milch verzehrt oder in deren Ermangelung einen Becher Wasser nachtrinkt, und dennoch ist der Perser nicht unempfindlich gegen die Freuden der Genüsse und jedwedes Genusses, er hat Geschmack und Vorliebe

für Putz und Luxus jeder Art, er besitzt große Eitelkeit und gleichwol entsagt er im Nothfall allem diesen, unterzieht sich allen Entbehrungen ohne Murren, ja mit heiterer Laune. Das persische Volk hat offenbar vortreffliche Anlagen von der Natur erhalten und ist sehr bildungsfähig, dermalen aber allerdings keine Hoffnung, daß es diese Bahn so bald betreten dürfte, die übrigens auch dem nordischen Kolosse sehr störend erscheinen würde, und dürfte der Einfluß Persiens in solchem Falle leicht weiter reichen, als der erste Anschein vermuthen ließ, der aber nach meiner Ueberzeugung höchst nutzbar zu verwenden sein würde und namentlich sofern Rußland eine Wirkung gegen Süden hervorzurufen beabsichtigte.

Die Perser kennen nichts Besseres, als was das Ihrige ist, eine glückliche Eigenschaft, die sie freilich mit manchem Europäer theilen, ja im weitern Sinne leider mit sehr Vielen. Der Kaiser von Rußland ist in den Augen der Perser unsaglich erhaben und diese Ansicht mit ihren Ansichten von Etikette und Form verursachte, daß sie sich unter Anderm bei der Erzählung gar nicht beruhigen konnten, daß der Kaiser von Rußland die Königin von England besucht habe, ein Mann, der nach ihrer Meinung ebenso hoch erhaben über die kleine Königin von England, etwa wie der Löwe über den Zaunkönig; daß dieser, nach ihrer Anschauungsweise, sich herabgelassen — sich so weggeworfen habe, sie zu besuchen, selbst ohne, daß sie ihm den ersten Besuch gemacht, das war den Persern

zu viel geboten, und möchte man glauben, sie fangen nun, nachdem sie dieses hörten, ernstlich an, dem Untergange aller Dinge entgegen zu sehen.

Wie weit der Perser in seiner Arroganz geht und wie er jene persische Ehre immer nur im Auge hat, dürfte ein Zweigespräch darlegen, dessen Authenticität keinem Zweifel unterliegt. Die Stadt Buschir ist mit einer schwachen Wallmauer umgeben, die jedoch, so nichtssagend dieselbe ist, gleichwol genügt, um in den Augen der Eingeborenen Buschir zu einer Festung zu erheben. Mit dem an die Stelle des in Schiraz gefangen gehaltenen Gouverneurs von Buschir, Schaykh Abdulla, Bruders Schaykh Abd-ul-Russel's, ernannten interimistischen Gouverneur war ein Ingenieur in Buschir eingetroffen, um die Instandsetzung der Befestigungswerke vorzunehmen. Eine der angesehenen Persönlichkeiten Buschirs machte dem Gouverneur einen Besuch. Man fragte ihn nach Neuigkeiten aus Europa und er sprach unter Anderm von den Befestigungswerken von Paris, angebend, daß dieselben 45 (englische) Meilen innerhalb und mehr als 70 Meilen in den Außenwerken im Umfange hätten. „O", sagte der Ingenieur, die Stimme erhebend, „weißt du, daß wir Buschir auch befestigen? Wir machen jetzt hier auch Batterien und Außenwerke." Wer Persien kennt, wird zugestehen, daß nur ein Perser Buschir in den Mund nehmen kann, wenn man von Paris spricht!

Pferdehandel in Persien.

Es bedarf wol keiner besondern Erwähnung, daß auch im Orient das arabische Pferd, nächst dem Turkomannenpferde, als das bessere angesehen zu werden pflegt, und daß Indien ein Land ist, wo die Pferdezucht nicht gedeiht und wir die Pferde dort zu Misgestalten herabgesunken sehen, um uns, unbekannt mit diesen Spielen der Natur, Alles eher als ein Pferd in denselben vermuthen zu lassen, daß nächstdem aber der Verbrauch von Pferden in Indien stets eine sehr bedeutender war und noch ist, dessen Markt somit von dem Auslande mit Pferden versorgt werden mußte. Bei den hohen Preisen, die man in Indien für Pferde zahlt, kann es nicht fehlen, daß das Bessere hier zum Verkaufe gebracht zu werden pflegt, und wir finden so schon seit einer Reihe von Jahren den Handel mit arabischen Pferden, die vom Persischen Golfe gebracht werden, mit großem Vortheile betrieben. Ein durch längere Zeit gleichmäßig günstiger Absatz wird ein diesem entsprechendes Entgegenkommen von Seiten der Producenten hervorrufen, was wir hier verwirklicht sehen. Namentlich sind es die nördlichen Theile des Golfes,

östlich und westlich des Shutulab, die Küste Arabiens, von wo die Märkte Indiens mit arabischen Pferden versorgt werden; außerdem werden auch persische Pferde nach Indien eingeführt. Was den Handel, um darauf näher einzugehen, mit derlei Pferden betrifft, so möchte man denselben einestheils leicht, anderntheils sehr schwierig nennen; Pferde sind offenbar hier zu erkaufen, namentlich in Buschir, was der Hauptausfuhrplatz für Pferde nach Indien ist, gleichwol bedarf es dazu oft längerer Zeit und sah ich mich nach vielen vergeblichen Bemühungen und Versuchen erst nach längerer Zeit im Besitze der gewünschten Zahl von Pferden.

Man unterscheidet hier verschiedene Racen von Pferden, je nach dem Orte der Landschaft, dem sie angehören; vorzugsweise viele Pferde werden aus den Euphrat- und Tigrisländern, von Bassora und Bagdad ausgeführt und steht namentlich in Buschir, Bassora in gutem Ansehen für diesen Handelsartikel.

Der allgemeinen Ansicht folgend, wählte ich vorerst Bassora als den passendsten Ort um gute arabische Pferde zu erhalten; die Pferde von Bassora und die aus der nächsten Nachbarschaft von Bassora, wozu namentlich die von Schuk-Schuk zu zählen sind, werden sehr gerühmt, und sah ich mich nach Verlauf eines Monates im Besitz von zwei Pferden, deren Aeußeres ziemlich gleichen Charakter trug, schweren Körper, kurzen Hals, schweren Kopf, etwas gebogene Nase; ich will nicht all ihre Mängel erwähnen oder besser gesagt das, was dieselben zu

wünschen übrig ließen, und nur anführen, daß ich keines der Pferde für meinen Gebrauch gut genug fand. Ich verkaufte eines derselben sofort in Buschir und das andere später in Schiraz für denselben Preis, den ich gezahlt. Ein anderer Ort, der sehr gepriesen für arabische Pferde ist, heißt Grane oder Doet.

Wie wenig ich mich berechtigt fühle, über die Pferderacen Arabiens ein Urtheil zu fällen, so wurde doch, trotz der gleichstimmig von den englischen Herren hier gehegten hohen Meinung von den Pferden von Doet, das eine von Doet kommende Pferd, was ich zu sehen Gelegenheit hatte, von mir nicht gekauft; der Besitzer verkaufte es an den Commodore Howkins für 660 Karonen und war dasselbe, nach meiner Ansicht, schlecht genug, um Jedem meiner Landsleute die etwaige Vorliebe für arabische Pferde zu verleiden. Major Hennel, der englische Resident in Buschir, der seit siebzehn Jahren hier am Golfe residirte, so wol berechtigt war ein Urtheil zu fällen, was gewichtiger ist, als des eines flüchtig Reisenden, sagte über die Pferde von Doet, daß daselbst allerdings vorzüglich gute Pferde zu haben seien, doch deren Preis hoch sei und wol kein Pferd unter 1000—2000 Karoni und darüber verkauft werde. Die besten Pferde muß man jedoch auch hier in Doet nicht suchen, sondern dieselben von hier aus bei zehn bis zwölf Tagereisen weit im Lande auffinden lassen, was, wohl zu bemerken, uns, so zu sagen, in das Innere von Arabien führt. Der Resident kaufte vor einigen Jahren zehn

Pferde hier durch die Hilfe Mohammed-Alli-Bander-Rigi und verkaufte dieselben nach Calcutta, keines unter 1200 Rupee; eines davon, was ihm auf 600 Rupee im Ankauf zu stehen kam, für 2500 Rupee, andere für mehr.

Noch möchte ich bemerken, daß ich in dem Stalle des Residenten Pferde von Bay-Bahoon sah und er von dieser Race schon seit mehren Jahren kaufte, die mir besser zusagten, als seine Nedschdpferde, von welchen letztern er allerdings nur eins hatte, was dermalen schon ein paar Jahre in seinem Stalle war, mir jedoch weit hinter dem zurückzubleiben schien, was ich unter Nedschdpferden mir gedacht.

Ueber die Pferde von Doet theilte mir der Commodore Howkins unter Anderm mit, daß ihm sein Dienst einst im Verlaufe der frühern Jahre in den Golf an die Küste von Doet geführt habe. Auf dem Punkte abzureisen fand er sich im Besitze von etwa 180 oder 200 Schamees. Der Schaykh des Ortes hatte eine Stute, nach den Worten des Commodore eines der schönsten Pferde, was noch in Doet geathmet hatte. Diese Stute war jedoch nicht zugekommen, wiewol der Versuch dazu schon mehrmals gemacht worden war. Der Commodore schickte zu dem Schaykh und ließ demselben sagen, daß er gehört habe, wie er geneigt sei diese Stute zu verkaufen; er, der Commodore, sei noch im Besitze von jener Summe in Schamees und indem dieselben Geld des Landes seien, er das Land verlasse und das Geld nicht mitnehmen

wolle, so offerire er ihm diese Summe für die Stute, möge das Geld ihm, dem Schaykh, glückbringend sein!

Der Schaykh fand dieses Anerbieten so außergewöhnlich, daß er es gewissermaßen als eine Fügung der Vorsehung ansehend, darauf einging, das Pferd schickte und das Geld nahm, eine Summe, die er vielleicht zehnfach, in anderm Falle, für die Stute nicht würde angenommen haben. Commodore Howkins brachte die Stute nach England; auf dem Wege dahin brachte sie ihm ein Stutenfohlen, und dermalen war er im Besitze von schon mehren Nachkommen dieser beiden Pferde und pries er deren Schönheit und Güte über Alles, was er noch von Pferden gesehen. Er gab mir einen Brief an seinen Bruder nach England, damit ich, sofern ich nach England käme, die Pferde sehen könne. Die Stute ist 14,2 hoch, die Fohlen, die davon nun gezogen, sollen 15 und 15,1 hoch sein. Capitain Kamball in Buschir hatte ein Bassorapferd — Pferde, die, wie erwähnt, hier auch einen guten Namen haben —, doch gestehe ich, daß ich wenig davon halte. Ein gleicher Fall war es mit einem Pferde, was Capitain Johns für Capitain Nott von Bassora schickte für den Preis von 600 Karonen. Beide letzteren Herren gehören der Navy an und ich möchte fast glauben, daß Beide ein Schiff weit richtiger beurtheilen, als ein Pferd. Ich will jedoch diese, sowie meine speciellen Pferdehändel, hier nicht weiter aufzählen, sondern nur nochmals im Allgemeinen anführen, was ich bereits erwähnte,

wie der Pferdehandel mit Indien von sehr erheblichem Belange ist. Es werden jährlich von hier aus die Märkte von Bombay, Madras und Kalkutta versorgt mit arabischen wie persischen Pferden, welche letztere meist für die Armee gebraucht werden, indem dieselben deren Anfoderungen entsprechen und im Preise weit billiger sind, als die arabischen Pferde besserer Zucht.

Das persische Pferd ist an körperlicher Schönheit dem arabischen weit nachstehend, wiewol dasselbe stark und meist größer als das arabische ist. Das persische Pferd nährt sich mehr dem der turkomannischen Jaboo oder mit andern Worten dem Afghanenpferde. Der Handel, wie derselbe im Persischen Golfe sich mit Pferden gestaltet, liegt zum großen Theile in den Händen der mit Schnittwaaren die Araberstämme versorgenden Kaufleute. Der Araber betrachtet seine Pferdezucht als eine Quelle der Einnahme und hält, begründet auf diesen Umstand, die Stuten sehr hoch, ja man kann im Allgemeinen wol sagen, daß es zu den Ausnahmen gehört, sofern Stuten ausgeführt werden, wogegen die Hengstfohlen zum Verkaufe kommen. Bekannt ist, daß der Araber die Stuten selbst nicht reitet, sondern daß dieselben von den Frauen geritten werden, daß der Araber die Stuten nur bei besondern Veranlassungen selbst besteigt und daß die Hengste in den Kämpfen der Araber mit für ihre Herren kämpfen müssen, ja dies meist ihnen allein überlassen bleibt. Dies Alles sind hinlänglich bekannte Dinge, die uns Burckhardt so gut und treu

erzählt als irgend Einer erzählen kann. Ich will nur auf den Handel der Pferde selbst mit wenigen Worten hinweisen; und wenn ich sagte, daß dieser Handel meist in den Händen der Kaufleute liegt, die die Araber mit Schnittwaaren versorgen, so ist hierbei zu erläutern, daß die Fohlen, ein Jahr alt zur Zeit, wo die Kaufleute das Land bereisen, meist diesen zum Kaufe gestellt werden, gegen Eintausch von dem für die Familie benöthigten Bedarf von Schnittwaaren und andern Dingen, die die Kaufleute führen. Wird der Handel abgeschlossen, so nimmt der Kaufmann das Fohlen, bringt es meist nach seiner eigenen Heimat auf gute Weiden und läßt es hier nach Befinden bis es das Alter, wo es zum Gebrauche fähig ist, erreicht hat, wo er sodann auf einen leichtern guten Verkauf hoffen kann. Hat man sich dagegen, hinsichtlich des Geschäfts, nicht einigen können, so wird vielleicht im nächsten Jahre ein Handel auf das Fohlen abgeschlossen oder auch später, wiewol in spätern Jahren für die Pferde dann auch anderweitig Käufer sich finden. Diese Art des Handels veranlaßt im Allgemeinen für andere Käufer Mangel an zu verkaufenden Pferden, da im Verhältniß nur wenige Pferde durch die ersten Jahre unverkauft bleiben, denn die von den Kaufleuten auf obige Weise angekauften Pferde werden nämlich hier nur selten verkauft, indem diese Kaufleute die Pferde meist sämmtlich nach Bombay ausführen lassen, wo sie immer hoffen, daß ein besserer Preis verhältnißmäßig gezahlt werde, als hier; ja die

Händler selbst, soviel als ihnen Pferde auch jährlich durch die Hände gehen, sind nicht Kenner genug, daß sie zu beurtheilen vermöchten, was sie an diesem oder jenem Pferde haben und welchen Preis sie für dieses oder jenes Pferd erwarten können. Dies aber hat zur Folge, daß ein Europäer hier nur unter sehr günstigen Umständen, ausnahmsweise, oder überaus theure Pferde zu kaufen bekommen wird, d. h. gute Pferde, indem die Eingeborenen von der Ansicht ausgehen, daß das Pferd, worauf der Europäer hier sein Augenmerk gerichtet, gewiß ein gutes Pferd sein müsse, was in Bombay einen außerordentlich hohen Preis erhalten werde. Der Eingeborene betrachtet, nebenbei gesagt, meist das Wohlgefallen des Europäers an diesem oder jenem Pferde als eine besondere Mucke desselben; er ist im Innern überzeugt, daß er das Pferd weit besser zu beurtheilen verstehe, als diese, jedoch eben diese Mucke, weswegen der Europäer gerade auf dieses Pferd fällt, glaubt er möglichst benutzen zu müssen und zweifelt er durchaus nicht, daß alle Franken gerade dieselben Mucken und Eigenheiten zu derselben Vorliebe für dieses Pferd leiten werden.

Die Kosten des Transports zur See von Buschir nach Bombay sind allerdings nicht beträchtlich, und da so viele Pferde jährlich auf diesem Weg ausgeführt werden, so hat man eine gewisse Uebung gewonnen mit den Pferden umzugehen am Bord der arabischen Schiffe, mit denen dieselben nach Bombay gebracht werden, sodaß nur selten Unfälle sich mit

den Pferden bei dieser Reise ereignen. Der Preis des Transports, eingeschlossen alle Verläge bis aufs Land in den Stall von Bombay beträgt 50 Karonen für das Stück, und steigt nur unter den ungünstigsten Verhältnissen bis auf 100 Karonen, allerdings ein geringer Betrag, um das Pferd an einen Ort zu bringen, wo ein stets offener Markt für Pferde und namentlich gute Pferde sich findet. In gleicher Weise ist die Zufuhr von Pferden von Bassora eine regelmäßige und kostet deren Schiffsfracht, Alles eingeschlossen, 15 Karonen bis Buschir. Die Pferde, die ihren Verkauf in Buschir nicht gefunden haben und mit denen der Eigenthümer das Risico nicht übernehmen will, auf den ungewissen Verkauf hin dieselben selbst nach Bombay zu schaffen, werden allerdings dann hier meist zum Verkaufe geboten; doch sofern etwas an dem Pferde ist, so wird sehr selten ein dergleichen Pferd stehen bleiben, ohne daß dasselbe von den vielen Pferdehändlern für Indien aufgekauft wird; hat der Zufall es aber gleichwol so gefügt, dann ist dessen Ankauf meist schnell geschehen. Der sicherste und nach meiner Ansicht unbedingt der richtigste Weg in jeder Hinsicht ist, die Pferde hier jung zu kaufen, sofort nachdem die in das Innere ziehenden Waarenverkäufer mit ihren getauschten Pferden zurückkehren, was freilich bedingt, daß man in der Jahreszeit ist, wo dieses der Fall, was nach mancher Seite hin jährlich zwei mal stattfindet, April (?) und September, oder noch besser würde sein, was allerdings mehr Zeit

verlangte, wenn man diesen Waarenhändlern Auftrag und Vollmacht gäbe von dieser oder jener Race Fohlen einzutauschen oder zu kaufen, welches Letztere aber verführerischer zu Uebertheuerungen und so weniger anzurathen sein würde. Will man Pferde aufkaufen lassen, so kann man allein auf dem vom Major Hennel eingeschlagenen und bereits angegebenen Wege verfahren, indem man einen Mann, der Kenntniß des Landes hat, mit Vollmacht ausrüstet und die Pferde aufkaufen läßt, wobei natürlich auf die Persönlichkeit des dazu verwendeten Mannes Alles ankommt.

Einfacher ist der Kauf der Pferde in der Umgegend von Bagdad, woselbst man leichter Zugang zu den Lagern der Araber findet, abgesehen davon, daß in der Stadt selbst viel Pferde sind; doch die Race von Bagdad ist, wenn auch größer und stärker, offenbar aber weniger edel als diese südlichern Racen von Nedschd und selbst der Gegenden von Schuster, von wo ich einige sehr schöne Pferde gebracht sah, mit denen ich in jeder Hinsicht befriedigt war.

Die Maidan zu Schiraz.

Blicken wir zurück in die bessern Tage Persiens, so hören wir, daß allwöchentlich an zwei Tagen, wenn mir recht erinnerlich, Dienstags und Freitags, die jungen Bahader Delikhans und was dergleichen mehr — etwa im Deutschen mit ritterlich lebenslustiger Männerwelt synonym — von Schiraz sich in der Nähe der Stadt auf der Maidan in allerlei Kampfspielen getummelt. Das Pferd aufs Beste herausgeschmückt mit bunten und glänzenden Farben; wer Diener hatte, von diesen umgeben, selbst aufs sorgfältigste gekleidet, die Taille möglichst eng gebunden, die Ohrlocken nochmals gekräuselt und der Mütze eine sanfte Neigung zur Seite gegeben, sah man die junge Männerwelt des Nachmittags hinaus auf die Maidan eilen; doch nicht nur die junge Männerwelt, denn die junge Frauenwelt folgte ihr nach und dieser wieder sah man die alte Männerwelt nachziehen. Wer aber hätte, wenn Alles hinauszog sich des Lebens und des Anblicks zu freuen, so hart sein wollen, um den alten

Frauen den Weg zu verrennen und weil man die Kinder nicht allein lassen kann, so sind auch diese dabei; kurz, man sah an diesem Tage Jung und Alt hier vereint, um sich an den Kampfspielen zu erfreuen.

Es kann nicht fehlen, daß, sofern wir die Perser fragen über jene Spiele, diese uns Wunderdinge berichten über die Thaten, die man da gesehen über die Geschicklichkeit der Reiter, die Leistungen der Rosse, die Gewandtheit der Männer zu Pferde mit Säbel, Flinte, Pistol und Stock; kurz, wer Alles das glauben will, was man hier desfalls erzählt, kann nicht umhin, die Perser mit ganz andern Augen anzusehen als der, welcher aus deren Umgange nur mit ihnen bekannt, zu thun pflegt. Doch hin ist hin! Jene schönen Tage, Persiens Stolz und Glanz, wo man nur hundertweise geköpft, gehängt, gepfählt, geviertheilt und bastonnirt sich sah; hin ist hin! All die edeln Rustems Persiens sie leben in dem schönen Lande der Fabel fort, wo es keine Beulen gibt, nicht jedes Wort gewogen wird. Oft sprach ich meine Verwunderung gegen die Perser aus, daß man ihnen sogar nicht ansähe, daß sie so gewaltige Menschen wirklich seien. Den Zügel angezogen, die Ferse in die Seite, dort fliegt er hin, und wenn er funfzig, hundert Schritte ziemlich langsam hingeflogen ist, bringt er ein hoch triumphirendes Gesicht zu uns zurück. Ich habe manchen Europäer über die Stärke der Perser in diesem Fache sehr günstig urtheilen

hören und ebenso oft ein gleiches Lob ihnen gespendet gefunden. Ich habe dagegen nichts, es mag den Herren Alles vortrefflich gefallen haben und somit ließ Alles nichts weiter zu wünschen übrig, auch ist dabei gewiß, daß sie alle Perser auf ihrer Seite haben; doch Ansichten sind eben verschieden wie die Individuen, die ansehen, und ich wenigstens kann nur versichern, daß ich mir gar keine lächerlichere Figur denken kann, als einen Perser, wie sie dermalen sich fast durchgängig zeigen als Rustem, es müßte denn ein Türke sein; doch nein, ich lasse den Persern das Vorrecht obenan als Komiker zu stehen.

Wie man den Leuten, wenn sie ein Messer angreifen, recht gut ansieht, ob sie Geschick besitzen oder ob ihre Hände Tölpel sind, so lehrt schon ein Blick auf den Perser, was man an kühnen Leistungen, Geschicklichkeit und Gewandtheit in der Waffenführung von ihm zu erwarten hat. Wer aber diesen Unterschied ad oculos mit Händen greifen will, der stelle einen Perser und einen Tscherkessen neben einander und sage mir dann, ob der Bewohner „des Mittelpunktes des Weltalls“ nicht ein ganz besonderes Thier ist.

Ich sagte oben, in den bessern Tagen Persiens fanden jene Vergnügungen der Kampfspiele wöchentlich zwei mal an bestimmten Tagen statt. Der Perser lebt in seinem ältern Glanze, in seinen Erzählungen von der vergangenen großen Periode, die er gleichwol

nicht als vergangen anerkennt, sondern der in seinen Augen eine klägliche Gegenwart gefolgt, und so kann es auch nicht fehlen, daß derlei Dinge wie jene Spiele noch heut abgehalten werden; doch sind dieselben weniger oft und nicht regelmäßig, die Erscheinung dabei aber selbst wol von Jahr zu Jahr im äußern Putze nachlassend. Meist sieht man wöchentlich ein mal die Bewohner von Schiraz nach der Maidan sich bewegen, bunt durcheinander, wie dies früher gewesen sein mag, doch dermalen viele Fußgänger, wo ehedem reich aufgeputzte Pferde einherstolzirten. Es ist hier das Kriegsspiel das, was in Europa die Vergnügungen öffentlicher Belustigungsorte sind, und wirklich ein weit vorzüglicheres Vergnügen und der Gesundheit des Körpers und Geistes weit zuträglicher und gesünder als jene scheint es mir zu sein. Auch ich fand mich regelmäßig an dergleichen Tagen ein und pflegte meist den Weg nach der Maidan, der eine gute Stunde betragen dürfte, zu Pferde zurückzulegen, am Platze selbst aber, um weniger die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, mich unter die Gruppen auf Gottes freundlicher Erde zu mischen, und kann wol sagen, mich jederzeit recht gut unterhalten zu haben, wobei mein alter Mirza, der sein Gesicht in die würdigsten Falten bei solchen Gelegenheiten zu ziehen pflegte, beflissen war, jedes jugendliche Augenpaar aus meiner Nähe möglichst zu vertreiben. Der Spieler waren meist nur wenige, der Zuschauer viele; die Spiele bestanden darin, daß von

verschiedenen Seiten je zwei, auch mehr, Reiter auf einander im vollen Laufe der Pferde zuritten, das Gewehr gegen einander hoben und an einander vorübereilend, Einer den Andern nachschoß, auch sich wol entgegenschoß, doch womöglich so, daß die Pulverflamme keine Beschädigung verursachte; die Gewehre waren natürlich blind geladen. Gleiche Experimente wurden mit den Pistolen gemacht: Einige zeigten ihre Geschicklichkeit, indem sie mit dem Säbel im Pferdeslaufe in der Luft herumhieben, doch ohne Gegner; Andere dagegen übten sich in der Kunst einen Stock zu werfen, sodaß derselbe vom Boden wieder aufsprang, und suchten in diesem Momente den Stock so weit erreicht zu haben, um ihn in der Luft wieder zu fangen, sodaß sie den Stock somit wieder in der Hand hatten, ohne abgestiegen zu sein oder ihn von der Erde aufgehoben zu haben. Dieses Experiment bedarf einiger Uebung und muß namentlich der Wurf derartig ausgeführt sein, daß der Stock springt; denn was die Weite des Wurfes anlangt und die Erreichung dieses Punktes, so schien dies so ziemlich mit der Pferdeschnelligkeit und der Kraft des Wurfes zu harmoniren. Unter den Anwesenden sah man viele heitere Gesichter, wiewol unverkennbar die Armuth allenthalben hervorsah. Persien ist ein armes, geplagtes, ausgesaugtes Land und dessen Bewohner sehr zu beklagen ob ihrer unverzeihlichen Regierung. Der gemeine Mann kann sich nicht durchfinden ohne Lug und Trug, und man

kann es ihm insofern nicht so streng anrechnen, daß er diese Kunst vorzugsweise auszubilden sucht. Der Perser hat viel Ehrgefühl und von dieser Seite wäre Alles aus ihm zu machen — doch das arme Volk ist eben zu beklagen.

Der Wegelagerer.

Verbindet man im Abendlande so gern mit Vergegenwärtigung des Orients die Idee der Unsicherheit der Wege für Reisende, so dürften, wiewol im Ganzen die Gefahren nicht eben groß sind, die gebirgigen und umgebenden Landschaften des glücklichen Reichs von Persien seit undenklichen Zeiten diejenigen sein, wo diese Dinge sich wirklich oft wiederholen. Zugestanden, daß man im Ganzen im Morgenlande in ziemlich geordneten Verhältnissen sich findet, indem man nämlich, sofern man beraubt oder bestohlen wird, dort nicht, wie in den geordneten Staaten Europas Gelegenheit hat bei der gesetzlichen Behörde der Aemter, Districte, Bezirke, seine Klage zu führen und nach Befinden bei der einzuleitenden Untersuchung schließlich, natürlich ohne das Gestohlene wieder zu erhalten, sich in Unkosten verwickelt sieht. Im Oriente ist es oft, je nach Verhältniß, möglich, mittels Unterhandlungen ein Abkommen zu finden, ja in manchen Fällen selbst die Rückgabe der geraubten oder gestohlenen Dinge zu bewirken, und man möchte bei vielen dieser Anfälle geneigt sein zu glauben, daß wir hier getreu

das wiederfinden oder vielmehr noch finden, was in den Zeiten des Mittelalters unter der in neuerer Zeit allerdings mehr zur Geltung gekommenen Benennung des Geleites ausgeübt wurde, ja in manchen Gegenden trägt es unbezweifelt ganz diesen Charakter und sind es auch nicht die Haus- und Heimatlosen, Bankerotte an Ehre und besserm Lebenserwerbe, die in Europa Räuberbanden zu bilden pflegen, die wir hier finden, sondern sehen wir im Morgenlande den Landherrn mit seinen Getreuen ausziehen in der Hoffnung mit Beute heimzukehren. Man möchte geneigt sein in derlei Wegelagerungen die Ausübung ihrer Herrenrechte der regierenden Gewalt gegenüber zu erkennen, ein Gefühl, was sich bei den nicht eben ihre Unterthanen durch Verpflichtungen der Dankbarkeit an sich fesselnden Regierungen des Morgenlandes, die den Usurpatoren näher stehen dürfen als Andere, erklären ließe. Bekannt sind die Länder des östlichen Persiens für die hier durch die Turkomannen hervorgerufene Unsicherheit, die allerdings dieses Geleitsrecht etwas weit ausdehnen, indem sie nur zu häufig nächst den Sachen auch deren Besitzer nehmen. In den Gebirgen Persiens, bewohnt von den Bakhtiaren, Kurden und dergleichen, war es, man möchte sagen seit der Urzeit, die sich stets wiederholende Erscheinung, daß dieser oder jener Häuptling, Herr, Landeigenthümer in dieser Weise, man möchte zweifeln ob Erwerb oder Unterhaltung suchte und die Straßen je zu verschiedenen Zeiten durch sie mehr oder weniger unsicher

gemacht wurden, wie dies noch heute der Fall ist. Unter die durch derartige Herren wegen Unsicherheit nicht zu passirenden Strecken gehört ganz besonders auch der Weg, welcher längs den weidereichen Thälern an der östlichen Auszweigung des Deidaßgebirges gegen die Gebirge von Owa sich hinziehend, von Persepolis nach Ispahan führt. Die Unsicherheit jener Gegend, in der namentlich die Dschesme-Dosdan, auf deutsch Spitzbubenbrunnen oder wie eine von mir daselbst gefundene Bekanntschaft, der das Wort Dosdan etwas besonders Unangenehmes, vielleicht Bezügliches zu haben schien, verbesserte Dossan, die Ableitung von einer Eidechse nehmend, der wegen seiner Wegelagerer berüchtigtste Ort dieser Strecke, die es noch wenige Wochen vor der Zeit, wo ich diesen Ort passirt, einer Zahl von hundert Reisenden unmöglich machte diese Gegend zu passiren, eine Unsicherheit, die durch ein vierzehn Tage vor meiner Anwesenheit stattgefundenes Einschreiten des neuen Gouverneurs von Schiraz momentan beseitigt wurde, der einige der Herren in sichern Gewahrsam nach Schiraz transportiren lassen.

Ich hatte auf meinem Wege eben eine alte verfallene Karavanserai passirt, wo man in das Thal von Dschesme-Dosdan eintritt, als ein Reiter im vollen Laufe des Pferdes, unsern Wege ziemlich parallel, sich sehen ließ und kurze Zeit darauf unsern Weg zu schneiden wußte. Uns zur Seite reitend ließ er sich in ein Gespräch ein, was soviel sagte, als daß

er beabsichtige an die Quelle von Dossan zu gehen, um bei einer der daselbst angelangten Karavanen zu fragen, ob einer seiner Freunde, den er aus Schiraz erwartete, zurückgekommen sei mit derselben Karavane; zugleich erkundigte er sich, ob wir nur drei Mann zu Pferde seien — ich hatte nämlich nur meinen Mirza und einen Diener bei mir — oder ob wir andere Leute mit uns d. h. vor oder hinter uns hätten und was dergleichen verfängliche Fragen mehr waren. Mein Mirza, an den alle diese Fragen gerichtet, wußte sich sehr wohl zu benehmen und erzählte ihm als guter Perser ganz unbefangen, daß 10 Mann vorausgegangen und andere 50 Mann nachfolgten und was dergleichen Wahrheiten mehr waren. Ich meinestheils ritt ruhig zur Seite, sagte gar nichts dazu, gönnte mir aber das Vergnügen dieses Gesicht mir zu besehen, von dem ich versichern kann, daß ich noch nie eine so vollkommen ausgesprochene Räuberphysiognomie gesehen habe auf allen meinen Reisen, als diese vor mir war. Man kann Gesichter sehen, in denen Verworfenheit, man sieht andere, in denen Unternehmungsgeist ausgedrückt, andere, in denen rege Entschlossenheit mit bösem Blute vermischt ist, wieder andere, worin Feindschaft mit den Menschen und Habsucht sich unverkenntlich malen, endlich andere, wo eine schelmische verborgene Schlauheit, wo Unsicherheit und böses Gewissen sprechen und was wieder die Mischungen aller dieser Visagen abgeben würden, aber keine derselben erreicht das Gesicht meines Begleiters. Ich weiß

keine Worte zu finden für den wirklichen Ausdruck seiner Physiognomie, worin Muth, ohne verwegen oder trotzig zu sein, mit einer Geringachtung der Dinge um ihn, und wieder eine Aufmerksamkeit für Alles, unverkennbar eine Aufmerksamkeit, der nichts entging, gleichwol ohne den Anschein eines rollenden Auges und schneller Beweglichkeit der Gesichtszüge zu zeigen; Augen, die gewiß tief sahen und gleichwol nicht den brennenden, feurigen Blick in denselben, die durchbohren, verbrennen möchten, wenn sie könnten; mit einem Worte, ich glaube, ich habe den wirklichen Typus der Räuber von echtem Wasser in ihm gefunden. Seine Sprache war kräftig, sein Verstand scharf; im Verlaufe des Gesprächs sagte er unter Anderm von dem Gouverneur von Schiraz: „Der neue Gouverneur von Schiraz hat Alles so ruhig gemacht, daß jetzt der Löwe und das Lamm aus einer Schüssel essen.“ Diese Bemerkung, wiewol er dieselbe nicht gegen den Mirza machte, wurde von diesem mir namentlich als sehr bezeichnend hervorgehoben, als ihm, wenn irgend noch Jemand zweifeln wolle, vollkommen vergewissernd über die Person dessen, den er vor sich habe. Ja, mein Freund von der Landstraße ging noch weiter. Seine einzige Waffe, die man bemerkte, war ein Stock mit einem eisernen Knollen beschlagen, eine Keule. Diese gab er, unter einem Vorwande bei der Erklärung des Gebrauchs und der Gefährlichkeit derselben, an meinen Diener, sie zurücknehmend, nachdem er, wie es schien, diesen von der Gewichtig-

keit der Waffe überzeugt hielt, was offenbar Manche, nur nicht meinen Mirza und mich, sicher gemacht haben würde. Mein neuer Bekannter begleitete uns bis auf meinen Lagerplatz, hier verweilend, bis alle meine Bequemlichkeiten bereit gemacht worden und entfernte sich dann, nachdem er durch die ganze Zeit ein ebenso scharfes Auge auf mich als ich auf ihn gehabt hatte, was uns wol auch beiden nicht unbekannt war. Bemerkbar war mir die Ruhe in seinem Blicke, wenn unsere Augen sich trafen, was oft der Fall war; ruhig, nicht herausfodernd, nicht mistrauisch, nicht beleidigend blickte sein dunkles Auge, wenn nichts weniger auch als freundlich, gleichwol nicht feindlich in der Richtung, die es einmal angenommen hatte, ungestört, wenigstens ohne es bemerken zu lassen, daß es bemerkt war.

Intoleranz und Fanatismus.

Gegenseitigen Haß unter den Anhängern verschiedener Religionen finden wir immer in gleichem Verhältnisse mit der Zahl der Priester gesteigert. Wenn die Priester zwar gerade vor Allem verpflichtet sind uns zu lehren, alle Menschen wie uns selbst zu lieben und auf Eintracht, Duldung und Milde hinzuwirken, so hat doch die Erfahrung längst gelehrt, daß dergleichen Priester in das Reich des schönen Fabellandes gehören, und kann man von solchen meist nicht zu den erhabenen Geistern zu zählenden auch nicht Besseres erwarten als was sie bringen, und Priester aller Religionen gleichen sich wie ein Ei dem andern. Wunsch und Streben nach Einfluß und Ansehen ist bei den bessern heimisch, bei der nächsten Classe folgt die Habsucht. Einzeln, ohne Priester, lebt man unter anders Glaubenden so friedlich als daheim. Ich habe neben den seine Libation darbringenden Brahmanen vor dem Idole des Hindu, wie bei dem sein Gebet vor dem Schreine verrichtenden Mulla, so

ruhig und ungestört gesessen, wie daheim in der Betstube. Erst wenn man den Grenzen der verschiedenen Religionen nahe ist und den Priestern, die da sagen: „Das was ihr Allah, Brahma nennt ist ein Unding; thut nichts, daß ihr dieselben moralischen Grundsätze anerkennt, so lange ihr für denselben Begriff nicht dasselbe Wort wählt, seid ihr und Alles mit euch in Ewigkeit verdammt, verabscheut!" — erst da beginnen die Anfeindungen. So waren auch in Brussa die Häkeleien zwischen Mohammedanern, Armeniern, Griechen, ein bald mehr, bald weniger bebautes Feld. Da hörte man die alten Judengeschichten alljährlich wieder auftauchen, daß man zum Laubhüttenfeste ein mohammedanisches Kind geschlachtet haben solle und hier und da armenische Kinder gestohlen worden seien, um sie zu Mohammedanern zu machen, was letzteres allerdings noch vorkommt; kurz die gegenseitige Anfeindung ruhte nie und die Aufmunterung dazu fand bei den Ungebildeten immer ein williges Ohr. Bei der Erbauung der armenischen Kirche in Brussa, vor etwa vierzig Jahren, drohten die Mohammedaner die Kirche mit Gewalt wieder niederzureißen, wenn man den Bau fortsetzen würde. Auf diese Drohung war jedoch der Befehl zu der Fortsetzung des Baues von Konstantinopel eingegangen und die Kirche wurde unangefochten vollendet. In ähnlicher Weise nahm das mohammedanische Publicum Anstoß bei der Erbauung eines Hauses eines Schweizers, Herrn F—, der seit Jahren für Brussa

viel Gutes wirkte und von dem halb Brussa lebt, da der europäische Handel fast ausschließlich durch seine Hände geht — einestheils schon weil der Platz des Hauses, wiewol der armenischen Kirche schief gegenüber, gleichwol zu einem mohammedanischen Virtel gezählt wurde, anderntheils aber sprach sich die Unzufriedenheit lebhaft aus, weil man dem Hause grüne Jalousien zu geben beabsichtigte. Herr F— war gerade abwesend, als dieselben eingehängt werden sollten. Die Anhänger des Islam, die Mullas an ihrer Spitze, erklärten sich höchlich empört die heilige Farbe an dem Hause eines Giaur und Franken verunehrt, wie sie es nannten, zu sehen und drohten das ganze armenische Stadtviertel, dessen Grenze das Haus jetzt bildete, in Brand zu stecken, sofern man es wagen wollte, diese Fensterladen einhängen zu lassen. Der österreichische Consul in Brussa, der übrigens sehr beliebt hier war und dies auch reichlich verdiente, war nicht willens das Risico der Folgen auf sich zu nehmen und wartete unter solchen Umständen die Rückkehr Herrn F—s aus Europa ab. Herr F— erhielt dagegen auf Anfragen bei dem Pascha die Weisung, diesem diejenigen zu nennen, welche derartige Drohungen geäußert hätten, er werde sie zu bestrafen wissen, worauf Herr F— natürlich seine Fensterladen einhängen und demnächst noch das Holzwerk eines obern Aufbaues, der die Häuser dieses ganzen Stadttheils überragt und weit bemerkbar ist, mit grüner Farbe anstreichen ließ. Ein Kabas des Pascha

harrte dabei, um die kennen zu lernen, die kommen und Aergerniß geben würden; doch kam Niemand und das Stadtviertel blieb ebenso vom Feuer verschont.

Lächerlich ist oft, welche Auswege der Arme in seinem Wahne ersinnt, um seinen geträumten Pflichten und seinen Bedürfnissen zugleich zu genügen. Eine Bestimmung gilt, wonach es dem Mohammedaner verboten ist, den Christen, weil er unrein ist, zu bedienen. Die türkischen Barbiere kommen oft in die misliche Lage, in diesem Sinne zwischen ihrer Praxis und ihrer Pflicht zu wählen. Sie helfen sich in ihrer Weise und beginnen in diesem Falle, indem sie eine kleine Stelle nach hinten unterwärts rasiren, sollte dieser Platz auch nur von der Größe einer Erbse sein; ist dies gethan, so wird der Kopf wie jeder andere rasirt; der Kopf der Muselmänner wird dagegen mit nach vorn gezogenem Schnitte rasirt; durch jene an dem Christenkopfe nach hinten gerichteten Schnitte glaubt der Barbier aber zu sagen, das Unglück komme auf das Haupt des Hundes. Hinsichtlich der Christenhunde ist Mehemed-Ali's Antwort gut. Derselbe hatte nämlich einen armenischen Leibarzt; als er von Yemen nach Mekka ging, machte man ihm Bedenklichkeiten oder wollte ihn vielmehr abhalten diesen armenischen Arzt als Christen nach der heiligen Stadt mitzunehmen. Mehemed-Ali nicht der Mann, der sich so leichten Kaufes gab, fragte die ihm Vorstellungen machenden Mullas: „Habt

ihr keine Hunde in Mekka?" — „O ja, sehr viele!" war die Antwort. — „Nun", erwiederte Mehemed-Ali, „wenn ihr viele Hunde in eurer Stadt habt, kann dies einen Unterschied machen, einen mehr oder weniger dahin zu bringen?"

Scherbet.

Der Scherbet, der in Persien so viel genossen wird, ist bekanntlich eine Art Limonade. Zur Bereitung von Scherbet wird Zuckerkand auf dem Feuer zerlassen mit sehr wenig Wasser, und diesem zerlassenen Zuckerkand guter Weinessig beigesetzt; anstatt dieses Weinessigs mag man wol auch das Saure von Granatäpfeln oder Tamarinthen benutzen; gleichwol ist der allgemein gewöhnlich vorkommende gute Scherbet auf die angegebene Art mit gutem Weinessig gefertigt. Diesen Zuckerkand mit Essig pflegt man in Flaschen aufzubewahren und im Fall des Gebrauchs demselben beliebig Wasser beizugießen, wie man Limonade zu machen pflegt. Es wird nun außer diesen Hauptbestandtheilen dem Scherbet noch ein Beigeschmack gegeben, wozu die verschiedensten Früchte, Blumen u. s. w. verwendet werden können; vorzugsweise sieht man Rosenwasser beigesetzt, was dem Scherbet einen feinen Rosengeruch gibt. In Kaschmir pflegte man besonders gern ein Wasser, ähnlich dem Rosenwasser von den wohlriechenden Weiden gewonnen, beizusetzen. Solche Zusätze sind jedoch nicht wesentlich und richten

sich, wie denn überhaupt der Geschmack und die Vorliebe sehr individuell und ländlich sittlich sind, nach diesem.

In Persien wird dem Scherbet, wenn derselbe vollkommen sein soll, nun auch der sogenannte Tuchme-Scherbeti beigesetzt, ein sehr kleiner schwarzer Same, der, in Wasser geworfen, die Eigenschaft hat, sich sofort mit einem leichten weißlichen Schleime zu umgeben, innerhalb welchem sodann der schwarze Kern blau erscheint und dem ganzen Scherbet ein hübsches, mehr consistentes Ansehen verleiht, ohne daß man bei dem Genusse desselben den Tuchme-Scherbeti sehr bemerkte; endlich gehören einige Stücke Eis in den Scherbet, die der Perser auch fast nie fehlen läßt.

Aufgetragen wird der so gebraute Scherbet in einem weiten Porzellannapfe, nach der neuen Mode auch wol in einem Glasnapfe von der Form eines Salatnapfes. Ein kleiner Tisch wird in die Mitte der Gesellschaft gestellt, sofern dieselbe zahlreich, oder vor den Herrn im andern Falle, und auf diesen placirt man die Scherbetschale, auf den Rand aber legt man einen jener feinen Holzlöffel, der mit seinem vordern Theile gleich einem Schiffe auf dem Scherbet schwimmt, mit der Mitte des Stiels aber einen Ruhepunkt auf dem Rande des Napfes findet. Wer Scherbet trinken will, ergreift den Löffel, schöpft ein und trinkt, den Löffel zum Munde führend, aus diesem, worauf er den Löffel wieder in seiner vorherigen Weise auf den Napf legt.

Der Scherbet bietet einen sehr angenehmen Genuß in jenen Ländern dar, denn wenn man einestheils durch die Wärme des Klimas geneigt ist viel und oft zu trinken, so wird der Durst, so lange man innerhalb der Wohnung ist, meist doch nicht so weit gesteigert, um fort und fort mit gleicher Befriedigung blos Wasser zu genießen; der Gaumen wird wählerisch sobald der geringste Wunsch schon befriedigt wird, und so bedarf er eines Reizes, wozu der Scherbet vollkommen sich eignet, da die kleinsten und verschiedensten Variationen sich dabei anbringen lassen.

Holzlöffel.

Die sonst wenig erhebliche Ortschaft Abada ist durch die feinen Holzlöffel bekannt, die hier gemacht werden, feiner als an irgend einem Orte Persiens. Diese Löffel werden aus Ahornholz geschnitzt und zwar in größerer und kleinerer Form, der Stiel mit dem feinsten Muster durchbrochen verziert und der Löffel selbst oder der vordere Theil desselben so fein ausgeschnitten, daß das Holz bei den bessern Löffeln die Stärke eines Kartenblattes nicht übersteigt. Größere, schönere Löffel werden nur für den Gebrauch des Schahs gefertigt; auf diesen findet man den Namen des Schahs und andere Schrift auf kleinen Medaillons erhaben gearbeitet, das Ganze aber so fein, als es bei der Zerbrechlichkeit des Materials nur irgend ausführbar sein dürfte. Eine andere Art Löffel, gleichfalls aus Holz geschnitzt, sind für den Gebrauch auf der Reise bestimmt; mehre dergleichen Löffel, die die Form der kleinen Porzellanlöffel aus Mekka haben, sind einer immer etwas kleiner als der andere, so ineinander liegend, daß das Ganze von circa vier, fünf oder sechs und mehr Löffeln ein gemeinschaftliches Futteral umschließt.

Diese Art Löffel ist von ziemlich eigenthümlicher Form; namentlich ist der Griff gleichfalls zur Aufnahme der Flüssigkeit ausgeholt, sodaß außer dem vordern Theile des Löffels auch die damit zu schöpfende Füssigkeit in den Stiel läuft, der wie eine Rinne gebildet ist. Diese Löffel sind kurz und erschienen mir sehr praktisch; den Zweck aber dieses ausgehohlten Stiels sehe ich darin, daß bei dem Essen mit diesem kurzen Löffel die Bewegung mit den Armen eine weniger sorgfältige zu sein braucht, um bei dem in den Mundführen der Flüssigkeit nichts zu verschütten. Diese Löffel sind zum Essen von Suppe oder überhaupt flüssigen Speisen, jene erstgenannten dagegen zum Trinken des Scherbet bestimmt.

Der Sklavenkauf.

Es war mir unter andern Erzählungen mitgetheilt worden, daß schon mehrfach russische Herren Sklaven in Rescht gekauft hatten. Den Wunsch fühlend, es mit einem dergleichen zu versuchen, schien mir es kein Verbrechen gegen die Menschheit, das zu kaufen, was einmal verkauft wurde, um so weniger, da die Freilassung des Sklaven ihm in meinen Händen gewiß allernächst wieder bevorstand. In diesem Sinne hatte ich während meines Aufenthaltes in Rescht meinen Leuten aufgetragen, sich nach einem dergleichen umzuthun und hatten dieselben so mir mitgetheilt, daß dermalen ein einziger da sein dürfte, der meinen Anfoderungen entspreche, ein Knabe von etwa acht bis neun Jahren, ein schwarzer Afrikaner. Gegen die angegebenen Einzelheiten hatte ich nichts einzuwenden und der Unterhändler wurde bestellt, den Jungen herbeizuschaffen, was er am Abend that. Der Junge war nicht hübsch, gleichwol ging ich auf den Handel ein, und wurde mir, nachdem ein zweiter Zwischenhändler sich eingestellt, der Preis auf 35 Toman gestellt; ich offerirte 20, später 25, doch

indem man den Handel nicht abschließen wollte, gab ich bis nächsten Morgen Bedenkzeit.

Am Morgen brachte man mir die Nachricht, daß ich den Sklaven für 26 Toman haben solle, was ich annahm. Mein Mirza hatte sich schon Tags vorher gegen den Handel ausgesprochen, doch mich entschlossen sehend, schwieg er; der Junge wurde gegen 12 Uhr gebracht und von meinem Mirza eine schriftliche Bestätigung des Kaufes verlangt. Das Papier wurde gebracht und war mit zwei Stempeln versehen; mein Mirza verlangte noch einen dritten von dem obersten Mulla der Stadt; man ging, kam wieder und brachte das Papier gestempelt, außer jenen ersten zwei Stempeln, mit dem Siegel des zweiten Mulla der Stadt, wie Andere behaupteten, dem des ersten; doch fand mein Mirza dies nicht genügend, weil ein anderer Name auf dem gebrauchten Siegel sei, als oben im Schreiben genannt. Der Umstand hing so zusammen, daß dieser Mulla, der untersiegelt, welcher allerdings derselbe war, als der, auf den das Schreiben lautete, zwei Siegel führte und auch zwei Namen gebrauchte; in diesem Falle war allerdings das dem obengenannten Namen entsprechende Siegel nicht gewählt worden. Mein Mirza behauptete nächstdem, daß das ganze Papier nicht genüge, da mein Name darin falsch geschrieben sei, und versicherte, daß, abgesehen von der Mangelhaftigkeit des Zusammenstimmens von Siegel und Namen des Mulla, schon die unrichtige Schreibart meines Names genüge, um das Papier

ungiltig zu machen. Die Händler schienen übrigens verwundert über diese großen Schwierigkeiten des Mirza und stellten ihm nun ganz frei, er möge ein Papier selbst entwerfen und schreiben, ganz so, wie dies ihm genüge; sie wollten ihm dann alle die gewünschten Siegel darauf verschaffen, in der Weise, wie er dieselben haben wolle. Der Mirza schrieb somit das gewünschte Instrument; dasselbe wurde abermals zu dem Mulla getragen und dieser siegelte. Ich glaubte nun den Handel vollkommen abgeschlossen und beendigt; ich hegte zwar meine Verwunderung über den lebhaften Antheil und das Interesse, welches mein Mirza für meinen Vortheil hierbei gezeigt hatte, eine Sorgsamkeit, die ich in andern Dingen nicht hatte bemerken können und es war mir auch aufgefallen, mit welchem beharrlichen Starrsinn er alle einzuwerfende Schwierigkeiten aufgesucht, dennoch war ich noch nicht vollkommen zu der Ueberzeugung gelangt, daß dahinter die Absicht verborgen liege, den Handel zu vereiteln oder rückgängig zu machen. Ich hatte Zeug kaufen und einen Schneider kommen lassen, und sollte der Junge so schnell als möglich eingekleidet werden in reinliche Kleider.

Am Abend, als ich von meinem gewöhnlichen Spazierritte zurückkehrte, fand ich die Händler abermals bei mir versammelt und empfingen mich dieselben mit dem ausgesprochenen Verlangen, den Handel mit dem Sklaven rückgängig zu machen, angebend, daß sie mehr für den Jungen bekommen könnten, als

ich gegeben habe; — ich wies ihnen die Thüre als Antwort und erschien mir die Sache abermals als abgemacht. Am Morgen darauf kamen jedoch die Händler zurück, verlangend, daß ich den Sklaven zurückgeben und dafür das Geld zurücknehmen möchte. Man hatte sich zuvor an meinen Mirza gewendet, ihn auffodernd, daß er sich des Handels annehmen und angeben möchte, daß der Sklave ihm gehöre, eine Zumuthung, zu welcher der Sklavenhändler vielleicht Vertrauen gefaßt, in Folge des lebhaften Interesses für meine Sicherheit bei dem Handel, welches der Mirza Tags vorher an den Tag gelegt hatte, doch der Mirza weigerte sich, darauf einzugehen. Als Erklärung zu diesem Verlangen, den Sklaven zurückzugeben, gab man mir an, daß der Sklave gegen den Willen des Eigenthümers von den Unterhändlern verkauft worden und somit der Handel ungiltig sei und zurückgehen müsse, gleichwol sah ich hierzu keine Berechtigung vorliegen, da der Kauf, sowol der erste wie der letzte, die ausdrückliche Zusicherung und Zustimmung des Käufers enthielt und somit derartige Anfoderungen keines Falles zu begründen waren. Man erklärte mir nun mit einfachen Worten, daß man an einen Ungläubigen keinen Sklaven verkaufen wolle. Ich erklärte ihnen meinerseits, nun zur Genüge gehört zu haben und daß ich mich bei dem Hakim*) des Ortes erkundigen werde über das, was

*) Hakim, Gouverneur und Richter.

ich zu thun habe. Man ging, doch eine halbe Stunde später waren die Verkäufer abermals da, verlangten nun stürmisch und beharrlich den Sklaven und gaben an, daß der Premier-Mulla*) der Stadt sie schicke, daß man dem vorherigen Eigenthümer ins Gesicht gespuckt habe u. s. w., und daß die ganzen Mullas der Stadt in einem Nachbarhause vereinigt seien und geschworen haben, daß, wenn ich den Sklaven nicht gutwillig hergebe, sie das Haus stürmen würden, um den Sklaven mit Gewalt zu nehmen. Ich erklärte ihnen, daß damit durchaus nichts gewonnen sei, wenn ich aber den Jungen zurückgäbe, so wollte ich nicht nur meinen Kaufpreis richtig zurückgestellt haben, sondern auch die Kosten für Anschaffung der Kleider bezahlt wissen. Man ging, doch kaum eine Viertelstunde darauf war man wieder da und war nun so weit, offen zu erklären, daß die Verkäufer selbst mit dem geschlossenen Handel sehr zufrieden, meine Dukaten so schön seien, der Preis, den ich gezahlt, ein so guter und hoher, daß man den Handel nicht gern zurückgehen sehen würde, indem man nicht hoffen dürfe, einen ähnlichen abzuschließen; gleichwol müßten sie den Sklaven verlangen; Alles wäre gegen sie; die Mullas hätten die ganze Stadt aufgehetzt und wenn dieser erregte Fanatismus nicht befriedigt würde, so werde sich derselbe später zunächst auf sie wenden.

*) Mulla, richtiger Mulawy, Doctor der islamitischen Rechte.

Wolle ich jedoch den Sklaven nicht jetzt zurückgeben — das Geld legte man vor mich hin —, so wolle man denselben nun eben mit Gewalt nehmen und das Haus stürmen. Meinen Leuten mochte es lange schon nicht mehr recht geheuer scheinen im Hause, mein Mirza ging herum, wie der Engel des Bösen, und wenn er gesucht, einestheils meine Leute bei religiösen Schwächen zu fassen, anderntheils ihre Interessen, Vortheile und Sorgen anzuregen, so war ihm dies nur mit zweien meiner Dienerschaft nicht gelungen, gerade zweien, die ich nicht besonders vorgezogen hatte. Der eine derselben, der mir ergeben, war ein junger Mensch aus Buschir, wo er auch in meinen Dienst getreten, Namens Abu-Nayhim; der andere, ein Says aus Konstantinopel und ebenfalls in Buschir angenommen, war bei seiner mangelhaften Kenntniß des Persischen weniger brauchbar, doch treu und zuverlässig, dem ich somit meist das übertrug, was ich ohne viele Ueberlegung streng befolgt zu sehen wünschte. Der Erstere hatte sich bei der ganzen Sklavenfrage ruhig verhalten d. h. auf meiner Seite sich bewiesen und war am unbekümmertsten um alle die großen Worte der Mullas geblieben. Derselbe hinterbrachte mir jetzt, daß meinen sämmtlichen Dienern die Weisung zugegangen sei, sich womöglich einen Behelf zu Geschäften außerhalb zu machen, oder wer dadurch nicht Gelegenheit habe, sich zu entfernen, solle sich versteckt halten, sobald man einen Lärm höre, damit bei Stürmung des

Hauses sie unbeschädigt blieben. Daß die Angelegenheit ihrer Entscheidung nahe stand, konnte ich nicht mehr zweifeln, und daß jene Versicherungen nicht lange mehr unerfüllt bleiben würden, war keinerlei Weise zu verkennen. Unter solchen Umständen wäre es höchst unklug gewesen, die Sache weiter zu treiben, bei der ich durchaus nichts gewinnen konnte und war auch von Anfange an meine ganze Absicht nur die, mich nicht ihren Intriguen zu fügen und mir, wie der Perser sagt, nicht in den Bart lachen zu lassen. Der Gewalt zu weichen, dagegen war unter solchen Verhältnissen nichts einzuwenden, und in diesem Sinne wollte ich die Sache bis zum letzten Punkte durchgeführt wissen.

Den Knaben hatte ich dem Diener Abu-Rayhim übergeben und dieser theilte mir mit, daß das Sunnat an demselben nicht vollzogen sei u. s. w. Indem man von Seiten der Mullas den Fall dargestellt, als sei ein Muselmann an einen Ungläubigen verkauft worden, so hielt ich ihnen diese Angabe entgegen und verlangte zu wissen, mit welchem Rechte man den Knaben als einen Muselmann in Anspruch nehmen könne. Man gab an, daß derselbe in Bagdad, somit in einem muselmännischen Lande, von einem Muselmann gekauft und nach einem muselmännischen Lande gebracht worden sei, somit gehöre er den Muselmännern an. Doch, um zum Schlusse zu kommen, so erklärte ich auf die ernstlich wiederholte Auffoderung den Herren, daß ich, wie schon vorher gesagt,

Willens sei, den gekauften Sklaven zurückzugeben, jedoch dies nicht thun würde, wenn mir nicht außer dem gezahlten Kaufpreise die gehabten Auslagen für Kleider wieder erstattet würden, welche 10 Karon betrügen; oder wollte man dies nicht, so möchte man mir eine Bescheinigung geben, daß der Sklave mir gegen meinen Willen und Genehmigung mit Gewalt abgenommen worden; das sei meine letzte Erklärung. Man schrieb die Erklärung, brachte alle Siegel bei und ich gab den Sklaven zurück. Bei diesen Vorfällen hatte mein oben erwähnter Says übrigens einen der schlimmsten Posten gehabt, indem ihm die Thorwache — nämlich die Leute nach Befinden hereinzulassen — übertragen worden. Es war allerdings zu keinen Thätlichkeiten gekommen, doch konnte er am wenigsten beurtheilen, wie weit die Sache getrieben werden würde, und der Andrang war oft groß, da man, wie es schien, durch die Zahl der Deputation den Zweck zu fördern glaubte. Von den Intriguen des Mirza in dieser Angelegenheit, sowie bei den Streitigkeiten mit meinem Maulthiertreiber, die zu derselben Zeit in Rescht zur Entscheidung kamen, wurde ich bald vollkommen überzeugt. Der Mirza hatte mir mitgetheilt, daß die Ursache des Zurückgehens des Sklavenhandels ein Streit sei zwischen den Unterhändlern, dem Hadschi — wie hier der Stadtrichter titulirt wurde — und dem Herrn des Sklaven. Der Hadschi, gefragt über die Wahrheit dieser Aussage, gab an, daß dies Alles die voll-

kommenste Unwahrheit, der Mirza der alleinige Urheber aller Schwierigkeiten und die alleinige Ursache des Zurückgehens des Handels in ihm zu suchen sei; der Mirza habe sich mehrmals gegen ihn, den Hadschi selbst, in meinem Hause ausgesprochen, sowie in seinem Beisein gegen meine Leute, daß es sehr unrecht sei, mir einen Sklaven zu verkaufen.

Bald nach Beendigung jener Angelegenheiten empfing ich den Besuch des Mulla, der begleitet von zwei andern Mullas, von denen einer namentlich als der eifrigste Eiferer in diesen Streitigkeiten mir unter der Hand bezeichnet, bei mir eingeführt wurde. Die Hauptperson des Besuchs war nicht der oberste Mulla von Rescht, sondern der ihm nächststehende an Macht; sämmtliche Mullas waren überaus artig und zuvorkommend und Jeder, der die Erfahrungen der nächst vergangenen Tage nicht gemacht, dürfte schwer zu überzeugen gewesen sein, daß dies dieselben Männer, die sich so feindlich gezeigt hatten. Man versicherte mir mit den artigsten Worten von der Welt, daß man eben nicht umhin gekonnt habe, mich zu besuchen; das Verlangen, der Drang sei zu groß gewesen, einen so geehrten Gast in Rescht von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ihre schuldigen Dienste zu offeriren und was der Dinge alle mehr waren.

Ich hatte die Kalyan bringen lassen, dieselbe wurde dem ersten Mulla, als dem zu ehrenden

Gaste, gereicht, dieser rauchte und von ihm empfing ich dieselbe und rauchte ihm nach; der nächste an Würde war ein Mulla, dessen Fanatismus sich in seinen Zügen aussprach und der auch namentlich in den Sklavenhandel lebhaft thätig gewesen sein sollte. Er saß zunächst und ich fragte ihn so: ob er rauchen wolle? Er sagte: Ja, worauf ich ihm die Kalyan reichte mit dem Mundstücke, wie dieselbe war; er nahm sie dankend und wollte sie eben an den Mund legen, als der erste Mulla scherzend, zur Seite sagte, doch so, daß ich es nicht verstehen sollte: „So? Du rauchst aus der Kalyan des Ungläubigen?" u. s. w. Der Raucher zog eine widerliche Fratze, die ebenso viel ausdrückte als: daß es nicht wohlgethan sein würde, hier Anlaß zu einer offenbaren Beleidigung zu geben, wozu er im Herzen übrigens, wie es schien, auch keine Ursache mehr auffinden mochte. Er steckte das Mundstück in den Mund und rauchte herzhaft darauf los, wiewol er nachträglich wol lange die Scherze seiner Collegen gewiß sein durfte.

Der erste Mulla war übrigens eine angenehme Persönlichkeit, ein Mann von sehr distinguirtem Aeußern und von mehr Bildung als die meisten seines Standes, die man in Persien kennen lernt. Er besuchte mich später nochmals in vertrauter Weise, nur von einem seiner Freunde begleitet, und meine Meinung in Betreff seiner blieb eine gleich günstige.

Die Insel Karak.

Nächst der durch ihre Perlenfischereien bekannten Insel Bahrein folgt im Persischen Golfe als ein Platz, der Erwähnung verdient, Karak, eine Insel, die früher kaum der Beachtung werth gehalten wurde von Seiten des persischen Gouvernements, unter welches sie gehört, und nur zu der Zeit, als die Engländer davon Besitz genommen hatten, der persischen Regierung von Wichtigkeit erschien. Diese Besitznahme Karaks fällt in die Zeit, als England und Rußland auf dem großen Schachbrete der Politik einige Steine in Persien verrückt hatten. Damals nämlich, als das Gouvernement von Indien oder vielmehr die englische Regierung durch Indien vorsichtig sein zu müssen glaubte, als Herat belagert und die Afghanenangelegenheiten verwickelter wurden, erschien es dem indisch-englischen Gouvernement nothwendig, eine stärkere Macht in dem Persischen Golfe zu haben. Ich lasse die eigenen Worte Major Hennel's darüber folgen, als dieselben wol keinesfalls ein Staatsgeheim-

niß preisgeben und dem Major Hennel nur zur Ehre gereichen können, da sie klar den richtigsten, zweckmäßigsten Schritt, den er im entscheidenden Momente ergreifen konnte, darlegen. „Ich war“, erzählt Major Hennel, „in Seekadak und hatte, obwol schon lange keine Nachricht von Bombay eingegangen, doch immer derartige erhalten, daß ich die zwei Regierungen in der vollkommensten Ruhe und Freundschaft geglaubt, als eines Morgens mir die Nachricht zuging, daß so und so viel Mann, Offiziere, Schiffe u. s. w. in Buschir eingegangen seien. Ich begab mich sofort nach Buschir, woselbst angelangt mir der Commandant angemeldet wurde, und herein in mein Zimmer tritt eine Zahl Offiziere, eine Macht, wie noch nie im Golfe vereint gewesen. Ich wußte nicht, wie ich dies Alles verstehen sollte, ich glaube Alles in Frieden und sehe hier die Männer des Kriegs vor mir, fertig zum Schlagen. Ich frage den Commandanten, was Alles dies zu bedeuten habe, welche Befehle er gebracht für mich, ob man Kriegserklärungen gewechselt und was dergleichen Dinge mehr, und erhalte zur Erwiderung, daß man dieselben Fragen an mich richten wolle, man glaube, ich habe die Befehle erhalten über die nähern Verhältnisse und Maßregeln u. s. w. Die Verständigung ergab, daß weder die Residentschaft noch der Commandant der Macht irgend weiter besondere Befehle erhalten.“

In dieser kritischen, höchst bedenklichen Lage er-

wählte Major Hennel unverkennbar den besten Ausweg, indem er sämmtliche Mannschaft nach Karak dirigirte und Besitz davon nahm, eine englische Station hier bildend, die durch ihre Lage für den Golf und den Handel von Buschir, sowie für den von Bassora und Bahrein äußerst vortheilhaft war und eines vollkommen gesunden Klimas sich erfreute. An den Hof von Persien richtete der Resident ein duftendes Schreiben, meldend, daß die englischen Truppen in Bombay sich sehr unwohl befunden, man habe einen kleinen Theil nach dem Persischen Golfe geschickt, um ihre Gesundheit wieder zu gewinnen und er habe so, um der persischen Regierung keine Veranlassung zu Misverständnissen zu geben, denselben nicht erlaubt in Buschir zu verweilen, sondern sei nach der Insel Karak mit ihnen gezogen u. s. w.

Karak erfreute sich bald eines blühenden Zustandes, die Offiziere legten Häuser und Gärten an, die Eingeborenen hatten vollauf zu thun und neue Ansiedler strömten von allen Seiten des Golfes, sowol von der arabischen als persischen Seite, nach Karak, wo sie unter den Händen der englischen Behörden mit Gerechtigkeit behandelt und Freiheit genossen, wie dieselbe ihnen von Seiten der persischen Regierung nicht zu Theil wurde. Man hielt die Position von Karak leider nur drei Jahre und gab dieselbe dann, ohne besondere Veranlassung, aus Politik für Rußland wieder auf, und ich möchte glauben, daß dies, wenn je England daran dachte, seinen Einfluß im

Golfe wie in den angrenzenden Ländern überhaupt mehr zu befestigen und wachsen zu sehen, ein Fehlgriff war.

Ich gebe zu, daß es ein überaus kostspieliger Boden für England ist, in Persien je feindlich an den russischen Koloß zu stoßen und daß es weise ist, einen dergleichen Stoß durch zwischenliegende Entfernungen einestheils zu vermeiden, anderntheils zu schwächen; aber für den Handel Englands würde der Besitz von Karak wesentliche Vortheile geboten haben, der namentlich nach Arabien, in die Euphrat- und Tigrisländer, einer weiten Ausdehnung noch fähig ist, wobei für persische Kräfte Karak eine unbesiegbare Position gewesen sein würde. Denselben Ausweg, den wir im entscheidenden Momente durch Major Hennel ergreifen sahen, wählte im vorigen Jahrhunderte der holländische Bevollmächtigte, Herr von Knyphausen, unter ähnlichen Veranlassungen. Wie damals im Besitze der Holländer, schnell erblühend und nachdem diese es verlassen ebenso schnell verfallend, fiel Karak auch jetzt, bald nachdem die Engländer es verlassen, in seinen alten Zustand zurück und ist jetzt nichts mehr, als was es vor zehn Jahren war; die Stellung aber, in welche der englische Resident in Buschir durch die Maßregel der Regierung gebracht wurde, gibt ein wie mir scheint interessantes Seitenstück zu der ganz ähnlichen Verfahrungsweise, die wir in China eingeschlagen sehen und die zu dem Kriege mit

China führte, wo dort der Vertreter des englischen Interesses zu gleichen persönlich verantwortlichen Schritten von Seiten seines Gouvernements gedrängt sich sah, wie wir in diesem Falle hier zu erkennen geneigt sein möchten.

Verfall von Ispahan.

Wer über das, was Ispahan war und was es dermalen ist, sich ein flüchtiges Bild schaffen will, dem rathe ich, nachdem er die jetzigen leeren Bazars einer menschenarmen Stadt betrachtet, welche eine Größe und Ausdehnung haben, wie ich sie kaum noch in einer andern Stadt des Orients gesehen, im Thale oberhalb der Stadt von einer der höher gelegenen Ruinen einen Blick auf Ispahan zu werfen und die Zahl der Moscheen zu zählen, die einst hier nöthig, wenigstens angemessen erschienen, um der Bevölkerung der Stadt zu entsprechen. Hunderte von Minaren zählen wir hier; wie manche der Moscheen, die in den Häusern gelegen und keine Minare hat, ist dabei nicht gezählt und wie wenige Jahre sind es her von dieser Zeit, wo Ispahan dieser Bevölkerung entsprach; kaum daß die Würmer jene Generation verzehrten — und verarmt und verödet liegt die Stadt! Wol keine Stadt des Abendlandes ist so schnellen Wechseln zwischen Sein und Nichtsein ausgesetzt gewesen, als wir dies bei den Städten des Orients oft sehen, die mit der Anwesenheit und Abwesenheit

der Herrscher erblühen und versinken. Ganz Persien ist übrigens in keinem bessern Zustande als Ispahan, denn das ganze Land ist verarmt, einer weiten Oede gleichend, die Regierung schwach und unfähig, die Unterthanen ausgesaugt, aufs Härteste besteuert, die Anfoderungen und Bedürfnisse aber groß. Der Schah selbst mehr einfach, ja im Vergleiche zu der Lebensweise früherer Schahs sehr einfach, hat gleichwol kaum die Mittel, die für das Unumgänglichste genügen, wobei die Schätze des ersten Ministers sich täglich mehren sollen.

Festlichkeiten bei der Vermählung des Kronprinzen von Persien.

Im Verlaufe meines Aufenthaltes in Teheran wurde die Vermählung des Kronprinzen mit einer seiner Cousinen von dem Schah mit dem möglichsten Glanze und Pracht gefeiert, zu welchem Zwecke vor den Thoren der Stadt Teheran ein großes Lager von Zelten aufgeschlagen war, woselbst das Volk und der Hof, Groß und Klein, mit Tänzern, Gauklern und Seiltänzern am Tage und mit Feuerwerken bei Nacht unterhalten wurde. Dieser Festglanz erinnerte mich übrigens lebhaft an die Beschreibungen der Turniere des Mittelalters. Tribunen, Zelte, Buden, Schaubänke und einfache Plankenwände umschlossen einen Platz von circa 1800 — 2000 Quadratruthen Fläche; die ganze Anlage ein buntes Durcheinander, möchte man sagen, eine angenehme Abwechselung ringsum, überall Poesie! Da eine Bude mit schönen Farben und Zeugen ausgeputzt,

daneben eine alles Schmuckes ermangelnde, doch mit Bedürfnissen für Gaumen und Magen um so reichlicher gefüllt. Die Absicht, sich zu ergötzen auf allen Gesichtern, den Anfang der Festlichkeiten mit dem Vorsatze sich zu belustigen erwartend; geschäftlos umhertreibende Massen mit all den an dergleichen Volksfesten nicht ermangelnden Bettlern, Blinden Lahmen, Verstümmelten, Musikern und was dergleichen mehr, für die hier eine Ernte zu hoffen, bis, wenn die Zeit der Vorstellung heranrückt, von allen Seiten in den verschiedensten Richtungen sich Trupps zu Pferde und zu Fuße dem Festplatze zuwenden.

Der Festplatz dehnte sich unmittelbar vor einem dem Schah gehörigen Hause aus, auf welchem unter einem Zelte der Schah, im Fall seiner Anwesenheit, Platz nahm, um die Schaustellungen der verschiedenen Künstler in Augenschein zu nehmen, Darstellungen, die nur einen persischen König befriedigen dürften. Gaukler, Fechter, Ringer, Tänzer, Feuerfresser und was dergleichen mehr an ähnlichen Personen, wechselten hier auf das Beste ihre Künste zu produciren, um die Aufmerksamkeit des Schah auf sich zu ziehen und mit dieser ein Geschenk zu erzielen.

Der Ceremonienmeister mit seinem Rohre dirigirte, indem er mit demselben den Rücken der Nächsten Besten einige Schläge applicirte, um die eben vorstellende Gesellschaft zu nöthigen, abzutreten und an-

dern Vorstellern Platz zu machen, die in gleicher Weise wieder durch Andere abgelöst sich sahen.

Der Schah wurde mit großer Achtung bei seiner Ankunft auf dem Schauplatze empfangen; Alles erhob sich und machte eine tiefe Verbeugung. Niemand wagte vor dem Schah zu sitzen.

Besuch bei dem Schah von Persien.

Der Schah, der König der Könige, Mohammed-Schah, lebte während meines Aufenthalts in Teheran nicht in der Stadt, sondern nördlich von derselben, wo sein Lager nahe den Bergen von Gullayk aufgeschlagen war, wie dies sein Gebrauch in den schönen Sommermonaten ist, um die Annehmlichkeit der reinen Landluft gegen die unangenehme Stadtluft zu vertauschen. Mit dem Schah, d. h. ihm folgend, hatte Alles die Stadt verlassen, was zu Hof und Regierung gehörte, um gleichfalls in Gullayk die Zeit zu verbringen. Dies war der gleiche Fall mit dem diplomatischen Corps, dessen Zelte etwa drei Meilen weit von dem königlichen Lager westlich, eine von der Natur ziemlich begünstigte weite Fläche einnahmen.

An einem der Vermählung des Kronprinzen folgenden Tage war ich mit der englischen Gesandtschaft bei dem Schah. Colonel Shiel, der Gesandte, hatte mir mitgetheilt, daß er mit den englischen Herren der Gesandtschaft einen Besuch bei dem Könige machen werde und sofern es mich interessire, könne ich

mich diesem Besuche anschließen, was ich mit Dank annahm, und so mich gegen 10 Uhr, der Versammlungsstunde, bei Colonel Shiel einstellte. Ich fand die sämmtlichen Herren der Gesandtschaft bereit und mit ihnen ihre Diener, einen Troß von ungefähr 40 Reitern. Der Zug setzte sich in Bewegung gegen das königliche Lager von Gullayk, woselbst angekommen, der Weg durch einen ziemlich engen Bazar führte, wo Früchte und andere Lebensmittel, die Bedürfnisse des täglichen Verbrauchs für das königliche Lager, verkauft wurden. Nachdem wir diesen Bazar passirt hatten, fanden wir uns vor dem Garten, den der König bewohnte. Hier stiegen wir von den Pferden und wurden mit Labjens-Babuschen bekleidet, die, über unser Schuhwerk gezogen, einen ziemlich genirten Gang veranlaßten. Erst nachdem diese Vorsichtsmaßregel erfolgt, traten wir unsern Marsch gegen das Innere des Gartens an. Wir waren so noch nicht weit vorgeschritten, als der Gesandtschaft die Botschaft oder der Befehl zuging, daß wir unsere Schritte nach einem nahestehenden Zelte zu richten hätten und daselbst zu warten, bis man vom Könige Nachricht über seinen Willen eingezogen habe. Wir waren jedoch kaum im Zelte angekommen, als der Minister des Auswärtigen den Gesandten benachrichtigte, daß wir weiter vorschreiten möchten, um Seine Majestät zu sehen.

Der Garten erwies sich wenig schön und wenig gepflegt, Gras bedeckte Alles, kein Weg war angelegt, der nach dem Hause oder Häuschen führte,

was der König bewohnte. Das niedergetretene Gras bezeichnete die Spur der gewöhnlich von den Besuchern eingeschlagenen Richtung, der wir folgend, an einen kleinen Wassergraben gelangten, den wir auf zwei darübergelegten schmalen Bretstücken überschritten und so zu dem Hause selbst gelangten, wo, wie man uns wiederholt sagte, der König sich befand. Doch hier an der in das Innere des Hauses emporführenden Treppe angekommen, waren wir gleichwol noch nicht am Ziele unserer Wanderung, sondern setzten unsern Marsch fort, um das Haus herumgehend. Vor der Fronte des Hauses angelangt, stellten wir uns mit von der Wichtigkeit des Moments erfüllten Geberden, im Angesicht des Fensters auf, an welchem die Sonne des Weltalls dermalen zu sitzen geruhte, hier harrend, bis ein Gnade verheißender Blick auf uns gefallen. Der Sonnenblick kam, der sofort die ganze Colonne in einen Winkel von 65 zu 55 Grad brachte; jetzt fanden wir Gnade, es war uns erlaubt, vor dem Gerechten zu erscheinen; wir schritten so, uns rechtsum wendend, der Treppe zu und diese aufsteigend, passirten wir oben einen kleinen Vorgang und Vorplatz, und befanden uns nun abermalig, doch diesmal militärische Salutation machend, bis auf 20 Fuß im Angesichte des Königs der Könige, des Beherrschers der Gläubigen, der sitzend auf einem Dujak*) von englischem Kattun mit weißer

*) Dujak, Duschak, eine mit Baumwolle gestopfte hohe Matratze.

Gaze überzogen, uns freundlich ansah, was bekanntlich so viel als ein gnädiger Gruß des Königs von Persien ist.

Alles war sehr reinlich in dem Zimmer, doch ohne jede Aehnlichkeit mit dem Bilde, was man wol gewöhnlich in Europa sich von dem Zimmer eines persischen Königs machen dürfte. Ein Teppich nicht von der feinsten Qualität, mit aufgelegten Filz-Seitenstücken, bedeckte den Holzboden des Zimmers. Das Zimmer nahm die ganze Tiefe des Hauses ein, sodaß nach zwei entgegengesetzten Seiten gleich große Fenster sich entgegenstanden, die mich lebhaft an die Fenster der Wohnhäuser in Kaschmir erinnerten. An einer jeden dieser Fensterseiten, dem Eingange, wo wir eingetreten, entgegengesetzt, fand sich einer dieser Dujaks, die sich ganz gleich waren und mit ihrer schmalen Seite am Fenster, mit der langen den Zimmerrand entlang lagen. Die Höhe dieser Dujaks war etwa 10 — 12 Zoll, die Breite 3 — 4 Fuß, die Länge etwa 7 — 8 Fuß. Auf jeder Seite derselben lag ein großes rund gestopftes Kissen, eine Rolle, etwa 1½ Fuß im Durchmesser, die, wie der Dujak selbst, mit blauen kleinmustrigen Kattun überzogen und vorn und hinten mit einer weißseidenen Schnur mit Quasten zusammengezogen war; auch über diese Kissen war ein Stück Gaze oder gemusterter Spitzengrund gelegt, was ein sehr sauberes und nettes Ansehen gab. Die zwei Fenster und zwei Dujaks hatten hier aber ihren Zweck, um je nach der

Tageszeit, je nach dem Stande der Sonne den Platz wechseln zu können. Der König selbst ist ein Mann von ungefähr 40 Jahren, dem Ansehen nach; von einnehmenden Aeußern und angenehmen Manieren und Ausdruck, wie freundlicher Sprache, doch wie die englischen Herren klagten, Meister eines sehr schwierig zu verstehenden Persisch, was er ungemein schnell spricht, dabei die Worte nur halb aussprechend. Der König trug die persische Schaffellmütze, hoch wie die dermalige Mode dies haben will, ohne Bund, dabei einen nach europäischem Uniformschnitt gemachten Rock von weißer Moiré-Seide mit grünen Aufschlägen und Kragen, grünseidene Hosen und einen Gürtel, den ein reiches Diamantschloß zierte. Von Ringen hatte der König einen einzigen Türkis an einem seiner Finger; der Türkis, der von ziemlicher Größe, ein Oval bildete, dessen kurzer Durchmesser 5, dessen langer 7 Linien dem Augenschein nach betrug, zeigte eine sehr schöne Farbe. Vor dem Könige, der, wie gesagt, auf seinem Dujak saß, lagen auf einer kleinen Schüssel mehre farblose und gelbe Steine, die, wie eine nebenliegende Fassung bewies, aus einem Medaillon herausgenommen waren oder in dasselbe gefaßt werden sollten. Auf dem Dujak an dem andern Fenster des Zimmers stand eine Tasse mit circa 40 Toman, einige Papiere lagen vor dem Könige, so wie einige kleine weiße Zeugstückchen und ein Kalumdan.

Der englische Gesandte erhielt einen Stuhl, um

sich darauf zu setzen, und führte anfangs die Unterhaltung mit dem Könige allein; später jedoch nahm der Minister des Auswärtigen, Mirza Abul-Hassan-Khan, der die Gesandtschaft eingeführt hatte, gleichfalls lebhaften Antheil an dem Gespräche.

Der König sprach viel und gut und macht gewiß auf Jeden einen weit günstigern Eindruck als sein Sohn, der Kronprinz, den wir, nachdem wir eine halbe Stunde bei dem Könige gewesen, in seinem Zelte besuchten. Bei dem Prinzen im Zelte erhielten wir sämmtlich Stühle und sahen uns hier einem jungen Menschen gegenüber, der in seinem Aeußern schlaff, ohne Haltung und Gehalt erschien. Es war der Prinz, derselbe Wallaid, dessen Vermählungsfeierlichkeit eben vorüber, dessen breite Ringe um die Augen, ihm das Ansehen eines kranken Wüstlings gaben, dessen zusammengewachsene Augenbrauen ihm aber einen Ausdruck verliehen, der nicht viel Menschlichkeit und Milde erwarten läßt, wol aber einem blutdürstigen Herrscher einst angehören möchte. Der Prinz ist übrigens sehr schüchtern oder, besser gesagt, verlegen gegen Europäer, sodaß der Gesandte viele Schwierigkeiten fand, um ihm einige Worte der Antwort abzugewinnen.

Oft sind die größten Feiglinge die größten Schurken! Ich will zu Gunsten des armen persischen Volks wünschen, daß der Prinz einst das Muster aller Herrscher werde, der alle Regententugenden in sich vereint; das arme Land bedarf es und man kann

wol auch der Hoffnung leben, daß für die erste Zeit nichts zu fürchten ist, da er einst schwere Fesseln finden wird, indem der Einfluß, vielleicht richtiger gesagt die Macht der europäischen Mächte sich fester und fester setzt, die Schwäche des Reichs zunimmt und bekanntlich mit jedem neuen Herrscher die Leine um einen Knoten fester gezogen zu werden pflegt. Seinen Tugenden wie seinen Sünden dürfte wol einst nur ein beschränktes Feld geboten sein!

Der Schah von Persien und sein Arzt.

Mohammed-Schah ist ein Mann von gutem Aeußern und noch in seinen besten Jahren, allein vom Podagra sehr geplagt. Ein französischer Arzt, den man jedoch hier anfing einen Charlatan zu nennen, hatte seine Heilung unternommen, nachdem die verschiedensten Versuche zu seiner Herstellung erfolglos geblieben. Es sollte darauf eine Erleichterung für den Schah eingetreten sein, wobei die Medicin eine Hauptrolle spielte und der Calomel in Dosen von 25 Gran, ja über 100 Gran in einem Tage angewendet wurde, sowie das Crotonöl in Dosen zu 5 Tropfen. Diese ungewöhnlich starke Gabe von Medicin, die man in Europa hinlänglich finden würde, um der stärksten Natur zu einem schnellen Ende zu verhelfen, findet gewissermaßen einige Rechtfertigung in Persien dadurch, daß sich, wie auch der Arzt der englischen Gesandtschaft angab, die Wirkung der Medicin hier schwächer erweist

als in Europa, — und versicherte mir dieser Herr, daß eine Gabe von 5 Gran Calomel in Persien oft angewendet werden müßte; doch schien ihm zwischen 5 Gran und 25 allerdings noch eine große Kluft zu liegen.

Mohammed-Schah und seine Brüder.

Es ist so oft wol einem Jeden zu Ohren gekommen, wie dieser oder jener Herrscher Persiens von seinen Brüdern und Verwandten bald jenen ermorden ließ, bald diesen der Augen beraubte, daß, indem man dergleichen Vorfälle erwähnt, die Erzählung selbst weniger Interesse bieten dürfte, als die verschiedenen Vorfälle meist bis auf Verschiedenheit der Namen der handelnden Personen sich gleichen. Da ich jedoch hier einmal Mohammed-Shah's gedachte, so möge auch sein Verhalten d. h. die Angabe, wie er jene Dinge zur Ausführung bringen ließ, Erwähnung finden.

Der König von Persien scheint ein Mann von einfachen Sitten zu sein und nicht grausam, wiewol er vor seinem Regierungsantritte zwei seiner Brüder gefangen setzen ließ, nach seines Vaters Tode aber einem seiner Bischkabs den Auftrag gab, diesen seinen zwei gefangenen Brüdern die Augen auszuschneiden. Man erzählt, daß der Diener, dem dieser Auftrag geworden, sich zu den Prinzen in das Gefängniß begeben habe und daselbst angekommen dem Prinzen sagte, daß er der Ueberbringer einer guten

Nachricht sei, nämlich Mohammed-Mirza sei Mohammed-Schah, und fragte, ob er, der Prinz, sich darüber freue? was dieser bejahte. Nun fuhr der Bischkab fort: „Willst du denn nicht dem Ueberbringer guter Kunde ein Geschenk geben?" „Ja!" sagte der Prinz. „Nun so gib mir deine Augen!" Und mit diesen Worten fallen noch zwei andere Schergen der Gewalt über den Prinzen her und schneiden ihm die Augen in einer schrecklichen Weise, nämlich mit sammt dem ganzen obern Augenlide aus. Nach Vollbringung dieser That begeben sie sich zu dem andern Prinzen und thun das Nämliche mit diesem. Mohammed-Schah soll dermalen sehr betreten sein über jene That, jedoch wer hätte nicht Worte der Reue ob einer schlechten That, wenn der Zweck erreicht ist! Mag sein, daß das bessere Gefühl in dem Schah dermalen die Oberhand gewonnen hat, ich will es ihm und Persien wünschen; doch die Augen bringt dies nicht zurück und die Zeit zur Ueberlegung der That kann ihm nicht gemangelt haben; dermalen lebten diese beiden Prinzen in Gom.

Naphtha.

In Schahgajy lernte ich zuerst die Verwendung des Naphtha als Brennmaterial zur Beleuchtung kennen, zu welchem Zwecke es hier in der ganzen Landschaft verwendet wird und in Lederschläuche, oder wol richtiger gesagt in Häute gefüllt, in den Handel kommt. Um sich des Naphtha zur Beleuchtung zu bedienen, wendet man eine Art Thonlampe an, die ganz an die antike Form erinnert, mit einer weiten Oeffnung wol ein Zoll im Durchmesser, in dem vorn sich etwas erhebenden Halse der Lampe. Angezündet brennt der Naphtha, ohne daß ein Docht angebracht ist, mit einer Flamme bis zu 8 und 10 Zoll Länge, unverlöscht durch den Luftzug, sodaß man auch im Freien nicht nöthig hat, dieselbe vor Zugluft zu schützen. Das Licht ist sehr hell und gefiel mir sehr, da mir dasselbe ermöglichte, bei dem offenen Zustande meines Lagerplatzes ungestört lesen und schreiben zu können. Man wendet zwar wol gegen die Beleuchtung mit Naphtha ein, daß sie einen unangenehmen Geruch verursache; mag sein, daß dies bemerkbar und störend wird im geschlossenen Raume; hier, wie die Naphtha

brannte, bemerkte ich nichts der Art und fühlte vielmehr den Wunsch, stets diese Beleuchtung benutzen zu können. Die Ausgabe für Lampe und Naphtha für die ganze Nacht betrug aber nur 15 Pais oder 0,15 eines Karon, somit gleich 15 Pfennigen, und würde den Eingeborenen wol noch weniger zu stehen kommen.

Turkomannen.

Wer hätte nicht und wäre es allein durch Morier, dessen Wahrheit seiner Schilderung Persiens, sowie des Charakters seiner Bewohner uns hier auf jedem Schritte entgegentritt, von den Turkomannen gehört und ihren Raubzügen, die sie nach Persien unternehmen! Sie gehören offenbar zu einer der Landplagen Persiens, die dermalen jedoch etwas nachgelassen hat. Die so oft uns darüber zu Theil werdenden Erzählungen heben meist alle die Wagnisse der Turkomannen, um Menschen zu rauben, hervor, wie die Vortrefflichkeit ihrer Pferde, deren Dauer und Schnelligkeit die der persischen weit übertrifft. Unter den vielen derartigen Mittheilungen, die mir wurden, interessirten mich die Angaben eines Persers, den ich von Indien nach Persien mitgebracht, der selbst Gefangener der Turkomannen gewesen war und diese Zeit als eine durchaus unerfreuliche für ihn beschrieb, über die Art und Weise, wie die Turkomannen bei ihren Chupaos oder Raubzügen die Gefangenen fortschaffen. Er gab nämlich an, daß die Turkomannen zu diesem Zwecke dem Gefangenen unter dem Knochen, der von

der Brust nach den Schultern geht, durchstießen, um einen Riemen, durch diese gemachte Oeffnung durchziehend, an diesen Knochen anzuschlingen; dieser Riemen werde dann entweder an den Sattel befestigt oder in der Hand gehalten und der Gefangene so genöthigt, Schritt zu halten. Die Erzählung ist aus dem Munde eines Persers, doch gewinnt dieselbe an Glaubwürdigkeit durch eine Schmarre, die der Erzähler, Hadschi Bostam, mir an der bezeichneten Stelle an sich zeigte, von der er angab, daß sie von jenem Experimente herrühre.

Was die Pferde der Turkomannen anlangt, die, wie allen Denen, welche jene Länder kennen, wohl bekannt ist, über den arabischen stehen und eine von den letztern ganz abweichende Race sind, so stehen dieselben, namentlich bei den Turkomannen, selbst sehr hoch im Preise, was die bessern derselben betrifft. Diese Pferde sind groß und geben den englischen Pferden an Größe durchaus nichts nach; der Turkomanne trainirt aber, wie bekannt, sein Pferd trotz des besten englischen Grooms, und wir sehen so Leistungen dieser Pferde bei Veranlassung jener Chupaos, die das Möglichste zu nennen sein dürften, was ein Pferd zu leisten vermag. In wie weit die Sage hinsichtlich der Abstammung und Zucht von wilden Pferdehengsten der Pferderace der chinesischen Grenztartarei, der sogenannten himmlischen Pferde, welche unter den turkomannischen Pferden das sein dürfte, was bei den Arabern das

Nedschdpferd, Glauben verdient, so enthalte ich mich hier weiterer Muthmaßungen darüber. Sicher ist, daß die Pferde der Turkomannen von vorzüglicher Güte sind, und das, was von diesen den Europäern bekannt wurde, dürfte kaum das Beste ihrer Pferde sein; übrigens unterscheiden die Turkomannen wie die Afghanen zwischen Reitpferden und Packpferden, oder besser bezeichnet, um mich des persisch-turkomannischen Ausdrucks nicht zu bedienen, Pferde und Ponys.

Nach Teheran werden einzelne dergleichen Turkomannenpferde gebracht und auf Verlangen verschafft. Bei dem englischen Gesandten Colonel Shiel und bei Colonel Farrant sah ich mehre derselben und war namentlich Ersterer im Besitze mehrer hochgeschätzter Turkomannenpferde. Diese gaben an Größe den englischen Pferden nichts nach, hatten aber, nach meinem Geschmacke, etwas zu viel Körper im Vergleich ihrer Füße, womit ich hierbei nur mein Urtheil im Vergleich zu arabischen Pferden im Auge habe, die mir in dieser Hinsicht proportionirter erscheinen. Ob dieselben sich so zeigen wegen des guten Futters ohne Arbeit, was ich glauben möchte, will ich nicht entscheiden; daß diese Pferde aber ungemein viel leisten müssen, daran, glaube ich, kann man nicht zweifeln, wenn man die Pferde sieht. Die Preise derselben in Teheran sind zwar hoch, doch durchaus nicht übertrieben und würden sich Turkomannenpferde einzeln auch wol zur Noth mit Vortheil in Europa einführen lassen.

Raubanfall.

Eines Tages passirten wir mehre Lager der Illioten- (oder Illis-) Kurden, Nomaden, denen die Unsicherheit des Weges zum großen Theile zugeschrieben wurde, obgleich man mich so wenig als mein Gepäck aufhielt. Ich war dem Gepäck vorausgeritten; als meine Leute mit diesem ankamen, wußten sie in ihren Erzählungen kein Ende zu finden, ob all der Gefahren, an denen sie glücklich vorbeigeschifft. Man versicherte, an jedem Zelte ausgefragt worden zu sein über das Woher? und Wohin? und dergleichen mehr. Mit meinem Gepäck und meinen Leuten kam ein anderer Reisender, ein Perser, in der Karawanserai an, der versicherte von den Kurden ausgeraubt worden zu sein. Meine Leute hatten den Vorfall nicht in der Nähe angesehen, der Reiter war ihnen nachgeritten gekommen, anscheinend um sich ihnen anzuschließen; doch ehe er sie erreichte, war er aufgehalten worden und sie hatten nur gesehen, daß einiger Aufenthalt ihm verursacht worden sei, sie hatten ihren Weg verfolgt, ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen, bis er dann später nachkam. Der Mann war

höchst unzufrieden mit den Kurden und führte bei dem Schaykh des Dorfes Klage gegen den Thäter, den er zu bezeichnen wußte und denselben kenntlich machte, indem er angab, daß dessen Zelt an dem schwarzen Steine gelegen sei, eine Bezeichnung, die hier, wo eine karge Vegetation zu finden, die Stelle der Landmarken vertritt, so wie man bei uns etwa sagen würde, bei diesem oder jenem Baume. Der Schaykh des Dorfes versprach sein Bestes zu thun um das entwendete Eigenthum des Klägers herbeizuschaffen. Der ganze Vorfall bewies mir übrigens wiederholt, daß in den ungleich meisten Fällen diese Beraubungen einen äußerst gemüthlichen Charakter tragen und von Mord und Tod, Waffen und Gefängniß meist nicht die Rede ist. Es scheint übrigens, als ob vorzugsweise die Bewohner der Ebene von Räubern und dergleichen träumen, sobald sie sich in die Gebirge begeben. Ich gebe zu, daß der Bewohner der Berge vielleicht vorzugsweise sein Wegerecht, wie er es ansehen mag, ausübt, wie er im Allgemeinen unternehmender, rascher, entschlossener ist als der Bewohner der Ebene; aber selten kann ich mich auch erinnern in ähnlichen Verhältnissen Gebirgszüge passirt zu haben, ohne daß die Ohren meiner Leute straff angezogen gewesen wären.

Die Hirtenstämme Persiens und ihre Teppiche.

Der hohe Gebirgszug, der nördlich von Schiraz beginnt und in der Richtung von Nordwest sich gegen Kermanshah erstreckt, ist die Heimat der persischen Hirtenvölker, jener Stämme, die aus der ältesten Zeit in ihren patriarchalischen Verhältnissen, wie noch heute, wenn auch nicht ungestört, doch unverdrängt hier gelebt haben, bekannt unter dem Namen von Bakhtiaren und Illioten. Diese Hirtenstämme, deren Viehzucht sich auf Schafe und Ziegen vorzugsweise beschränkt, die aber auch Pferde, Maulthiere und Esel besitzen, bewohnen für die wärmern Monate ihre Gebirge und weiden daselbst ihre Heerden, wo es ihnen auch meist nicht an Wohnungen gebricht, bis Kälte und Schnee sie nöthigen, in die niedern Gebirge herabzukommen und sie dann die Weidegründe Persiens aufsuchen, die milder gelegen und unbenutzt sind. Hier bleiben sie, den Aufenthalt wechselnd, je nachdem der Futtervorrath oder Mangel sie zum Bleiben oder Weiterziehen bestimmt, bis sie im Früh-

jahre auf ihre Berge und ihre reichen Gebirgsweiden zurückkehren. Meist nehmen sie ihre Richtung, in die niedern Gegenden herabkommend, nach einer der Hauptstädte des Landes hin, als Schiraz, Ispahan, Teheran u. s. w., und benutzen ihre Anwesenheit in der Nähe dieser Orte, um das einzukaufen an Stoffen und Geräthschaften, was ihnen wünschenswerth von Dingen, welche ihnen ihr Gebirge nicht bietet; anderntheils aber entäußern sie sich zum Theil zum Behufe ihrer zu machenden Einkäufe bei dieser Gelegenheit desjenigen Viehes, was sie zu verkaufen Willens, ingleichen auch der Arbeiten in Wollenteppichen und Webereien, die sie zu eigenem Gebrauche nicht benöthigt sind, bei welchem letztern Handel meist ganz besonders die Frauen betheiligt, da diese die Weberinnen der Teppiche und Stoffe sind.

Diese Teppiche, die einen weit verbreiteten Namen gefunden haben, bekannt unter der Bezeichnung von persischen Teppichen, sind eines der vorzüglichsten Fabrikate des Landes. Die Verfertigung derselben ist ganz Handarbeit, ohne daß irgend eine Maschine d. h. Webestuhl oder dergleichen dabei verwendet würde, man müßte denn ein paar Stöcke, die mittels Schnuren befestigt sind und dazu dienen, um je nach Wunsche der Arbeiterin die Fäden voneinander zu entfernen, als solchen ansehen. Die Teppiche, die besten nämlich, sind aus Wolle, waren sonst d. h. in alter Zeit alle aus Wolle, und nur erst in neuern Zeiten beginnt man eine Verschlechterung der Waare

zu bemerken, indem man anfängt zu den langlaufenden Fäden, dem Aufzuge, Baumwolle zu benutzen. Diese Anwendung der Baumwolle zu dem Aufzuge bei den Teppichen hat den Nachtheil, dem Teppich eine geringere Haltbarkeit zu verleihen. Der Teppich, wie derselbe im Orient gebraucht wird, oft auf feuchtem Fußboden liegend und vorzugsweise wenigstens oft auf bloßer Erde, bekommt eine gewisse Feuchtigkeit von unten, die, sofern Baumwolle im Teppiche ist, diesen leicht morsch werden läßt, wobei der Teppich natürlich zerreißt. Ist dagegen Alles Wolle und Ziegenhaar, so ist dieser Uebelstand des Verderbens und folgenden Zerreißens nicht so zu fürchten, und wirklich gute Teppiche können nach der allgemeinen Versicherung und Ansicht hundert Jahre und darüber alt werden, ohne an Güte, Farbe, überhaupt an äußerm Ansehen viel verloren zu haben.

Die ganze Fabrikation der Teppiche ist übrigens so individuell, daß man fast bei jeder Familie der Hirtenstämme einzelne Abweichungen bemerkt und die Güte der Teppiche ebenso vielen Nuancen unterworfen ist. Die ganze Arbeit ist außer der Erfahrung in Behandlung der Farben der Wolle und dergleichen allein von dem Geschmacke, Fleiße, wie Geschicke der Verfertigerin abhängend, denn alle die verschiedenen Muster- und Farbenwahlen sind ganz die Folgen des Geschmackes; man bindet sich bei der Arbeit an kein Muster, und mit Ausnahme besonderer Fälle wird man keinen Teppich dem andern gleich finden.

Wenn so schon im Allgemeinen die Teppiche verschieden in den verschiedenen Gegenden Persiens ausfallen je nach der Verschiedenheit des dazu verwendeten Materials oder je nach den, durch den in verschiedenen Gegenden verschiedenen Gebrauch bedingten Abweichungen in der Art der Arbeit, so sind dieselben im Besondern auch je nach der Individualität der Arbeiterinnen verschieden, sodaß man zwischen den Arbeiten dieser und jener Familie zu unterscheiden hat, und so auf die Teppiche gewisser Familien besonderer Werth wegen der Güte ihrer Arbeit gelegt wird. In den südlichen Gegenden Persiens sowie in den weniger dem Handel mit Europa zugänglichen oder ich möchte lieber sagen abgeschlossenen Districten, sind die Teppiche im Allgemeinen durchgängig besser als in den Gegenden, wo der Handel mit Teppichen nach Europa stattfindet, was einestheils darin begründet zu sein scheint, daß die Einkäufer die Güte der Sache nicht zu beurtheilen vermögen und die Empfänger und Abnehmer in Europa gar keine Kenntniß und Idee davon haben; anderntheils aber in dem Verlangen nach Billigkeit der Waaren zu suchen ist. Der Kaufmann, der nach Europa, Konstantinopel inbegriffen, Smyrna u. s. w. mit Teppichen handelt, hat mit einem Publicum zu thun, welches die Sache, wie gesagt, nicht kennt, und ihm gilt es somit ganz gleich, ob der Teppich haltbar ist oder nicht; im Gegentheil, ganz nach europäischen Begriffen, gewinnt nur der Handel, je schneller die

Sache zerreißt. In diesen Gegenden sehen wir somit die Verfertigerinnen von Teppichen aus diesem Umstande Nutzen ziehen, indem sie Baumwolle als Aufzug verwenden. Dieser Handel schadet übrigens der Güte der Teppiche nicht nur, sondern auch der Schönheit der Originalität derselben, indem man schon sehr anfängt, die Teppiche nach europäischen Mustern zu arbeiten, d. h. nach einem falsch verstandenen europäischen Geschmacke. Der Handel der Teppiche für Europa ist vielfach in den Händen von Leuten, die, Asiaten oder Europäer, gleichwol auf einer Stufe der Bildung stehen, die ihnen nicht erlaubt, die Unrichtigkeit ihres Geschmackes zu erkennen; man will mehr Absatz, man hofft durch dieses Mittel diesen zu erreichen, und so sehen wir sie dann zu diesem ganz verkehrtem Auswege schreiten und Teppiche zum Verkaufe gebracht, die nach europäischen buntgedruckten Kattunen gearbeitet sind. Ein gegenseitiges Entgegenkommen und eine gegenseitige Täuschung! Der europäische Kattunfabrikant, der levantiner Kaufmann, ein Grieche meist, der vom Orient selbst weniger kennt als der Deutsche, was wol zugestanden viel sagen will, sucht nach seiner Imagination den Geschmack der Orientalen zu treffen in seinem nach Persien geschickten Fabrikate, und dieses erscheint dem Bakhtiaren und Illioten das Neueste des europäischen Geschmackes, nach welchem er seine Teppiche fertigt, um den europäischen Geschmack zu treffen. Das Falsche der Maßregel wird mit der Zeit sich heraus-

stellen und mit einer umsichtigern, beurtheilungsfähigern Handelswelt einst dieser Einfluß wieder verschwinden. Die Verfertigung der Teppiche ist, wie erwähnt, die Arbeit der Frauen; die Wolle und das Ziegenhaar, zu den Teppichen verwendet, wird von denselben Frauen gesponnen und hierauf gefärbt, wozu sie selbst die Farben bereiten und die Haltbarkeit, die Lebhaftigkeit und der Glanz derselben dafür ein Beweis ist, daß sie dies verstehen. Nachdem die Wolle gesponnen und gefärbt, ist zuvörderst der Aufzug nöthig. Zu diesem Zwecke werden über zwei befestigte Querhölzer die Langfäden gezogen und dazu vorzugsweise Ziegenhaare natürlicher Farbe gewählt, als die fester haltbaren. Nachdem dieser Aufzug, dem man die Länge, die der Teppich bekommen soll, ingleichen die verlangte Breite gegeben hat, gemacht ist, wird meist als Anfang mit einem Streifen glatt, mit bunter Wolle eingewebt, begonnen und später auch mit einem dergleichen Streifen geschlossen. Ist dieser erste Streifen fertig, so beginnt die eigentliche Arbeit des Teppichs, zu welchem Zwecke die verschiedenen gefärbten Wollfäden, wie das Muster, was man sich vorgenommen hat auszuführen, verlangt, je einzeln bei jedem Doppelfaden des Aufzugs mittels eines eigenthümlichen Knotens umschlungen und abgeschnitten werden, in der Länge als die sammetartige Fläche des Teppichs werden soll. In dieser Weise wird querüber Faden für Faden umschlungen, worauf mittels eines kammartig geschnittenen Holzes die Arbeit

festgeschlagen wird. Alle diese Arbeiten geschehen mit der Hand, ohne irgend eine Maschinerie. Auf dem Boden im Zelte aufgespannt, sieht man die Frauen auf diesen Teppichen sitzend, ihre Arbeit verfolgen, und je nach der Breite des Teppichs und der Zahl der theilnehmenden Arbeiterinnen eine oder mehre Frauen beschäftigt. Dabei, wie oben bemerkt, dient ihnen kein Muster, sondern ist ihr Geschmack die einzige Richtschnur, die sie zu Rathe ziehen und man kann sagen, daß sie so mit bunten Farben zeichnen und malen. Daß ihr Geschmack kein schlechter und gewiß alle Anerkennung verdient, beweist der Beifall, den ihre bessern Arbeiten in Europa allgemein gefunden haben.

Der Orientale liebt vorzugsweise lebhafte Farben, womit nicht gesagt ist, daß alles roth und gelb sein muß, um ihm zu gefallen, sondern dies so zu verstehen ist, daß lebhafte kräftige Farben von ihm gesucht sind, und man findet so in den Teppichen die mannichfaltigsten, verschiedensten Farben, die jedoch immer so gewählt sind, um einen guten Effect zu machen, was nicht mit grellen zu verwechseln ist; denn man soll durchaus nicht glauben, daß der Asiate die Farben soviel als möglich recht verschieden nebeneinander stellt, wir finden im Gegentheil sehr viele Farben nebeneinander, die sich sehr nahe stehen; nur schattirt der Orientale nicht, was der Europäer vorzugsweise thut, und richtet vielmehr sein Augenmerk auf die scharfe, bestimmte Figur der Zeichnung.

Die Güte der Teppiche beurtheilt sich, nächst der Zuthat, nach der Dichtheit der Arbeit, und pflegt der Perser zu sagen, daß die Probe für einen guten Teppich die sei, wenn derselbe durch eine daraufgelegte brennende Kohle nicht verbrenne und man keinen Brandfleck sehe, wenn die Kohle beseitigt. So sonderbar dies klingen mag, so ist doch viel Wahres in dieser Angabe und den Beweis dafür liefert der Versuch. Es versteht sich von selbst, daß der Teppich nicht als Kohlenpfanne benutzt werden kann und ist hier eben nur von einer Kohle die Rede, wie sie im Verlaufe des Tages bei den Orientalen oft auf den Teppich aus Pfeife oder Kalyan fallen dürfte. Eine Kohle von der Größe einer mittlern Flintenkugel, die aber in voller Glut sein mag, wird, auf den Teppich geworfen, verkühlend nur eine kleine Vertiefung von lichtbrauner Farbe zurücklassen, was allerdings die Wirkung des Verbrennens der emporstehenden Wollfäden ist; reibt man jedoch diese Stelle nur wenig mit dem Nagel, so lösen sich diese braunen Spitzchen der Wolle und dieselbe zeigt sich wieder vollkommen in ihrer vorherigen Schönheit der Farbe.

Daß die Wolle an und für sich schlecht brennt, ist bekannt; wenn somit der Teppich recht dicht und fest gearbeitet ist, so stehen die einzelnen Fäden der Wolle so dicht aneinander, daß die Kohle nur auf die äußersten Spitzen, den verticalen Durchschnitt des Fadens, zu liegen kommt, hier zwar etwas sengt, doch keinen Schaden verursacht, insofern der wirklich ver-

ursachte sofort unbemerkbar gemacht wird. Anders ist dies mit den los und locker gearbeiteten Teppichen; hier sengt die Kohle um so mehr, als die Fäden weniger dicht aneinander stehen, was namentlich bei den Teppichen sehr auffallen wird, wo die Wollfäden einestheils nicht dicht und anderntheils, um Alles zu decken, etwas länger sind, wo sodann schon, wenn ein oder einige Wollfäden durchgebrannt sind, der Schaden für die ganze Fläche vorhanden, die zu decken diese Fäden dienten, wo aber im erstern Falle der Faden nur die Fläche, die sein Durchschnitt einnimmt, preisgibt, was, wenn in seiner Höhe soviel als ein Faden Durchschnittsstärke abbrennt, keinen erheblichen Unterschied für das Ansehen des Teppichs bewirkt.

Es herrscht unter den persischen Teppichen, wie gesagt, eine große Verschiedenheit und lassen sich dieselben je nach den Gegenden, wo sie verfertigt werden, und nach den Hirtenstämmen und Familien, die sie verfertigen, in verschiedene Classen theilen. Die besten Teppiche, die man in Persien wenigstens als solche ansieht, werden bei den Turkomannen gemacht. Alles bisher Gesagte bezieht sich übrigens lediglich auf die rauchen Teppiche, die nach Art des Sammets geschoren sich zeigen. Außer diesen Teppichen werden nun aber auch glatte wollene Decken und Teppiche gemacht, die mit Mustern durchwebt sind. Dieses Fabrikat, wiewol dasselbe in Persien in Handel kommt, wird meines Wissens in Persien nicht

fabricirt, wenigstens sah ich die Anfertigung desselben nicht, wol aber finden wir sie häufiger verfertigt unter den Kurdenstämmen der nördlichen Grenze Persiens in der asiatischen Türkei. Diese Teppiche sind weit billiger und leichter, aber wenn auch lange haltend, doch ungleich geringer an Dauer als jene. Wiewol sie jenen an Güte und Haltbarkeit durchaus nicht gleichkommen, zeigen sie doch meist gute Farben und gute Wolle, der es nicht an Glanz fehlen würde, sofern die Teppiche nach Art jener gearbeitet wären.

Werth der Teppiche für die Orientalen.

Der Teppich ist ein wesentlicher Gegenstand des Comforts in der Einrichtung eines Orientalen. Ein Haus ohne Schmuck, einfach in Wänden und Einrichtung, wird der Morgenländer durch einige schöne Teppiche schnell zu einer Wohnlichkeit und Heimlichkeit umzustalten wissen, die, möchte man sagen, nichts zu wünschen übrig läßt, wenigstens im Oriente will ich beisetzen, um mich gegen Einwürfe zu sichern, wo der Mensch an und für sich einfacher ist und lebt, und mehr im Genusse der schönen Natur schwelgt, als in dem schöner Nippes und ähnlicher Dinge. Der Orientale im Vergleiche zu dem Europäer weniger, ja fast gar nicht der Mode unterworfen, bedarf in seiner Einrichtung Dinge, die mit dem ihm zusagenden schönen Aeußern und Farbenschmucke Haltbarkeit verbinden, eine Haltbarkeit, die den Strapazen der Reisen im Oriente widersteht. Heute durchnäßt, von der Sonne gebrannt, hier vom Gepäck gerieben und dort als Gepäckumschlag benutzt und dergleichen; mit festen, groben Stricken an einem der Sättel angeschnürt, bald hier an einem Aste hängen bleibend, dort an einen

Stein hinanstreifend, geht der gute Teppich aus allen diesen Proben anscheinend nur immer schöner und glänzender hervor. Der gute Teppich gleicht dem Manne von Gehalt, dessen Vorzüge erst recht hervortreten, jemehr von ihm verlangt wird.

Ein verlassenes Haus, wo jahrelang Wind und Wetter frei hinein- und herauszogen, wird, wenn der Reisende genöthigt ist hier seinen Aufenthalt aufzuschlagen, mit einigen Teppichen schnell zu einem orientalischen Prunkzimmer umgeschaffen. Ohne zu flecken, ohne zu zerreißen, ohne sich abzunutzen, wird der gute Teppich mit uns alt, und wenn unsere Haare mit den Jahren bleichen, so scheint ihm das Alter nur noch mehr Glanz zu verleihen.

Der Teppich ist im Oriente ein Aushängeschild für den respectabeln Mann, ein schöner Teppich ausgebreitet, verfehlt nicht seine Wirkung zu thun; man naht sich mit Höflichkeit, unter Beobachtung der landesüblichen Formen; oft, wenn bei Veranlassung von Streitigkeiten — das heißt im Oriente unter hundert Fällen alle mal soviel als: Versuch durch ungebührliches Benehmen einen Gewinn von uns zu erzwingen — der sich zu dieser oder jener Behörde des Ortes zählende ungezogene Flegel mir durch unverschämte Anfoderungen zu imponiren beabsichtigte, so mußte ich immer lachen, zu sehen, wie diese Manier sich nur bis an den Rand des Teppichs erstreckte. Was steht der Mann? Was sah er? Einen Drudenfuß, den er zu überschreiten fürchtet? Ach nein,

er sah den Teppich nur! Der Teppich ist ein Freihafen, in dem wir stehen, ein heiliger Kreis um uns; überschreitet er diesen ohne Rücksicht, so ist das eine offene Beleidigung, der man Alles entgegensetzen darf. Es ist eine offene Kriegserklärung den Teppich rücksichtslos zu überschreiten, die meist, wenn nicht alles Recht gegen uns ist, immer zum Nachtheil des die Form Verletzenden ausfallen wird. Am Teppich steht der Mann still und überlegt, er kann nicht anders, er muß stillstehen, er muß eingeladen werden näher zu treten, ist er der Ehre werth und will man ihm die Ehre erweisen; er muß die Schuhe vor dem Teppiche ausziehen und mit Ablegung dieser läßt der Orientale auch seinen Muth stehen, er weiß zu gut, daß es schlüpfrige Boden gibt und daß er jetzt auf einem dergleichen stehen könnte. Der Muth ist gebrochen und die Convenienz beginnt unter Berücksichtigung des äußern Anstandes.

Sowie der Orientale vom Pferde steigt, so ist der erste zu vollziehende Dienst, daß ein Diener den Teppich ausbreitet, ein Geschäft, von dem eine eigene Dienerclasse, die Ferasch (Teppichbreiter), ihre Benennung entlehnen. Vor dem Mulla, der in der Moschee den Koran liest, wird ein besonders zu diesem Dienste bestimmter Teppich ausgebreitet, und vor dem Herrn, der sein Gebet verrichtet, legt der Diener erst den Gebetteppich hin. Einer der wesentlichsten Gegenstände bei Brautgeschenken oder Ausstattungen der Braut sind Teppiche, eine Sitte, die auch bei den

Christen des Morgenlandes im Gebrauche ist, wo das junge christliche Brautpaar auf einem neuen Teppiche getraut wird, insofern die Mittel dies erlauben. Dem Europäer möchte es weniger zusagen und namentlich den luxuriosen Städtern, sollten sie mit ihren Meublesüberzügen vom ersten Tage bis an ihr, Gott gebe, seliges Ende haushalten; doch für den Orientalen ist, wie ich oben bemerkte, die Haltbarkeit ein wesentlicher Punkt. Orientalen, die sich mit dem Gedanken eines plötzlichen Verlustes immer vertraut machen, wenden nicht zu viel auf derlei Einrichtungen, um so weniger als es die Landessitte nicht mit sich bringt, daß sie in ihren Zimmern öfter Gäste zu sehen haben, und bei dem Mohammedaner nur die Zimmer der Frauen, die Senana, besser eingerichtet sind, wo, wie gesagt, nicht Neuheit, wie in Europa, sondern Güte der Stoffe der größte Luxus ist.

Sitte, Geschenke zu machen im Orient.

Der größere Theil der Bevölkerung von Berasgoon hatte den Ort verlassen, um nicht die Abgaben an den neuen interimistischen Gouverneur von Buschir, Bhaker-Khan zu zahlen. Die Einwohner weigerten sich Bhaker-Khan unterthänig zu sein und verlangten ihrer Schaykhfamilie, Russel, der sie nun schon Hunderte von Jahren angehört, auch ferner untergeben zu sein und keiner andern. Sie brachten ihre Familien in die Berge und zündeten ihre Felder an; nur die hier zahlreichen Juden waren zurückgeblieben.

Bhaker-Khan kam in Begleitung seines Onkels zu mir und brachte nach Landessitte ein Geschenk von Ziegen, Hühnern, Eiern und dergleichen mit; doch verweigerte ich dessen Annahme, denn wenn dergleichen Geschenke mit Gegengeschenken im baaren Gelde an die Dienerschaft, d. h. die Ueberbringer, nicht nur ausgeglichen, sondern von jedem billig denkenden Europäer wol meist reichlich bezahlt werden, so glaubte ich doch, nach einigen in Buschir gefallenen Aeußerungen, den richtigen Weg einzuschlagen,

um jede Misdeutung zu umgehen, indem ich diese Sachen zurückwies, wiewol dies nach der Sitte des Landes eine große Beleidigung ist und, so zu sagen, das Ganze mehr auf eine Begünstigung und Vortheil für die beiderseitige Dienerschaft hinausläuft, da der Empfänger der Naturalgeschenke diese doch nicht consumiren kann, d. h. im höchsten Falle nur soviel zu sich nimmt, bis er satt ist; die Diener des andern Herrn aber auf Kosten desselben einmal Geld in die Hände bekommen, was auf directem Wege aus des Herrn Hände ihnen nicht leicht zufließt; dieser aber, der erste Geber, findet seinen Stolz vorzugsweise bei dieser Gelegenheit geschmeichelt, da Gastfreiheit und was damit in Verbindung steht, dem Orientalen als erste Pflicht und schöne Tugend erscheint, wo bei gegenseitigem Entgegenkommen die Dienerschaft nicht versäumen wird ihm reichlichen Weihrauch zu streuen, und malt sich ihm nächstdem die Aussicht mit glänzenden Farben, wie die reisende Dienerschaft sein Lob in aller Herren Ländern, wenigstens in allen benachbarten Quartieren, erzählen werde, was wiederum auch wirklich geschehen wird, insofern man, auf die Eitelkeit bauend, hofft, Andere werden nicht hinter der Freigebigkeit jener Helden der Erzählung zurückbleiben wollen. Ich wies, wie gesagt, die Geschenke zurück, was mit andern Worten soviel sagen will, als: ich schäme mich deiner Freundschaft mich zu rühmen und mit dir in irgend freundliche Berührung zu kommen, eine Erklärung, die,

so wenig ich persönlich dazu Ursache hatte, mir gleichwol nicht schwer erschien, als der Mensch so gern, ohne Näheres zu kennen, nach dem ersten Anschein Partei ergreift gegen den, der, wie hier, eine Bevölkerung zu solchen Schritten drängt, als es mit der zu Berasgoon der Fall war.

Der Hufschmied von Kamareg.

In Kamareg fand sich keine Karawanserai, doch war ein Hufschmied hier, ein Mann, der sich nicht umsonst hier aufhielt und daselbst unter dem dunkeln Mantel der Nacht, ohne Licht, seinem Handwerke vorsteht. Das Pferd, welches ich geritten, hatte ein Eisen verloren und dieses sollte in Kamareg aufgeschlagen werden; nicht wenig war ich aber verwundert, als ich, nachdem es vollkommen dunkel geworden, klopfen und klopfen hörte und zur Stelle gehend, den Hufschmied in voller Beschäftigung fand, ohne daß er eines Lichtes bedurfte, oder eines andern Mannes, um ihm den Fuß des Pferdes emporzuhalten. Er hatte, wie sich erwies, die Kunst nicht umsonst gelernt, denn anstatt ein Eisen hatte er in der kürzesten Zeit drei Eisen aufgeschlagen, und gut, daß ich dazu kam und der Sache Einhalt thun konnte, andern Falls dürften vor Mitternacht sämmtliche Eisen meiner Pferde gewechselt gewesen sein. Als Zugabe fürchtete ich übrigens mein Pferd vernagelt zu sehen, allein dies war nicht der Fall und somit kann man dem Manne wenigstens seine Geschicklichkeit nicht absprechen.

Ich glaube alle Hufschmiede des Orients verstehen ihr Handwerk überaus gut; ich habe schon in Indien die Leute oft bewundert, wie einfach sie sich zu helfen wissen und wie viel besser die Pferde sich dabei zu befinden scheinen; doch wenn sie an Geschicklichkeit ihre Collegen in Europa übertreffen, so übertreffen sie dieselbe auch an Ehrgefühl für ihr Geschäft, denn es ist nicht nur keine Seltenheit, sondern eine oft vorkommende Thatsache, daß die Hufschmiede ihr Zeichen auf die Hufeisen schlagen, wie bei uns der Messerschmied sein Zeichen den Messern aufdrückt, und manche Schmiede, die besondere Anerkennung gefunden, finden ihr Zeichen in einem weiten Kreise bekannt.

Der Katterji.

Ich hatte in Teheran einen Maulthiertreiber (Katterji) gemiethet, oder besser zu sprechen: von Diesem Maulthiere, um mein Gepäck von Teheran über Rescht nach Tabriz zu bringen. Ueber die einzelnen Punkte des gegenseitigen Uebereinkommens, war ein Contract ausgefertigt, der, von dem Katterji unterschrieben, sich in meinen Händen befand. Diese einzelnen Bestimmungen waren, daß mir neun Maulthiere überlassen blieben zur Fortschaffung meines Gepäckes u. s. w., wovon jedes mit dem üblichen Gewichte belastet werden konnte, was nämlich 40 Tabriz-Man für jedes Thier beträgt. Er hatte mein Gepäck in zehn Tagen nach Rescht zu schaffen, wenn nicht von meiner Seite Verzögerung gewünscht d. h. verlangt wurde. Für diese Maulthiere erhielt er täglich für jedes Stück 1 Karon und für jeden Tag, wo auf mein Verlangen gerastet, d. h. die Reise nicht fortgesetzt wurde, die Hälfte, somit 50 Pais für jedes Maulthier. Der Maulthiertreiber hatte in Teheran eine Vorauszahlung empfangen von 90 Karon, was den Betrag für die ganze Reise bis Rescht ausmachte, sofern nicht auf

mein Verlangen Verzögerungen eintraten; ferner hatte er auf seine Bitten noch einen Vorschuß von 50 Karon erhalten, um, wie er sagte, noch einige Einkäufe zu machen und so einige Sachen für sich mitzunehmen, um einen Gewinn daraus zu erzielen, mir aber versprechend, um so aufmerksamer, williger und dienstlicher in jeder Art sich erweisen zu wollen. Schöne Worte, die jedoch soviel bewiesen, daß ich zu diesem Vorschusse nicht verpflichtet und derselbe offenbar ein freundliches Zugeständniß meinerseits war. Am ersten Tage ging Alles vortrefflich, doch sehr bald verursachte er Störungen und in Kaswin rastete er einen Tag gegen meinen Willen, denn wenn ich auch später mir sagte, daß es mir angenehm gewesen einen Tag in Kaswin zu rasten, so war dieser Rasttag doch unbezweifelt gegen meinen Willen und Verlangen gehalten worden.

Im Verlaufe der Reise von Kaswin nach Rescht gab es wiederholte Schwierigkeiten mit dem Katterji, der jetzt mit jeder Stunde Weges näher an Ghilan sich mehr und mehr weigerte mein Gepäck dahin zu bringen. Kein Tag verging, ohne daß der Katterji zu lebhaften Streiten Veranlassung gegeben, die ihren Höhepunkt in Menjil erreicht zu haben schienen, wo er vielleicht mit meinem Mirza gemeinschaftlich hoffen mochte, nach seinem frühern Wunsche, auf den Weg nach Tabriz abzubeugen von der Straße nach Rescht, gegen welche er eine entschiedene Abneigung zeigte. Der Khan in Menjil war aber durchaus gegen ihn,

und so ging hier die Sache vielleicht weniger gut als er gehofft und die Reise wurde nach Rescht fortgesetzt. In Rescht angelangt war natürlich das erste Geschäft, nach Abladung des Gepäckes, den Maulthiertreiber zu entlassen, d. h. ihn aufzufodern, jenes ihm vorgeschossene Geld, was über den Betrag der ihm zukommenden Zahlung war, zurückzuerstatten; bis dahin wurden ein paar Maulthiere zurückbehalten innerhalb des Gehöftes meines Quartiers bei meinen Pferden. Dies war ungefähr die Lage der Sache, der eine Menge von Einzelheiten angehörten, die bald hier, bald da, nur bewiesen, wie der Katterji Alles darauf angelegt, um mich zu hintergehen, was nicht wenig beitrug böses Blut zu erregen und mich möglichst wach zu erhalten. Diese Angelegenheit nöthigte mich meinen anfänglich nur auf höchstens zwei Tage bestimmten Aufenthalt in Rescht zu verlängern. Der Katterji hatte das schuldige Geld nicht gezahlt, verlangte aber statt des Betrages von zehn Tagen bis Rescht, zwölf Tage vergütet für jedes Thier. Der Contract stellte gerade diesen Punkt fest und sprach von zehn Tagen, wenn nicht Versäumniß, Verzögerungen, Rasttage, auf mein besonderes Verlangen stattgefunden; dies war nicht der Fall gewesen, im Gegentheil ein Tag Verzögerung eingetreten auf ausdrückliches Verlangen des Katterji und somit war das Begehren einer Vergütung für zwölf Tage ein ganz unbegründetes. Die ganze Sache lag bis hierher eigentlich in den Händen des Mirza, welcher den

Katterji in Teheran angenommen, mit ihm den Handel abgeschlossen unter den Bedingungen, die der Contract aussprach, und auf dessen Verwendung ich dem Maulthiertreiber Vorauszahlung und Darlehn bewilligt hatte. Durch des Mirza Hände hatte derselbe von mir sein Geld erhalten und so war hier auch offenbar der Mirza derjenige, an den ich mich hielt; doch wie es eben geht, man wird verwickelt und muß verwickelt werden, wenn Andere etwas dabei gewinnen sollen.

In Rescht machte der Maulthiertreiber die beste Anwendung seiner Talente und brachte die Sache vor die Stadtgerichte. Der Maulthiertreiber stellte sich als der Arme, Getretene, Unterdrückte, dem Gewalt geschehen; der Stadtrichter, der hier Hadschi titulirt wurde, hatte die Sache angeblich dem Viertelsmeister übergeben, der sich bei mir einstellte, um die Differenz in Ordnung zu bringen. Der Viertelsmeister, begleitet von mehren Schreibern und beisitzenden Räthen, wurde mir angemeldet und mir zugleich in die Ohren geflüstert, es sei in der Sache des Katterji, daß die Herren erschienen, um dieselbe auszugleichen. Alle Formen der persischen Etikette berücksichtigend erschienen die Herren, man begrüßte sich, setzte sich und nach einigen gleichgültig gewechselten Worten kam man auf die Sache des Katterji. Da jedoch alle Versammlungen, hätten auch noch mehr weiße oder rothe Bärte darin figurirt, die Sache nicht ändern konnten, ich aber zu einer freiwilligen Verwilligung mich zwingen

zu lassen nicht geneigt war, somit bei meinen zugestandenen zehn Tagen verharrte und keine andere Auslegung der Sache zu finden, keine andere Lesart zu ermitteln war, schlug man mir vor einen Vergleich anzunehmen, von den von mir verwilligten zehn Tagen und den von dem Katterji verlangten zwölf Tagen das Mittel von elf Tagen vorschlagend. Als ich jedoch hierauf ebenso wenig einging, sondern einfach auf meinem guten Rechte verharrte, nahm der Herr Viertelsmeister eine Geldbörse heraus und offerirte den elften Tag aus seiner Tasche zu zahlen. Dies schien mir denn doch etwas zu stark zu sein, wenn für den Asiaten nicht, doch für den Europäer; ich brach die Sache ab und schien dies das beste Mittel gewesen zu sein, um schneller auf den richtigen Weg zu kommen. Natürlich hatte der Viertelsmeister seine Börse sofort wieder in die sichere Brusttasche versenkt, ohne gezahlt zu haben. Der Maulthiertreiber wurde aber angewiesen seinen Rückstand zu zahlen und als ich hierauf fragte, ob ich die Maulthiere nun wol verabfolgen könne, so war der Viertelsmeister doch offen genug zu sagen, daß der Maulthiertreiber ihm ein fremder Mensch sei, den er nicht kenne, also mit andern Worten, daß er es für weiser halte die Maulthiere zu behalten bis das Geld in meinen Händen sei. Die Versammlung entfernte sich, der Maulthiertreiber hatte sein Urtheil angehört, äußerlich in das Unvermeidliche sich fügend, innerlich mit dem Kopfe schüttelnd; zu zahlen bequemte er sich nicht,

angebend, daß er das Geld schaffen werde, doch dermalen keines bei sich habe.

Am Tage darauf versuchte der Maulthiertreiber das Maulthier, was als Sicherheit behalten worden war, mit Gewalt wegzunehmen. Der Versuch mislang, was ich der Zuverlässigkeit zweier meiner Diener zu verdanken hatte. Ich begab mich jetzt selbst zu dem Hakim, um die Sache nun jedenfalls zum Ende zu bringen, da alle bisherige Verhandlungen mit dem Katterji ohne Erfolg geblieben waren. Der Hakim erklärte, nach Durchlesung der verschiedenen Papiere, daß ich vollkommen in meinem Rechte sei, gleichfalls habe ich Recht gehabt, mich nicht vor dem Mulla zu stellen in dieser Angelegenheit, wie derselbe mir zugemuthet hatte, die Sache sei von so geringer Bedeutung, daß sie nie einen Fall abgeben könne, der vor den Mulla gehöre. Es wurde nach dem Maulthiertreiber geschickt, derselbe hatte sich versteckt und war nicht zu finden; der Hakim erklärte, meine Anwesenheit sei weiter nicht nöthig, die Sache solle abgemacht werden und zwar zu meiner Zufriedenheit. Wiewol die Angelegenheit mit dem Katterji nun beendigt geschienen haben dürfte, so fiel doch noch manches Wort und Gegenwort in dieser Sache und kam ich nicht eher zu dem erwünschten Ziele, bis ich meinen Mirza in Verantwortlichkeit gesetzt. Ich ging zurück nach meiner Wohnung, hoffte aber vergeblich, daß der Maulthiertreiber sich einstellen werde. Dagegen erschien ein Mann, gut von Aeußern, mit langem

Barte, angebend, daß er von dem Hakim geschickt sei, um meine Streitigkeit mit dem Maulthiertreiber abzumachen. Die gegenseitigen Erörterungen nahmen ihren Anfang, gelangten aber bald zu dem Punkte, daß ich erklärte, ich wolle nichts Weiteres hören, als was ich bereits gehört, und beharre darauf, mein mit dem Maulthiertreiber abzumachendes Geschäft übereinstimmend mit dem schriftlichen Contracte, den ich in Händen habe, abgemacht zu sehen; ich werde mich keinesfalls seinem Vorschlage fügen, nach welchem der Fall der Entscheidung von funfzehn darüber zu Gericht sitzenden Katterjis unterworfen werden sollte. Der angebliche Abgesandte des Hakim fiel hier aus seiner Rolle, wurde heftig und ging; es ergab sich, daß er ein Abgesandter der Katterjis war.

Meinen Mirza, der zugegen gewesen, als ich diese abschlägliche Antwort ertheilte und der ausdrücklich meinen Willen in dieser Hinsicht kannte, hatte ich darauf zu dem Hakim geschickt, um mir einen Ferasch von ihm auszubitten. Derselbe kam zurück und erzählte, daß er auf dem Wege zu dem Hakim den Katterji getroffen und ihn veranlaßt habe, mit ihm zu gehen; als sie jedoch das Haus des Hakim erreicht, habe sich der Katterji geweigert ihm weiter zu folgen, dagegen den Mirza aufgefodert mit ihm zu gehen, versichernd, er wolle ihn bezahlen, und zur Bekräftigung dessen habe er ihm zugleich zwölf Goldstücke gezeigt; er, der Mirza, sei dieser Lockung gefolgt in das Haus des Mulla, woselbst angelangt jedoch

der Katterji seine Sprache geändert und sich geweigert habe irgend etwas zurückzuzahlen, und er komme somit unverrichteter Sache zurück. Ich versicherte dem Mirza, daß ich mich am längsten mit dieser Angelegenheit beschäftigt hätte und daß ich ihm das Geld von seinem Lohne abziehen werde; übrigens möge er noch ein mal sich auf den Weg machen zu dem Hakim, um seinen für diesen erhaltenen Auftrag auszuführen. Der Mirza war kaum funfzehn Minuten fort, als er schon zurückkehrte und diesmal mit dem Gelde. Diese schnelle Beendigung der Sache, wo kurz vorher noch eine Menge Schwierigkeiten vorhanden schienen, bewies hinlänglich, daß der Mirza bei der ganzen Angelegenheit seine Hände im Spiele gehabt, sowie der ganze Vorfall mit allen seinen Einzelheiten einen Beitrag gibt zur Charakteristik des Volkslebens in Persien, wo die mannichfaltigsten Intriguen in allen Classen und Verhältnissen der Gesellschaft unaufhörlich thätig sind.

Des Gouverneurs von Ispahan Verordnungen und Jahresrechnungen mit seinen Beamten.

Der Gouverneur von Ispahan oder Mudum-ud-Dhaula ist ein Georgier von Geburt; auf Befehl Futteh-Alli-Schah's zum Eunuchen und Muselmann gemacht, indem er der armenischen Kirche angehörte, erhob er sich bald zum Liebling und Günstling Futteh-Alli-Schah's. In einer weiter vorgerückten Periode sehen wir ihn als Vezir des Reichs und dermalen als Gouverneur von Ispahan, der besten, reichsten Provinz Persiens. Bei einem Besuche, den ich dem Mudum-ud-Dhaula machte, fand ich ihn sehr höflich, von freundlichem Aeußern, mit dem Gesichte eines alten Weibes, umringt von seinen Rechnungsbeamten, die beschäftigt waren die Jahresrechnung zu schließen. Es war mir um so interessanter dabei gegenwärtig zu sein, als dies mich besser als alle Theorien überzeugte, wie die Sachen hier genau genommen und alle die Befehle, Ermächtigungen und Zahlungen einfach ausgeführt wurden. Es versteht sich von selbst wohl, daß die

Provinz in verschiedene Districte zerfällt, deren jeder sein Personal hat. Jede Verordnung, jede Anweisung, die von der Regierung ausgegeben wird, geht aber nicht nur an die betreffenden vorstehenden Beamten des Districts, dem die Sache angehört, sondern außer ihm müssen auch noch allen übrigen vorstehenden Beamten der verschiedenen Districte der Provinz, sowie allen verschiedenen Beamten der kleinen Bezirke, Abschriften zugehen. Es wird somit eine Controle hergestellt unter den verschiedenen Beamten, hinab bis auf die untergeordneten Personen, über die Verordnungen, so wirklich von der Regierung ausgehen, und zugleich eine einfache Controle geschaffen über das, was der Regierung in Rechnung zu bringen ist. Bei dieser Jahresberechnung nun werden alle diese Papiere, sowie sämmtliche Ausgaben, verglichen und danach erst jeder dieser Posten in die Hauptrechnnng aufgenommen, nachdem sämmtliche Abschriften übereinstimmend gefunden wurden, eine weise Vorsicht, da der Orientale viel zu fein ist, um, außer dieser Vorsicht, nicht seinen besondern Vortheil hier recht nahe zu suchen.

Transport des Eises und der Kohlenpfanne in Persien.

Das Eis ist in Persien ein viel verbrauchter Artikel und wird dessen Verwendung weiter ausgedehnt als man vermuthen sollte. Wenn man sieht, mit wie einfacher Kost der Perser auf der Reise sich begnügt, so muß man über den Luxus staunen, indem man bemerkt, wie man als etwas ganz Gewöhnliches, Eis auf der Reise mitzunehmen pflegt. Ueberhaupt hat in dieser Hinsicht der Perser etwas voraus vor andern ehrlichen Leuten, und wenn Andere Wasser mit sich führen, so nimmt er außer Eis auch eine brennende Kohlenpfanne mit, und zwar nicht in einem Wagen, deren es in Persien keine gibt, sondern Alles wird auf und von den Pferden fortgeschafft.

Was das Eis anlangt, so sollte man kaum glauben, daß dasselbe sich in der Hitze des Tages transportiren ließe, bei dem beschränkten Raume, den man dergleichen Gegenständen während einer Reise zu Pferde nur anweisen kann. Es ist der Gebrauch, daß man in Persien auf der Reise einen ledernen Eimer, Wassereimer, mit sich führt, zum Schöpfen des Wassers und

nach Befinden zum Tränken der Pferde. In diesen Ledersack oder Eimer pflegt man das Eis zum Transport zu legen, nachdem man vorher Bhussa oder klar getretenes Stroh, ähnlich dem Häcksel, hineingethan und das Eis gleicherweise, nachdem es hineingelegt worden, damit bedeckt hat. In dieser Weise, wenn das Eis, außerdem da, wo gelagert und wo es somit aus dem Eimer herausgenommen wird, gut in Obacht genommen, d. h. in Schatten gelegt wird, läßt sich dasselbe mehre Tage aufbewahren. Reisende, die mit größerm Trosse reisen und deren Bedarf um so bedeutender ist, führen natürlich das Eis in größerer Menge mit sich, und es wird in diesem Falle die Einrichtung besonders dazu getroffen sein, indem größere dazu bestimmte Ledersäcke oder Körbe benutzt werden u. s. w.

Dieser Transport des Eises mag jedoch immer nach eher gehen, als der der Kohlenpfanne, eine Obliegenheit, die dem Leibdiener, der die Nargile zu bedienen hat, zur Last fällt, und scheint es gewissermaßen zu dem Anstande des Persers zu gehören, daß er seinen Diener mit Wasser und Feuer hinter sich herreiten hat. Oft sehen wir einen einzelnen Perser von einem dergleichen Nachreiter gefolgt, wo aber ein persischer Herr mit mehren Dienern vorüberreitet, da fehlt gewiß das Kohlenbecken nicht. Dergleichen Kohlenbecken, was oben geschlossen ist, um das Verlieren des Feuers zu vermeiden, hängt an drei Ketten und ist an dem Sattel so befestigt, daß es in der

Mitte des Leibes vom Pferde etwas tief herabhängt; auf der andern Seite hängt in gleicher Weise an Riemen eine lederne Wasserflasche; vorn am Sattel hängt auf der einen Seite ein Beutel mit der Nargile, auf der andern ein dergleichen mit Taback und andern Gegenständen. So ausgerüstet mit den nöthigen Dingen für seinen Dienst, eilt der Diener seinem Herrn oft in schneller Gangart nach, wozu freilich ein Paßgang sich besser eignet, als ein Galopp; doch möchte ich glauben, daß das Pferd nicht immer ohne unangenehme Collisionen davon kommt.

Bazar Vakyl in Schiraz.

Wenn die Benennung Bazar so zu sagen in die europäischen Sprachen aufgenommen und somit eine genauere Bekanntschaft mit demselben vorausgesetzt werden muß, erlaube ich mir nicht sowol eine Beschreibung derselben zu geben, als vielmehr einen Blick auf die Bazars des Orients im Allgemeinen zu werfen, der vielleicht dem mit dem Oriente weniger Vertrauten erwünscht sein dürfte. Die Bazars sind mit andern Worten die Marktplätze, Verkaufsplätze. So sehen wir hier eine Straße, dort einen Platz, wieder andern Ortes große Gebäude und Hallen mit dem Namen Bazar bezeichnet; wenige Läden, oft kaum zwei, drei Verkäufer: Bäcker, Fleischer und Kaffeehaus, genügen, um uns in den kleinern Orten mit dem Namen Bazar bezeichnet zu werden; doch will ich hier nicht dem geehrten Leser die Bazars der kleinen Ortschaften, vielmehr die der großen Städte vorführen. Ein erstes Bedürfniß im Orient, sowie man sich im Norden vor Regen und Kälte zu verwahren sucht,

ist gegen Sonne und Wärme sich zu schützen, namentlich in den Straßen der Städte, wo viel Verkehr, wie dies mit einer Bazarstraße verbunden gedacht werden muß, ist dieses Bedürfniß um so näher liegend, und sehen wir so, wo irgend größere, besuchtere Bazar sind, einestheils die Straße von einer Häuserreihe derselben zu der andern durch übergehende Stangen mit aufgelegten Decken und Matten geschlossen und so vor dem Eindringen der Sonne geschützt. In einzelnen Städten, wie namentlich in denen Persiens, sehen wir dergleichen Bazars aus gleicher Veranlassung mit gewölbtem Dache geschlossen, und wenn in jenen die Verkaufsläden in und an den Häusern unmittelbar angebracht, worauf bei dem Baue der Häuser Rücksicht genommen, so sind jene gewölbten Bazars lediglich nur mit den Verkaufsläden versehen, ohne Wohnungen zu umschließen, und sind geschlossene Ganze für sich. Es liegt nahe, daß dergleichen große Bazars nur mit großem Aufwande hergestellt werden konnten und sie so die Werke der Herrscher oder überhaupt reich begüterter Personen waren. Für die Orientalen bieten die Bazars offenbar einen Vergnügungsort dar; hier wo die von den verschiedenen Theilen des Landes Kommenden und dahin Gehenden anlangen, kaufen, vorüberziehen, wo die verschiedenen Bewohner der Stadt selbst zum Zwecke des Einkaufs, Verkaufs und Schauens sich einfinden, kann es nicht fehlen, daß sich eine dem Eingeborenen erwünschte Unterhaltung bietet, und

nächstdem er im kühlenden Schatten seine Pfeife bei dem Genusse des Kaffees oder dergleichen rauchen mag, seine Freunde und Bekannten sehend, Neuigkeiten hörend und nach Befinden Verdienst findend. Der Fußboden dieser Bazars wird meist in gewissen Stunden des Tages, je nach Bedürfniß, mit Wasser begossen, um Staub zu vermeiden und die Kühlung zu erhöhen. Jene gewölbten Bazars dagegen haben nächstdem meist Bassins und Brunnen, ja einzeln finden wir in ihnen Fontainen. Die Läden der Orientalen selbst bilden weniger ein Zimmer mit Tischen, Schränken u. s. w. versehen, in dem wir auf- und abzugehen vermöchten, sondern einen meist tischhohen Raum von wenigen Schritten Länge und Breite, wo der Verkäufer sitzt, umgeben von seinen Verkaufsartikeln, die ein Repositorium an den Wänden einnehmen. Ein kleiner Kasten neben dem Verkäufer ist die Geldtruhe, und nur vorzüglich gut gebaute Bazars bieten einen diesem kleinen Laden unmittelbar sich anschließenden, durch eine Thüre mit Fenstern mit demselben in Verbindung stehenden Raum, wohin der Kaufmann nach Belieben sich zurückziehen mag, kostbarere und reichere Waaren dort aufbewahrend und was dergleichen mehr. Der Bazar Vakyl, wie er jetzt sich zeigt, ist einer jener gewölbten Steinbauten.

Der Bazar Vakyl in Schiraz, wie er jetzt sich zeigt, ist von dem Vezir Kerim-Khan erbaut und vergrößert, d. h. der Bau fortgesetzt, der von Mirza

Jussuf, einem frühern Gouverneur von Schiraz, begonnen, und bildet derselbe eine lange überwölbte Straße, circa 60 Fuß weit; oben in der Wölbung des Daches sind einzelne runde Luftlöcher und an den Seiten in regelmäßiger Entfernung einzelne Fenster angebracht, soviel als nöthig, um genügendes Licht einzuführen. Zu beiden Seiten der Straße sind die Läden der Verkäufer, wobei die Straße so breit bleibt, daß man, trotz des vielen Verkehrs, ohne zu stören, in dem Bazar herumreiten kann. In der Mitte dieser langen Bazarstraße durchschneidet im rechten Winkel eine andere ähnliche, doch kürzere, ganz gleich überwölbte Straße die erstere, und den Durchschneidungspunkt bildet eine große Rotunde. Dieser Bazar von Schiraz ist einer der Glanzpunkte Persiens, an dem sich der Stolz des Persers aufrichtet, und Kerim-Khan hätte nicht wol ein besseres Andenken hinterlassen können, denn der Perser schwört und flucht bei dem schönen Schiraz mit seinem herrlichen Bazar. Auch ist wol nicht zu verkennen, daß er die Bazars zu Konstantinopel, Kairo, Teheran u. s. w. sehr übertrifft. Ueberhaupt hat Schiraz Vakyl-Kerim-Khan Vieles zu verdanken, denn die schönsten seiner Anlagen in den Umgebungen führen wiederholt seinen Namen zu unserm Ohr. Er war es, der den Palast erbaute; er war es, der Hafiz Grab zierte; er war es, der Sadi's Grab schmückte, und was dergleichen mehr an Orten, bei denen der Perser noch heut sein Vergnügen sucht. Vezir, oder vielmehr Vakyl-Kerim-Khan herrschte und

regierte in Persien nach Nadir-Schah's Tode, während der Minderjährigkeit des jungen Schah's, des Letzten aus dem Stamme der Sefis, und hat allenthalben Beweise seiner großen Thätigkeit und weisen Regierung des Landes zurückgelassen. Er starb in einem Alter von 67 Jahren, allgemein bedauert von ganz Persien.

Der Mirza.

Wenn ich schon in andern Ländern es immer räthlich gefunden hatte, einen möglichst gebildeten Mann des Landes als Diener, d. h. als Schreiber, Secretair (Mirza, Munschi) mitzunehmen, so hatte ich in Persien dieses Bedürfniß sehr lebhaft gefühlt und dem abgeholfen in der Person eines Persers, den ich in Schiraz annahm. Dieser Mann, Mirza Mohammed-Reza war Perser von Geburt, Mohammedaner seines Glaubens, seiner Profession nach ein Schriftgelehrter und dermalen, nachdem er sein Heil in Indien ohne Erfolg versucht, ein schon bejahrter Ehemann und Schulmeister, ein Erwerb, den nämlich alle der Feder Mächtige erwählen, sofern kein anderer Verdienst oder Erwerbszweig ihnen augenblicklich offen steht, den sie aber auch ebenso unbeschränkt jeden Tag aufgeben. Der Nutzen, einen dergleichen Mann, d. h. Eingebornen gebildeter Classe, bei sich zu haben, ist für den Reisenden in jenen Ländern sehr wesentlich. Es kommen des Tages viele hundert Dinge vor, wo man den Rath eines gebildeten Mannes bedarf über Sitten, Gebräuche und übliche Formen, gegen die

anzustoßen man nirgends gutthut, wiewol der Orientale in der Hinsicht überaus nachsichtig ist; anderntheils abgesehen von diesen Diensten ist er eine Person, die die Oberaufsicht über die Diener weit besser zu führen vermag, als wir selbst als Europäer. Die Leute des Landes lassen sich weit mehr von ihm gefallen, als von dem Europäer, und können nicht auf die Hoffnung hin, daß er die Sitten des Landes nicht kennt, uns entgegen handeln. Endlich hat man einen Mann um sich, mit dem eine Unterhaltung möglich und der bei vorkommenden Falle, wo man mit angesehenen Leuten des Landes zu verkehren hat, von wesentlichem Nutzen ist, die sich gewissermaßen schon verletzt fühlen würden, wenn man durch niedere Dienstboten mit ihnen verkehrte. Bald ist hier eine schriftliche Uebereinkunft abzuschließen, ein Brief zu schreiben oder einer zu lesen, alles Dinge, die dem Mirza zufallen, und nächstdem führt man in ihm seinen Sprachmeister immer mit sich und kann jede freie Stunde dazu anwenden eine Lection in der Landessprache und Schrift zu nehmen; kurz, der Mirza ist eine brauchbare Person, aber leider ist seine Stelle eine von denen, die einen sehr rechtlichen Mann verlangen und die wol oft in Versuchung führen mag, da der Orientale überhaupt inclinirt, die Einkäufe mit gewisser Vor- und Umsicht zu unternehmen; doch auch in Europa möchte dies nicht immer anders sein und hier, wie überall, ist die erste Regel für den, der dies nicht liebt, die Augen offen zu halten. Wer

einigermaßen die Leute an sich zu fesseln versteht, muß übrigens im Laufe einer mehrmonatlichen oder mehrjährigen Reise, wo er mit seiner Umgebung in so mannichfaltige Verhältnisse kommt, gewiß diese einigermaßen an sich gewöhnen und es wird sich ein gewisses Band zwischen Beiden bilden, was uns nur von Nutzen sein kann, und wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Religionsverschiedenheit zwischen Mohammedanern und Christen hierbei recht oft ungünstig störend auftritt, so lehrt die Erfahrung doch täglich, daß der Orientale als Diener leicht ein gewisses Vertrauen zu dem Europäer faßt, denn er sieht, daß das, was ihm versprochen wurde, ihm auch pünktlich und richtig zu Theil wird, und in dieser Hinsicht so wenig als in einem andern etwa eintretenden Falle irgend eine Bevortheilung seiner vorkommt, ein Fall, der gerade das Gegentheil von dem ist, was er sich bei dem eingeborenen Herrn zu gewärtigen hat.

Der in Schiraz angenommene Mirza schien zufrieden mit seiner Stellung und fühlte sich, man möchte glauben, so heiter und lebensfroh, als ich dies nur wünschen konnte. Ein Pferd, was ich für ihn in Schiraz gekauft, und wozu ich ihm überlassen, nach seinem Geschmacke als echter Perser, das mit dem üblichen bunten Schmucke bestens versehene Sattelzeug zu wählen, schien nicht wenig beizutragen, ihm so ganz einmal wieder die Würde seiner Person erkennen zu lassen. So vergingen die ersten paar Monate, ich glaube, wie zu meiner, so zu seiner vollkommenen

Zufriedenheit. War es, daß es ihm zu wohl geworden, oder war es der Nationalstolz, der sich in ihm regte, als er in Teheran den Einfluß und das Ansehen kennen lernte, in dem die Herren der europäischen Gesandtschaft hier standen; waren es Einflüsterungen von den sich um Europäer in derlei Stellungen so häufig nicht auf dem rechtlichsten Wege nährenden Leuten seines Schlages, mit denen er hier in nähern Umgang gekommen; oder war es endlich der Böse, der über ihn gekommen — wage ich nicht zu entscheiden, doch war es von da an, wo sein Betragen in weniger vortheilhaftem Lichte erschien; es verging gleichwol noch einige Zeit, ehe die dunkeln Wolken, die über sein ganzes Wesen gelagert, sich Bahn brachen.

Auf meiner Reise von Teheran nach dem Kaspischen Meere war so mancher Verdacht gegen ihn rege geworden, doch sollte dieser erst in Rescht zur Gewißheit werden bei Gelegenheit einer Streitigkeit mit dem Katterji (Maulthiertreiber), den ich in Teheran angenommen, um mein Gepäck von da über Rescht nach Tabriz zu bringen. Die ganze Angelegenheit lag in den Händen des Mirza, er hatte den Handel mit dem Maulthiertreiber abgeschlossen unter den Bedingungen, die der Contract aussprach, und auf Verwendung des Mirza hatte ich dem Katterji Vorauszahlung und ein Darlehn bewilligt; ja es wurde der Mirza von Seiten eines Mannes, der lange in Persien gelebt und die Perser genau kannte, als er oft ihren Kabalen ausgesetzt gewesen war, geradezu beschuldigt,

daß er den Maulthiertreiber begünstige und diesem gegen mein Interesse helfe. Durch die Intriguen des Mirza waren, wie sichs auch bald ergab, die Verhandlungen in die Länge gezogen und erschwert worden. Auf meine bestimmte Erklärung, daß der Verlust, den ich durch seine Schuld in dieser Angelegenheit erleide, ihm an seinem Lohne abgezogen werden solle, war die Sache schnell beendigt. Wäre der Mirza auch aus allen Beschuldigungen ohne Verdacht hervorgegangen, so mußte die schnelle Beendigung dieser Angelegenheit, wo kurz vorher noch Schwierigkeiten über Schwierigkeiten vorhanden schienen, sattsam herausstellen, daß jener Verdacht und jene Beschuldigungen nicht nur nicht grundlos seien, sondern daß er offenbar vollständig bei der Sache betheiligt gewesen. Ich hätte noch sehr lange mich abmühen können, ohne zu einem erklecklichen Ziele zu gelangen, was, sobald er beigezogen sich fühlte und sah, daß hier nur zu verlieren und nichts zu gewinnen, sofort erreicht wurde.

Nicht minder thätig war der Mirza bei dem von mir in Rescht versuchten Kaufe eines schwarzen Sklaven. Mit Verwunderung bemerkte ich den lebhaften Antheil und das Interesse, welches der Mirza bei dieser Angelegenhtit für meinen Vortheil zeigte, ein Benehmen, was dem in den Streitigkeiten mit dem Katterji gezeigten durchaus entgegengesetzt war; es fiel mir auf, mit welchem beharrlichen Starrsinn er alle mögliche Dinge aufgesucht, um mich vor mög-

lichem Betruge von Seiten der Sklavenhändler zu sichern, dennoch war ich noch nicht vollkommen zu der Ueberzeugung gelangt, daß dahinter die Absicht liege den Handel zu vereiteln oder rückgängig zu machen. Als diese Angelegenheit bald einen bedrohlichen Charakter annahm und der Fanatismus soweit aufgereizt schien, daß man selbst Gewaltmaßregeln befürchten mußte, ging der Mirza im Hause herum, meine Leute aufhetzend, einige bei ihren religiösen Vorurtheilen, andere bei ihrem Vortheile und Interesse fassend, was ihm nur bei zweien meiner Diener nicht gelang. Nachdem die Sache durch die Zurückgabe des Knaben beigelegt war, suchte der Mirza sich zwar zu rechtfertigen, doch in Angaben, die sich als die vollkommenste Unwahrheit erwiesen, wie der Hadschi (Titel des Stadtrichters in Rescht) versicherte, der den Mirza als den alleinigen Urheber aller Schwierigkeiten und als die alleinige Ursache des Mislingens der Sache angab, was er aus dessen wiederholten Aeußerungen gegen ihn selbst, sowie gegen meine Leute nachwies.

Nach den verschiedenen Kabalen, mit denen ich in Rescht zu kämpfen hatte, war es mir wünschenswerth den Ort zu verlassen, da ich fürchten mußte, jeder neue Tag werde auch neue Ideen, neue Pläne in den Köpfen meines Mirza und Consorten erzeugen, und erschien mir so je eher, je besser eine Platzveränderung rathsam. Es war nun nothwendig mir Maulthiere zu verschaffen, um mein Gepäck fortzubringen und

hier war der Mirza sogleich wieder mit neuen Intriguen beschäftigt; anfangs hieß es, es seien keine Maulthiere aufzutreiben, dann rieth mir ein Ferasch des Hakim, den ich mir hatte von Letzterm dazu erbitten lassen, ein Abkommen mit dem Katterji, der mit mir gekommen und mit dem die Streitigkeiten eben erst beendigt waren, zu treffen, daß dieser den Transport des Gepäcks übernehme. Inmittels kam auf Veranlassung meiner Leute ein anderer Maulthiertreiber und ich schloß den Handel mit ihm ab. Am nächsten Morgen verlangte er jedoch vertragswidrig Vorauszahlung des ganzen Geldes für den Transport, offenbar abermals ein Werk des Mirza und seiner Genossen, des Ferasch und des vorherigen Katterji. Ich schickte nach dem Ferasch, der als Zeuge dem abgeschlossenen Handel Tags vorher beigewohnt; derselbe ist angeblich nicht zu finden; ein anderer Ferasch wird herbeigebracht, der von nichts weiß, doch verlangt der Mirza sich thätig stellend, mit Maulthiertreiber und Ferasch zu dem Hakim zu gehen, um das Recht zu finden. Kaum einige Minuten fort, sodaß es fast unmöglich war in dieser Zeit nur den Weg bis zu dem Hakim zurückzulegen, kommt die Gesellschaft schon zurück und der Mirza berichtet mir eine ganz ungenügende Erklärung des Hakim. Es war offenbar, daß die Brocken zu neuen Betrügereien und zu neuen Intriguen ausgeworfen waren. Entweder war der neue Katterji schon gewonnen oder man wollte ihn beseitigt wissen; in beiden

Fällen mußte es darauf abgesehen sein den geschlossenen Accord nicht zur Ausführung kommen zu lassen, mich dann aber auf jene angeblichen Aussprüche des Hakim hin zu einer weit höhern Zahlung nach ein oder zwei Tagen zu nöthigen. Ich zog vor, die Falle zu umgehen, verwilligte dem Maulthiertreiber die Vorauszahlung und ließ ihm das Geld einhändigen.

So ist der Perser! Diese Vorfälle bilden ein getreues Bild des Volkes und Lebens. Ich wußte, daß ich betrogen, d. h. sehr übertheuert worden war, aber in vielen Fällen ist es gut, wenn der Erlös eines dergleichen Betrugs nicht in die Hände Desjenigen gelangt, der den Betrug spielte, sondern daß ein Dritter ihn erntet, als der, der die Mühe der ganzen Kabale auf sich genommen, sich um so mehr ärgert, wenn das, was er seinen sauer erworbenen Verdienst nennt, an einen Andern gelangt. Dieser Fall trat hier ein. So lange man in Rescht von dem weiten, schlechten und schwierigen Wege und dergleichen sprechen konnte, lag der ganze Betrug übrigens weniger klar zu Tage; als wir aber in Beer Bazar, bis wohin ich mit dem Maulthiertreiber den Transport des Gepäckes accordirt hatte, schon um halb 11 Uhr anlangten, nachdem wir erst um 9 Uhr abgereist waren und der Weg sich ganz gut erwies, da fiel jeder Zweifel und der Mirza hatte nächst dem Aerger, einen Andern auf Unkosten seines Namens bereichert zu sehen, noch den, daß Jeder, der ihn nicht für einen Betrüger ansah, ihn für einen

Dummkopf halten mußte, der von dem Katterji grob angeführt war, und lieber, glaube ich, läßt sich der Perser für einen Betrüger als für einen Dummkopf ansehen, vielleicht von dem Grundsatze ausgehend, daß in Persien eben Jeder auf jedem erreichbarem Wege seinen Vortheil sucht. Der Preis für einen gewöhnlichen Marsch von 6—8 Ferseng, ja mehr, ist 1 Karon. Hier zahlte ich für die Entfernung, die wir in anderthalben Stunden zurücklegten, 2 Karon, und der Mirza, der mir in Rescht als angebliche Erklärung des Hakim hinterbracht hatte, daß für diesen Weg manchmal selbst 5 Karon für ein Maulthier gezahlt würden, ging leer aus.

Nach diesen Vorfällen war ein neues Intriguenspiel des Mirza für die nächste Zeit wol kaum zu erwarten, dagegen führte er die Schlußscene in dem von ihm dargestellten Charakterstücke selbst ziemlich schnell herbei. In Ardebil angeblich erkrankt, war er doch bald wieder auf den Füßen und sollte am Abende vor meiner Abreise von dort einen persischen Brief schreiben. Dies that er zwar, doch war der Brief so schlecht, d. h. so ungezogen geschrieben, daß ich denselben nur misbilligen konnte. Zu gleicher Zeit verlangte ich das für einen Sipahi — den mir der Oberst der Artillerie Ally-Khan in Anzely mitgegeben hatte mit der Anweisung uns mit Maulthieren gehörig zu versorgen, überhaupt aber mir dienstlich zu sein, bis ich wohlbehalten nach Ardebil gelangt, jedenfalls aber mich nicht zu verlassen, ohne ein gutes

Zeugniß seines Benehmens mitzubringen — bestimmte Zeugniß, in Betreff dessen wir ein paar Tage vorher gesprochen hatten, wo der Mirza mich, wie er angab, auf Veranlassung des Sipahi, darum gefragt hatte, ob und wie er dasselbe ausstellen solle. Jetzt behauptete der Mirza gleichwol, er wisse nicht, was das für ein Ding sei, ein راضي نامه Razi-Nama (Zufriedenheits-Zeugniß), was in Persien, man möchte sagen, täglich vorkommt. Als ich ihm hierauf trotzdem die Erklärung gab, erwiederte er: „er habe geglaubt, daß dies Papier, das ich mit meinen eigenen Händen schreiben wolle, die Kraft habe, den Sipahi zum Commandeur über zehn oder zwanzig Mann zu machen." Ich mußte mir sagen, daß der Mirza nicht recht bei sich sein konnte und erwiederte nichts; ich ließ mich von dem Sultan — wie in Ardebil kurzweg einer der Honoratioren der Stadt genannt wurde, der mir in sehr freundlicher Weise alle möglichen Dienstleistungen angeboten hatte — einen Schreiber erbitten und von diesem den Brief schreiben und das Zeugniß ausstellen. Später am Abend kam der Böse, wie es schien, abermals über den Mirza; jetzt ganz vom Zaune brechend, ohne jede Veranlassung, gab er mir solche ungezogene Reden und bediente sich dabei einer Manier gegen mich, wie ich es keinem Menschen von gesundem Verstande zutrauen konnte. Nächstdem erklärte er, daß ich Achtung vor ihm haben möge, er sei ein Sirdar (سردار ein Generalfeldmarschall, Stabsoffizier oder Chef eines Departements) und was der-

gleichen albernes Zeug mehr war. Natürlich konnte ich ihn nur einfach darauf verweisen, daß er seine Rechnungen abzulegen habe und seines Dienstes entlassen sei. Am nächsten Morgen, nachdem ich weiter nichts von ihm gehört hatte, und erst als das Gepäck schon gepackt und herausgeschafft wurde, kam er verstörten Ansehens und verlangte meine Erklärung, weswegen ich ihm nicht in allen Formen seine Entlassung gegeben habe. Diese Erklärung gab ich ihm, indem ich ihm sagte, daß dies nicht geschehen sei, weil er noch keine Rechnung abgelegt habe. Hierauf lief er zu dem Sultan und zu dem Khan — Mir-Haschim-Khan, Sirdar und Commandat von Ardebil, hier kurz der Khan genannt — und versuchte mich zu verklagen, mich wo möglich zu zwingen, ich weiß nicht zu was, und er wußte es wahrscheinlich ebenso wenig. Beide schickten ihn jedoch zurück und gaben ihm die Weisung nach Tabriz zu gehen, daselbst seien europäische Herren, die könnten zu Gericht sitzen in seiner Klagsache gegen mich. So kam er, wiewol sehr erzürnt, doch unverrichteter Sache wieder an, legte aber seine Rechnung nicht ab und ohne ein Wort zu sagen, mürrisch sich soweit entfernt haltend, bis Alles zur Abreise bereit, dann aber sein Pferd besteigend und in großer Entfernung meinem Trosse folgend. In Tabriz nach mehren Märschen angelangt und nachdem er hier Zeit gehabt seinen Verstand somit wieder zu sammeln, gab ich ihm seine Entlassung, ihn nach Schiraz zurückschickend.

Ein Blick auf alle die Kabalen, die der Mirza mir veranlaßte, dürfte wol leicht zu der Uebezeugung leiten, daß man besser thue, sich derartigen Leuten gar nicht anzuvertrauen, eine Ansicht, der ich jedoch nicht beistimme, da, wie gesagt, jener erwähnte Vortheil, einen dergleichen gebildeten Mann um sich zu haben, ich möchte sagen, manche Unannehmlichkeiten überwiegt, und nächstdem möchten gerade für Den, der eine Nation kennen zu lernen wünscht, diese Verwickelungen, in die man sich, wenn auch oft nichts weniger als angenehm, hineingezogen sieht, von hohem Werthe sein. Friede so mit ihm, dem Mirza! Hat er mir manche Unannehmlikeit veranlaßt, so danke ich ihm anderntheils, vielleicht ein richtigeres Bild von dem Charakter der Perser mir gebildet zu haben, als dies ohne ihm der Fall gewesen würde.

Bekehrung der Juden von Meshed.

In Persien kam eines Tages ein Verkäufer von Türkisen zu mir, der mir einige Steine zum Verkauf brachte, um Reisegeld zu erlangen, wie er versicherte, da er selbst auf der Reise begriffen. Mein damaliger Reisegefährte kannte den Mann als einen Bewohner von Meshed, der Jude von Geburt, doch dermalen Muselmann war, wie die ganze ehemalige Judenbevölkerung von Meshed. Diese Angabe veranlaßte die Erzählung eines Vorfalls, der im Jahre 1838 in Meshed stattgefunden hatte. Vor langen Jahren war es nämlich einem Mulla daselbst in den Kopf gekommen, die Juden von Meshed zu bekehren; die Juden verlangten 50 Jahre Zeit, versprechend, wenn bis zu dieser gesetzten Frist der Messias nicht erschienen sei, Mohammedaner zu werden. Funfzig Jahre waren vergangen und noch einige Jahre mehr, ohne daß der Messias erschienen, als die Angelegen-

heit zur Zeit des Moharrem, immer eine gefährliche Zeit bei den Anhängern des Saied, zur Sprache kam, wo gerade am letzten Tage, dem zehnten des Festes, die Nachricht verbreitet wurde, daß die Juden einen Hund mit Henna gefärbt hätten, gleich wie die Schiiten an diesem Tage Bart, Hände und Füße färben. Diesen Hund, beschuldigte man sie ferner, hätten sie angekleidet, für Omar ausgegeben und ihm dann den Kopf abgeschnitten; dies Alles sollte im Innern eines der Häuser der Juden stattgefunden haben. Dieser Vorfall, berichtete die Erzählung weiter, wurde dem Gouverneur der Stadt hinterbracht, der damals ein Onkel des Königs von Persien, Mohammed-Schah war, und dieser habe hierauf den Befehl gegeben die Juden umzubringen, wenn es wahr sei, daß dieselben wirklich die Komödie mit dem Hunde gespielt hätten. In wieweit eine Untersuchung über die Wahrheit der Beschuldigung erfolgt, berichtete die Erzählung nicht; dagegen sagte dieselbe, daß man zur Ausführung dieses Befehles geschritten und zwei Juden umgebracht habe, worauf die andern aber erklärt, daß sie den Islam annehmen wollten und sie so mit dem Leben davon gekommen, ihre Häuser aber geplündert worden seien. Diese Juden in Meshed befinden sich dermalen angeblich weit besser als zuvor, indem sie nun unbeschränkte Handelsfreiheit haben, während sie früher beschränkt waren; sie haben freien Zutritt zu Moscheen, Bädern und

alle Freiheit der Anhänger des Islam; nebenbei aber sind sie ihrer frühern Religion so getreu als zuvor, indem sie nur vor den Augen der Welt Mohammedaner sind und die Förmlichkeit der Beschneidung so schon bei ihnen stattfand.

Parsi.

In Yezd finden wir die Nachkommen der alten Perser, die wenigen Nachkommen des Volkes, was die Welt erfüllte mit seinem Ruhme. Nur einzeln sieht man in Persien einmal einen Parsi oder Gheber. Die, welche man sieht, erinnern aber lebhaft an die in Persepolis dargestellten Reliefs, und wir werden schon durch den ersten Blick über jeden Zweifel erhoben, ob dies wirklich die Nachkommen jenes Volkes einer zwei- bis dreitausendjährigen Vorzeit sind. Alles, was man über diese Gheber oder Parsi hier hört, gereicht nur zu ihrem Vortheile; ihr Charakter geht aus allen Erzählungen als ein höchst ehrenwerther hervor, nächstdem daß sie fleißig, thätig und verständig sind, rühmt man ihre Zuverlässigkeit, ihre unbegrenzte Treue ohne Selbstsucht. Ihnen dürfte es auch wol zunächst zuzuschreiben sei, daß in Yezd Gewerbthätigkeit blüht, trotz der persischen Regierung. Finden wir sie in Persien thätig in Gewerben und härterer Arbeit, so sehen wir sie, die Nachkommen jener nach Indien ausgewanderten Parsi, namentlich sich auszeichnend als Geschäftsmänner. Die Parsi-

Kaufleute gehören zu den angesehensten Bombays und fast kein englisches Banquiergeschäft in Bombay ist ohne einen Parsi als Theilnehmer und Mitarbeiter. Ihre Gewandtheit, geistige Fähigkeit ist dort anerkannt, ihr strenges Leben und ihre Sittlichkeit zeichnen sich vortheilhaft aus und sie sind offenbar diejenigen der Bewohner Bombays, die dem Europäer am nächsten stehen.

Eine armenische Hochzeit.

Unter den Gebräuchen und Sitten der Nationen erregen die bei Vermählungen üblichen wol gewiß unser lebhaftes Interesse. Möge so die Schilderung einer armenischen Hochzeit, der ich beiwohnte, hier einen Platz finden. Am ersten Tage versammelten sich die Gäste, sowol im Hause der Braut als des Bräutigams, die Männer in einem besondern Zimmer, die Frauen in einem andern dergleichen in der obern Etage, somit beide Geschlechter abgeschlossen voneinander. Wo es die Räumlichkeit nicht erlaubt, die ganze Zahl der Gäste in ein Haus derartig unterzubringen, da pflegt ein Nachbarhaus für die Frauen benutzt zu werden. Die Versammlung am ersten Tage ist ohne weitere Ceremonie, man kommt und geht nach Belieben; wie man mir versicherte, war dies auch der Fall an diesem Tage, wo ich nicht hingegangen war, da ich erst an dem darauf folgenden der erwähnten Festlichkeit beiwohnte. Ich begab mich am Nachmittage in das Haus des Bräutigams und fand die Gesellschaft Taback rauchend; jedem Kommenden brachte man Kaffee zum Empfang,

der Vater des Bräutigams machte die Honneurs, auf Verlangen wurde Wasser als Erfrischung gereicht. Ein Geigenspieler, Zitterspieler und ein Zitterbretspieler suchten die Gesellschaft durch die harmonischen Töne ihrer Instrumente und die höchst unharmonischen ihres Gesanges zu erfreuen. Die Melodien erinnerten mich lebhaft an Indiens Nadsche und namentlich riefen sie mir die Taji-by-Taji mit den gefälligen Frauen seiner himmlischen Regionen lebhaft in die Erinnerung zurück. Man tanzte auch später, wie man mir sagte, doch wartete ich nicht so lange. Am folgenden Tage, Sonntag Mittags gegen 12 Uhr, fand die feierliche Ceremonie des Rasirens des Bräutigams statt. Diese Ceremonie wird im Hause des Bräutigams vorgenommen. Am Abende fand ich mich wieder ziemlich in demselben Kreise, als Tags vorher im Hause des Bräutigams. Pfeifen und Kaffee wurden den die Sophas einnehmenden Gästen gereicht. Zwischen 8 und 9 Uhr brachte man zwei kleine Tische in das Zimmer; auf jedem derselben standen zwei bis drei Wachskerzen von der Stärke eines Wachsstockes. Auf den Tischen lagen Kleidungsstücke für den Bräutigam sowie für das Brautkind; das Brautkind entspricht etwa dem Brautführer, nur daß es ein Kind ist, und ein Knabe mit dem Bräutigam, im gleichen Charakter ein Mädchen mit der Braut geht.

Die erwähnten Tische wurden in die Mitte des Zimmers gestellt; der eine enthielt die Kleidung des

Bräutigams, bestehend in Pelz, Feß, kleinem rothen Flortuch u. s. w., der andere enthielt dieselben Gegenstände im kleinern Maßstabe als Kleidung des Brautkindes. Drei anwesende Geistliche nahmen ihre kirchlichen Gewänder um, zwei derselben gelbe und weiße seidene Damastmäntel oder Ueberwürfe, der dritte, mehr dienende Bruder einen gleichen Mantel in Blau mit weißen Blumen. Sechs erwachsene junge Männer in orangefarbenen Seidenmänteln mit breiter, schwerer Stickerei in Gold auf der Brust, den Achseln und den Nackentheilen geziert, eine Wachskerze in der Hand, erschienen, gefolgt von acht Knaben in Weiß gekleidet, mit gesticktem breiten Bande in Seide, das kreuzweis über die Brust und um den Leib lief. Sie trugen gleich den Erwachsenen Wachskerzen in der Hand und stellten sich wie die vorhergehenden in die vorderste Reihe um die Tische herum. Hierauf folgten zwei andere Knaben mit zwei großen 4 Fuß langen Wachskerzen, zwischen ihnen nahm der Bräutigam seinen Platz. Die Geistlichkeit begann jetzt Gebete zu lesen und zu singen, der Chor der Lichtträger antwortete und sang mehre Gesänge ab. Darauf gab der oberste fungirende Priester das Zeichen zur Bekleidung des Bräutigams, der dienende Priester in Blau nahm den Feß und überreichte denselben dem Fungirenden, dieser schlug ein Kreuz darüber, einige Worte sagend und ließ denselben dem vornehmsten Armenier in der Versammlung übergeben, indem es als eine Ehre angesehen

wird, den Bräutigam damit zu bekleiden. Derselbe nahm den Feß in Empfang, ging zu dem Fungirenden, dankte demselben durch Verbeugung und Handkuß und ich glaube bemerkt zu haben, daß er ihm dabei etwas in die Hand drückte; er ging darauf zu dem Bräutigam, bekleidete denselben mit dem Feß und begab sich dann auf seinen Sitz zurück. Dieselbe Ceremonie, wie mit dem Feß, wiederholte sich mit dem Pelze, den der Fungirende einem andern Armenier der Versammlung zu gleichem Zweck schickte u. s. w. Gleichzeitig mit diesen Ceremonien wurden dieselben Förmlichkeiten gegen das Brautkind beobachtet, ein Kind, was etwa drei Jahre alt war.

Nachdem diese Ceremonie vorüber, wurde eine halbe Stunde mit Tabackrauchen und Zuhören der Gesänge verbracht, die von einigen Kindern, welche einer der armenischen Geistlichen im Gesange besonders unterrichtet, vorgetragen wurden, was jedoch keinen Theil der Heirathsceremonien ausmachte. Das beste Vergnügen des Abends war mir aber noch vorbehalten. Es ist, wie ich schon bemerkte, gegen die Sitte, daß Männer bei dieser Gelegenheit in die Versammlung der Frauen sich begeben; gleichwol wollte man in meinem Falle eine Ausnahme machen und veranlaßte mich in die Versammlung der Frauen zu gehen. Dieselbe war wegen Mangel an genügendem Raume nicht in dem Hause des Bräutigams, sondern in dem Nachbarhause. Ich fand bei meiner Ankunft daselbst etwa 80 — 100 Frauen und Mädchen in dem obern

Zimmer versammelt; der Divan, die Rückenkissen desselben, ja selbst der Fußboden vor demselben war ringsum dicht besetzt mit den Schönsten der Schönen armenischen Stammes; kaum ein Raum, groß genug für einige Gebetteppiche, war freigelassen, um einem Tische mit einigen Wachskerzen, der einzigen, gleichwol das ganze Zimmer vollkommen erhellenden Beleuchtung des Zimmers, sowie für ein paar Tänzerinnen Platz zu gewähren.

Ich kann wol sagen, daß dies hier die originellste und angenehmste Schau war, die ich genossen, seitdem ich Indien verlassen habe, ganz abgesehen von den Reichthümern an Perlen, Brillanten und dergleichen, die hier sich den Blicken darboten, wie in Europa wol gewiß selten vereinigt, so war der ganze orientalische Charakter der Versammlung mir unschätzbar. Der Anzug der Armenierinnen ist hier ganz derselbe wie der der Türkinnen, die Schönheit aber nach dem Urtheile der Türken, die allein Gelegenheit haben, hierüber zu urtheilen, nennt man überwiegend auf Seiten der Armenierinnen, ob mit Recht oder Unrecht, ob aus Verlangen nach dem Fremden, Unerreichbaren, mag dahingestellt bleiben. Die Haare der Armenierinnen in großen vollen Locken unter dem leichten Kopfbunde hervorwallend, an den Seiten und hinten in einige Zöpfe geflochten, sind bei dieser Nation vorherrschend von dunkler Farbe. Dabei ist das Gesicht nicht durch Mis (Antimon) entstellt, wodurch viele Türkinnen und auch Griechinnen Augen-

brauen und Augenwimpern oder, genauer zu sprechen, die Ränder der Augenlider färben, wovon jedoch in neuerer Zeit die feinen türkischen Damen auch sehr zurückgekommen sind und wodurch das Gesicht offenbar nicht verschönt wird, indem demselben durch Färben der Augenbrauen, ein härterer, markirterer Ausdruck gegeben wird und anderntheils durch Färben der Augenlider das Auge allerdings eine gewisse Tiefe erhält, gleichwol aber ein krankhaftes Aussehen annimmt, was offenbar entstellt und wol manchem Europäer, bei flüchtigem Blicke, zu der Meinung verleitet haben dürfte, daß die Damen des Orients weniger schön und zart im Gesichtsausdrucke sind, als man vermuthet.

Dieselben drei Musiker von gestern spielten ihre mir befreundeten Melodien, zu denen je zwei junge Schönen tanzten, wozu sie sich aber immer erst sehr nöthigen ließen, was nicht sowol seinen Grund im Mangel an Lust zum Tanze zu haben schien, als vielmehr darin, daß man es als eine gewisse Auszeichnung betrachtete, was sie verlegen machte. Die älteren Frauen, namentlich die Festgeberin, übernahmen es, die Tänzerinnen aufzumuntern, und manche mußten an den Armen herzugezogen werden. Der Tanz selbst war ganz originell und wie die Musik, so erinnerte er mich durch die graziösen Wendungen und Stellungen der Körper, der Arme, Hände und des Kopfes lebhaft an Kaschmirs Thäler.

Der große, die Figuren der sitzenden Schönen ent-

stellende Pelz war von den Tanzenden abgelegt, und der kleine Pelzspencer über den schönen, geschmackvollen Anzug war das einzige Kleidungsstück, das jetzt den Augen über die Form der Figur einigen Zweifel stellte; Kopf und Hals erschienen freier, die ganze Form ließ uns Linien erkennen und vermuthen, die wahrlich ihres Rufes werth sind; mit diesen Hüften, bei solchen Köpfen, muß man wol ihnen Schönheit zugestehen. Die Tänze waren meist nicht von langer Dauer, und neue Tänzerinnen, von der Hausfrau geworben, ließen sich nach langem Zureden und Herbeiziehen bewegen, an die Stelle der Vorgängerinnen zu treten. Wiewol nach und nach viele Paare tanzten, immer nur zwei Mädchen zusammen, so erschien mir die Zeit des Tanzes doch nur kurz zu währen und hätte ich wol einige Stunden lang mit gleichem Interesse zusehen können.

Der Raum war, wie bereits gesagt, sehr gefüllt mit Reizen, die mir das Herz schwer machten; doch fehlte es auch nicht an ältern Frauen, die von diesen sehr verschiedene Gefühle weckten. Da der Platz im Zimmer selbst zu eng war, so zog ich es vor, in der Thür, von der Veranda aus, dem Tanze zuzusehen, und hier zeigten sich die Schönen durchaus nicht scheu gegen den fremden Gast beim Feste, sodaß ich mich, ohne Störung zu veranlassen, aufs engste umstanden fand von den jungen Schönen der Gesellschaft, die lustig und heiter waren. Die Jüngern des schönen Geschlechts, d. h. die Mädchen bis

zu 11 und 12 Jahren, bildeten einen andern Cirkel der Gesellschaft, wozu ein oberes Zimmer angewiesen war; auch bis dahin verstieg sich meine Neugier, und ohne mit Unfreundlichkeit oder Unlust mir begegnet zu sehen, lachte der ganze junge Chor hell auf, als ich in die Thür trat. Dieser Theil der Versammlung war übrigens nicht stark besetzt und der Raum für denselben so schlecht erleuchtet, daß man über das, was man sah, nicht viel zu sagen vermochte. Auf dem Vorplatze des Gemachs, wo die Frauen und erwachsenen Mädchen versammelt waren, sah man die Trophäen der Ehe in Wiegen aufgestellt, da die hier anwesenden Frauen ihre Säuglinge mitgebracht hatten, um denselben nicht zu Hause die nöthige Kost ermangeln zu lassen.

Ich glaube, es war 11 Uhr, als ich in das Haus des Bräutigams zurückging, wo man Anstalt traf mit dem Bräutigam nach dem Hause der Braut zu ziehen, um diese abzuholen. Es ist die Sitte bei den Armeniern, daß die jungen Leute, welche man verehlicht, sich vorher nicht sehen, und wenn die Verlobung oder das vorhergehende Uebereinkommen zwischen den Aeltern der jungen Leute schon ziemlich frühe verabredet zu werden pflegt, so werden jene Rücksichten gleichwol nicht aus den Augen gesetzt, sondern man weiß um so zuverlässiger nun, daß der Umgang, ja der Anblick des Mädchens dem ihr bestimmten Jünglinge zu verwehren ist. Daß das Mädchen den Jüngling nicht sieht, ist weniger durch-

zuführen, weil im Vorübergehen auf den Straßen sich oft Gelegenheit bieten muß, den ihr Bestimmten von den Gittern aus zu sehen, wo sie seinem Blicke entzogen bleibt. Daß der Bräutigam nicht Alles daran setzen werde, um diese Bestimmungen zu umgehen, erschien mir nach meinen europäischen Begriffen nicht recht glaublich, gleichwol versicherte man mir von den verschiedensten Seiten wiederholt, daß diese Bestimmung der Sitte nur selten eine Ausnahme erlitten und daß in den ungleich meisten Fällen dieselbe möglichst streng, wenigstens in den letztern Jahren des Brautstandes beobachtet werde. Selbst bei der Trauung bekommt der Bräutigam seine Braut nicht zu sehen und erst am Tage nach der Trauung ist die feierliche Gesichtsenthüllung, wo er sich des Anblickes erworbener Reize erfreuen mag. Es liegt in der Sache selbst, daß in den meisten Fällen die so gespannten Erwartungen nicht leicht vollkommen befriedigt werden können, und wenn seine Hoffnungen nicht durch seine Angehörigen sehr niedrig gestimmt waren, wird er schwerlich ganz die Freude fühlen, die man ihm zu bereiten gemeint war. Mit den im Hause anwesenden Geistlichen und den Gästen, namentlich vom weiblichen Geschlechte, etwa die ausgenommen, welche die Ruhe vorzogen, den Bräutigam in unserer Mitte, ausgezeichnet durch sein rothes Flortuch, was man ihm über die Achsel gehängt, zogen wir mit vor- und nachgetragenen Kienkörben, Fannal, Wachsstöcken und was Alles dienen mochte, den Weg

zu erhellen, durch die Gassen der Stadt nach dem Hause der Braut. Auf unserm Wege sah man bald hier ein aufgeschobenes Gitter, bald dort eine geöffnete Thür, aus der junge, hübsche Gesichter den vorübergehenden Zug anschauten und so befriedigt von der Dunkelheit ihrer Zimmer waren, daß sie die unverschleierten Gesichter der hellen Beleuchtung des nächtlichen Zuges preisgaben.

Im Hause angekommen, begaben wir uns in die Stube der Männer, und nachdem wir uns auf dem Divan niedergelassen, ging das Ghusch geldinis*) im Kreise herum; die Geistlichkeit hatte sich in ein anderes Zimmer begeben. Nach einigen Minuten gab mir einer der Geistlichen ein Zeichen, mit ihm nach den Frauengemächern zu gehen. Daselbst angekommen, fand ich das Zimmer über alle Maßen erfüllt; es war kaum Raum zum Stehen hier vorhanden, und wie sehr es mir leid that, diesen Leuten mit meiner Person auch noch hinderlich zu sein, so nahm doch, in Maßgabe der mir wahrscheinlich nicht wieder werdenden Gelegenheit, das Verlangen der Neugier die Oberhand. Nachdem der Bräutigam im Kreise herum, namentlich den Gliedern der Familie seiner Braut die Hand geküßt hatte, trat er mit der Braut in die Mitte des Zimmers vor. Sie war in ein langes, dunkel rosarothes seidenes oder mehr indischrothes Tuch gehüllt, oder mit diesem umhangen,

*) Heiter, vergnügt, fröhlich sei dein Eingang!

möchte man sagen; dasselbe war auf einen silbernen Ring, der auf dem Kopfe ruhte, gedeckt, unter dem Ringe aber mittels einer Kette, die, ich glaube, mit Steinen besetzt war, zusammengehalten, wodurch das Tuch somit über dem Kopfe eng anschloß und von da in großen leichten Falten herabfiel; vom Rücken reichte es ziemlich bis auf den Boden, vorn dagegen bis in die Kniegegend. Man gab jetzt dem Bräutigam den kleinen Finger der Hand der Braut, und so stehend sprach der Priester den Segen über Beide und sang einige Gebete, wobei zwei Kerzenträger mit großen brennenden Wachskerzen ihm zur Seite standen. Der Bräutigam war blos durch ein kleines rothes Tuch geziert, dessen ich als eines der ihm unter gewissen Förmlichkeiten gegebenen Gegenstände erwähnte, welches jedoch, als wir in dem Hause der Braut anlangten und als derselbe der Mutter seiner Braut seine Begrüßung dargebracht, von dieser gewechselt wurde, indem sie ihm das Tuch, was er trug, abnahm und ein ganz gleiches umhing. Ehe man in das Zimmer gelangte, wo die Braut und die Frauen überhaupt versammelt waren, passirte man ein Zimmer, in welchem die Ausstattung der Braut, bestehend in seidenen Kissen, Zeugen und dergleichen aufgestellt oder aufgehäuft war. Nach Beendigung der erwähnten Ceremonie wurde der Rückweg angetreten, und wenn bis dahin die Festlichkeit getheilt in der Familie des Bräutigams und der Braut stattfand, indem namentlich mit weniger Veränderungen

die Festlichkeiten in dem Hause der Braut dieselben waren, als im Hause des Bräutigams, so wurde nun die Gesellschaft allein auf das Haus des Bräutigams verwiesen. In derselben Ordnung und Weise, als wir gekommen, zogen wir zurück; die Braut verschleiert, wie sie war, ohne etwas sehen zu können, wurde von zwei Frauen geführt; darauf folgte der Zug der Männer. Der Zug ging in die Kirche; dort angelangt, begaben sich die Frauen in ein Gemach unten zur Linken, die Männer blieben im Schiffe der Hauptkirche, um die Zeit zu erwarten, bis die Kerzen und Lampen angezündet, die Geistlichkeit aber zur Vollziehung ihres Amtes fertig sei. Es waren an diesem Abende drei Brautpaare einzusegnen, und diese wurden zugleich zu dieser Ceremonie zugelassen. Da die drei Bräute, in demselben vorgenannten Raume zur Linken des Schiffes der Kirche sich befindend, ganz gleich gekleidet, mit einander ganz gleichen Tüchern verhüllt waren u. s. w. erschien mir ein Misgriff in der Person wol nicht unmöglich, wenigstens dürfte viel Gelegenheit zur Unterschiebung falscher Personen geboten sein. Mir war es bange, daß so ein Misgriff zum Schrecken der Betheiligten sich ergeben möchte, der aber erst am nächsten Tage hätte bemerkt werden können, doch war alles richtig befunden worden. Als die Kirche gehörig hergestellt zur Feierlichkeit, begab sich der Geistliche an die Thüre des Gemaches, wo die Frauen waren; dieselben kamen heraus und stellten sich mit den Bräuten nahe

dem Geistlichen; der Geistliche nannte die Namen der Braut und des Bräutigams. Der Aelteste der armenischen Gemeinde oder vielmehr der Vorstand derselben führte die Braut vor den Geistlichen und in gleicher Weise dann auch den Bräutigam, ihre Hände wurden ineinander gelegt unter dem Schleier der Braut und der Geistliche segnete das Paar. Das zweite Paar wurde hierauf genannt und in gleicher Weise vereinigt, ebenso das dritte Paar. Die drei Paare standen jetzt vor dem Geistlichen, derselbe sagte noch einige segnende Worte, worauf der Zug aus dem Schiffe der Kirche, jede Braut an der Hand ihres Bräutigams, vor den Hochaltar ging. Daselbst angekommen, wurde dem Vater des Bräutigams ein goldenes Instrument in die Hand gegeben, was eine Scheibe mit durchbrochener sternartiger Figur zeigte und mit einem Stiele und Griffe versehen war. Die Paare wurden vor dem Altare aufgestellt, Bräutigam und Braut gegen einander, mit den Köpfen vorgeneigt, sodaß deren Kopfputz, respective Feß und silberner Kopfaufsatz sich berührten; die gedachte silberne oder goldene Monstranz, oder was es vorstellte, Taubla genannt, wurde von dem damit Betrauten derartig gehalten, daß sie beide Köpfe berührte. In dieser Stellung blieb man während der ziemlich lange währenden, von dem Geistlichen vorgelesenen Gebete. Ein dienender Priester brachte hierauf sechs seidene Schnürchen; jedem der Paare, jeder Braut und jedem Bräutigam wurde eine dieser Schnuren auf die

Schultern gelegt und abermals gebetet, darauf die Schnuren um Braut und Bräutigam verschlungen und mir ihnen die Köpfe von beiden leicht zusammengebunden, hierauf gebetet und die Paare eingesegnet. Ein Crucifix wurde je auf die Köpfe des Bräutigams und der Braut gehalten, die Schnuren darauf losgebunden und die Vereinigung somit als geschlossen angesehen. Doch damit noch nicht genug. Man begab sich nun in das Haus des Bräutigams; die Braut blieb verschleiert. Im Hause des Bräutigams angelangt, übergab der Neuvermählte die Braut, wie ich sie fort nennen will, den Frauen des Hauses und begab sich darauf wieder zu den Männern. Nach dem alten Gebrauche wurde die Nacht von der Braut zugebracht ohne sich niederzulegen und ohne ein Stück ihrer Kleidung zu wechseln, auf dem Divan sitzend, bis die Sonne des neuen Tages wieder erschien, sie zu neuen Ceremonien rufend. Jetzt, wo man die Ceremonie schon mehr vereinfacht hat, ist der Braut erlaubt sich niederzulegen und so natürlich wol auch Kleidungsstücke, wäre es auch nur zur Schonung derselben, abzulegen, so viel, als die orientalische Sitte — die Orientalen schlafen nämlich angekleidet — wünschenswerth machen mag. Die Braut muß jedoch mit einer reinen Jungfrau schlafen, was für die dazu Gewählte zugleich als eine Ehre angesehen wird; um aber des unbescholtenen Rufes gewiß zu sein, wählt man zu diesen Brautjungfern meist Kinder. Am Morgen hat die Braut das Waschbecken oder das Handtuch den Brüdern des Bräutigams dar-

zureichen und steht dieselbe zu diesem Zwecke in dienstlicher d. h. unterwürfiger Stellung an der Treppe.

Wie der Morgen des Montags verbracht wurde, weiß ich nicht zu sagen, da ich nicht anwesend war; ich wurde zurückgerufen in das Haus des Bräutigams, als bereits Geschenke von den verschiedenen Geladenen, bestehend in Zuckergebackenem und Arac, überschickt worden waren. Als ich ungefähr um 10 Uhr Morgens in dem Hochzeitshause ankam, fand ich die Versammlung fast allein aus Frauen bestehend; ausgenommen den Bräutigam und die nächsten Glieder der beiden Familien, waren keine Männer hier. Der Kreis war ein schönerer als ich seit lange gesehen, und bestand, wiewol aus den schon Tages vorher Gesehenen, doch heute mehr aus jüngeren Frauen und Mädchen. Zwei junge Armenierinnen in goldbrokatenen Jalwars*), schönen apfelgrün seidenen Kleidern, weißen, mit hellcarmoisinrother Seide überzogenen Pelzen, ein meergrün hellblumiges kleines Tuch um den Feß gewunden, auf welchem ein schönes Zweigbouquet von Diamanten glänzte, mit lockigem Haare zur Seite, eine schöne Goldkette mit Medaillons um den Nacken geschlungen, würden gewiß auf jeden Beschauer einen mehr als gewöhnlichen Eindruck gemacht haben. Viele Schönen waren vereinigt, doch besonders gewann mein lebhaftestes Interesse ein junges, schlankes Mädchen von so frohem, muntern Aussehen,

*) Hosen.

als man dieselben nur in Europa meist zu finden glaubt. Ein dunkel überzogener weißer Pelz umschloß die zarten Schultern; ein lichtfarbener Seidenstoff, mit einigem Golde durchwirkt, fiel über die feinen Wellenlinien der graziösen Hüften auf die ebenfalls lichtfarbigen Jalwars herab; ein leichter Shawl umschloß die Taille ihrer mir noch lebhaft vor den Augen schwebenden Figur mit den schönen, muntern, verständigen Gazellenaugen.

Wenn die erwähnten Mädchen wie viele andere auch hier eine Ausnahme machten, so möchte im Allgemeinen doch richtig sein, wenn man sagt, daß alle schönen Formen, mit Ausnahme derer der Mädchen, hier in der kältern Jahreszeit meist mehr oder weniger dicht ein dicker Pelz von amerikanischem rothen Fuchs umschließt, der gewöhnlich mit dunkelgrünem Tuche überzogen ist und bis nahe dem Boden herabreicht. Andere tragen wol auch einen kurzen Pelz, der bis in die Kniegegend reicht, und dieser ist dann oben mehr anliegend gemacht; doch scheint dies namentlich der Anzug für diejenigen Frauen zu sein, die in das Haus gehören und somit beschäftigt sind, da die armenischen Frauen die Honneurs machen und in Küche und Haus allenthalben selbst zur Hand gehen, wo ihnen aber dann der große Pelz hinderlich sein würde, wogegen er bei dem Sitzen auf dem Divan seinem Zwecke vollkommen entspricht. Wiewol kein Gesetz darüber gebietet, so ist doch hergebracht, daß die großen Fuchspelze von den Frauen getragen werden und die

Mädchen sich im Allgemeinen mit dem kurzen Pelzspencer begnügen, der anstatt die Figur zu verstellen, mehr dazu beiträgt, ihren Anzug interessant zu machen.

Bei dem Eintritte in die Versammlung wies man mir und meinem hier einheimischen Freunde, dessen Einführung ich das Vergnügen verdankte, der Festlichkeit beiwohnen zu können, einen Platz in dem Gemache der Frauen auf dem Divan an, und brachte uns Pfeifen und Kaffee. Die Hausfrau kam, um die Hand zu küssen, was wir nicht annahmen und mit einem höflichen Salam abgemacht sein ließen; nach ihr kam die Braut, deren Schleier zwar zum Theil gehoben, doch bis unter das Gesicht noch Alles verdeckte, und verlangte, gleich der Hausfrau, uns die Ehre des Handkusses zu erweisen. Ich zögerte solche Demuthsbezeigung anzunehmen, doch mein Freund deutete mir an, mich dem Gebrauche nicht zu widersetzen, und so wurde ihr der Wunsch ungeschmälert zu Theil, meine Hand zu küssen und an ihre Stirn zu drücken.

Man brachte Erfrischungen, bestehend in Zuckergebackenem, Kaimack und Racki; die Frauen präsentirten dieselben, und die Manier den Kaimack zu essen war sehr einfach, da nur zwei sehr kleine Löffel für die ganze Gesellschaft dienten, indem die präsentirenden Damen die Löffel mit dem Kaimack füllten, auf die Schüssel legten und die Gäste somit aller weitern Mühe bis auf das Hineinstecken in den Mund überhoben waren. Ich muß gestehen, ich habe die Armenier immer nicht sehr geliebt, und mochte meine

Ansicht sich nach und nach in diesem Sinne ausgebildet haben; doch dünkt es mir, ich bin von einem Extreme zu dem andern übergegangen, schien es mir doch jetzt, als liebte ich alle ihre Frauen und Mädchen, namentlich erschienen mir ihre patriarchalischen Sitten weit besser, als dieselben für den ersten Anblick ausschauen und gewiß weit besser, als dieselben unsere Schönen wünschen und ertragen dürften. Man kommt hier zu Handküssen, man weiß nicht wie; eine andere Schöne mit munterm behenden Wesen, die mein Freund noch, als sie Kind war, in anderer Lage gekannt hatte und die dermalen bereits vermählt, diesen gewissermaßen mit kindlicher Achtung zu betrachten schien, kam, um ihm ihre Verehrung zu bezeigen, und dabei entging auch meiner Hand nicht die abermalige Ehre. So saßen wir in diesem Kreise etwa zwei Stunden, bis die Geistlichen zur letzten Ceremonie, zur Aufhebung des Schleiers der Braut, anlangten. Das arme Wesen saß noch in ihrem rothen Schleier da, wie wir sie Tags vorher gesehen; jedesmal, wenn Erfrischungen herumgereicht wurden, mußte sie aufstehen und stehen bleiben, bis dies beendigt war, gleichsam dadurch anzeigend, daß sie dies als eine ihr zukommende Dienstleistung betrachte. Nach Ankunft der Priester begaben sich die Frauen in die obern Räume, und etwa eine Viertelstunde darauf folgten wir nach. Wir sahen hier die ganze Ceremonie, wie am Tage vorher, wiederholen, wie bei der Abholung der Braut aus ihrem Hause. Außer

dem Priester waren auch wieder die großen Wachskerzen von gestern da; der Bräutigam wurde zu der in der Mitte des Zimmers stehenden Braut geführt, die Hände von Beiden ineinander gelegt, die Einsegnungsworte und Gebete nochmals abgelesen und gesprochen, die Köpfe Beider einander nochmals genähert, nochmals mit Schnuren umbunden, das Crucifix wiederum auf ihre Häupter gelegt, die Schnuren abgelöst und Beiden dann das Abendmahl gereicht, der Wein Beiden aus einem Glase, jedoch der Braut zuerst. Hierauf wurde dem Neuvermählten der erste Blick auf das Gesicht seiner jungen Gattin gewährt, indem der Priester den Schleier für einen Augenblick, der eben nur dem Manne erlaubte das Gesicht zu sehen, hob und sofort wieder fallen ließ. Die Braut begab sich darauf auf ihren Sitz zurück in der Ecke des Divans, wie am Morgen das Gesicht vollkommen verschleiert. Da man wußte, daß wir die Braut zu sehen wünschten, so hieß der Vater der Neuvermählten ihr, zu uns zu gehen, sie hob einen Augenblick den Schleier auf, gab uns abermals einen Handkuß als Zugabe und setzte sich zitternd auf ihren Sitz zurück. Ich konnte nicht umhin mich zu fragen, welche Sitte wol die angenehmere für die Braut sein möge, ob die hier übliche die ganze Ceremonie verschleiert und vollkommen ungesehen durchzugehen, oder aber nach unserer Sitte den überall beobachtenden, und wol oft verletzenden Blicken preisgegeben zu sein? Ich glaube die armenische Sitte ist die bessere —

wäre es auch nur, um weniger Stoff aus dem Gesichte der Braut zur Unterhaltung in den Nachbarhäusern zu liefern.

Die Brüder des Bräutigams kamen jetzt und brachten der ihnen zwei Schritte entgegengehenden Braut einige Goldstücke als Geschenk dar, ihnen nachfolgend mehre der männlichen Glieder der Familie des Bräutigams, wie ich glaube. Sie nahm das Geschenk und schien dankbar. Wie einfach, wie schön diese Sitten! Mag der Armenier ein speculativer und auf Vortheil ängstlich bedachter Kaufmann sein, zu gleicher Zeit ist er aber auch ein ebenso sorgsamer und absoluter Haus- und Familienvater. Es kann nicht fehlen, bei diesen patriarchalischen Sitten muß ein Wohlstand in dem Hause erhalten und ein neuer gegründet werden, wo es bei unsern Sitten nicht der Fall sein würde, und Zufriedenheit im häuslichen Leben ist, mit wenigen Ausnahmen, für die ungleich größere Zahl der Menschen die vorzüglichste Annehmlichkeit des Lebens.

Wie aber eine andere Sitte der Armenier beweist, deren Erwähnung einen allgemeinen Aufruf zu den Waffen von Seiten aller schönen Europäerinnen veranlassen dürfte, so zeigt dieselbe, wie die Sitten der Armenier voller Lebensweisheit sind. Diese Sitte ist, daß es dem neuvermählten jungen Mädchen nicht erlaubt, binnen Jahresfrist vor dem Vater ihres Mannes, in dessen Hause die jungen Eheleute, nach jener Landessitte, noch immer als wohnend angenommen

werden, zu sprechen; ja damit nicht genug, so hat sie vor der ganzen Familie gleichermaßen Stillschweigen zu beobachten, bis nach Jahresfrist des Schweigens der Vater ihr die öffentliche, feierliche Erlaubniß gibt zum Sprechen. O wie abscheulich! Welche barbarische Sitten! höre ich rufen. Das Abendland hat jedenfalls bessere Vorbilder und gewiß war Sokrates' Ehehälfte keine Armenierin und nicht in jener Schule erzogen.

Nach Beendigung der Vermählungs-Ceremonie ließ sich die Braut abermals auf dem Divan nieder und begann nun mehr und mehr, doch sehr allmälig den Schleier zu heben, und bereits war sie soweit gelangt, daß man schon einen leisen Zug des Mundes bemerkte, als mein Freund, dessen Tochter als Brautjungfer neben ihr saß, dieser sagte, sie möchte ohne Wissen der Braut den Schleier mehr heben. Das arme Mädchen bemerkte, was die Absicht ihrer kleinen Gefährtin war und in ihrer Hilflosigkeit weinte sie, wie man an einzelnen Thränen sah, die sie mit ihrem Tuche aufzufangen strebte; natürlich unterblieb die Ausführung des Vorsatzes. Die Frauen mit der Braut begaben sich jetzt hinunter nach dem Zimmer in der ersten Etage, wo eine Tafel für sämmtliche anwesende Frauen und Mädchen gedeckt war, welche um die Tafel, die mit Pilau und Schnittlauch reichlich besetzt war, sich gruppirten und aßen. Nächst hinter der Schönsten der Schönen, als Zuschauer auf dem Divan sitzend, war es hier, wo meine Augen

ungestört aus vollem Becher schlürften, mehr als genügend, um trunken heimzukehren.

Am Abend desselben Tages folgte die Ueberbringung der Ausstattung der Braut. Ich wurde eingeladen auch dieser beizuwohnen, doch wie gern ich auch der Einladung gefolgt, so fanden sich doch Abhaltungen, die mich zu Hause hielten, was ich um so eher verschmerzen konnte, als man mir versicherte, daß dabei, so zu sagen, nichts zu sehen sei, im glücklichsten Falle die Frauen ausgenommen.

Ein Diener aus Buschir.

Auf meiner Reise von Indien nach Persien in Buschir ankommend, war ich hier genöthigt, Diener, Eingeborene des Landes, anzunehmen, deren Zahl nicht ganz unbedeutend, sofern man sich einestheils in die Sitten des Orients schickt, anderntheils namentlich an die Indiens gewöhnte. Die meisten der Diener, die ich in Buschir angenommen, taugten nicht viel; es waren Leute, die theils weder geneigt gute Dienste zu leisten, theils dies zu thun nicht verstanden, auch bei den Eingeborenen des Landes nicht sehr beliebt zu sein schienen; der eine hiervon eine Ausnahme machende war ein Charakter, dessen Eigenthümlichkeit mich interessirte, und der geeignet sein dürfte, unter den Charakterbildern der Perser einen Platz zu finden. Dieser Diener, Abu-Rayhim, war ein junger Mensch, der in Buschir wol die Armuth in allen ihren verschiedenen Schattirungen hatte kennen lernen, der durch diese und sein elendes, nicht einnehmendes Aeußere Schwierigkeiten gefunden haben mochte in einen Dienst zu kommen, und der, wie es schien, nun da ihm diese Gelegenheit sich geboten hatte, das Ge-

wisse für das Ungewisse seiner frühern Stellung so lange als möglich festzuhalten entschlossen war mit der Festigkeit des Charakters, die kränkelnden, schwächlichen Naturen so oft eigen ist. Dieser Sinn hatte sich namentlich in Schiraz ausgesprochen, wo, als sämmtliche übrige seiner Landsleute, die mit mir gegangen waren, ihre Entlassung nahmen, nur er vorzog zu bleiben, trotzdem ich ihm vorgestellt, daß es für ihn vielleicht rathsamer sein dürfte, mit seinen Landsleuten nach Buschir zurückzukehren. Er war in Buschir in meinen Dienst gekommen, weil sich kurz vor meiner Abreise mehre Diener, die zur Reise angenommen worden waren, wieder verabschiedet hatten und ich nun bei der Kürze der Zeit Schwierigkeiten fand, Diener zu erlangen; man hatte ihn gefunden, er erklärte sich bereit mitzugehen und wurde so angenommen. Zu seinem wenig einnehmenden natürlichen Aeußern gesellte sich noch eine eigenthümliche Anlage, stets schmutzig auszusehen, ein auffallender Anschein von Saloperie, die manchen Menschen wie angeboren scheint. Die Diener in Persien haben für ihre eigene Kleidung meist zu sorgen, und in dieser Weise waren auch meine Leute angenommen worden. Arm, wie der Mensch jedenfalls war, konnte man nicht füglich verlangen, daß er sich gute Kleider anschaffe; denn wenn ihm auch sein Gehalt dazu die Mittel bot, so ist wol kaum von einem Armen, der schöne Kleider wol oft Gelegenheit hatte als Nebendinge kennen zu lernen, zu erwarten, daß er die

Mittel, deren Werth er in anderer Hinsicht hat schätzen lernen, auf solche Dinge verwendet. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hatte ich ihm neue Kleider in Schiraz angeschafft; um ihn dabei nicht zu beschränken, war ihm aufgegeben sich dieselben nach seinem besten Geschmacke selbst anzuschaffen und bei mir den Betrag zu erheben. Ganz seinem Charakter angemessen hatte er dabei aber mehr auf Haltbarkeit als auf Aeußeres gesehen, und ich sah ihn, wenn auch mit diesem oder jenem neuen Stücke, doch nicht weit besser als er gewesen, gekleidet; ja diese Stücke verschwanden eins nach dem andern wieder, und er erschien bald gerade so wie zuvor. Wie ein Fettfleck den schönsten Fußboden entstellt, so hatte dieser Diener eine ähnliche Wirkung auf meinen ganzen Troß. Zugestanden, daß für Den, der an gute Kleider nicht gewöhnt, diese in seinen Augen einen erhöhten Werth haben mögen, wenigstens ihn veranlassen, dieselben möglichst zu schonen, so entschloß ich mich in Teheran, wo des allgemeinen Anstands halber dieser Fettfleck verdeckt werden mußte, ihn nochmals zu kleiden und that dies, aber diesmal die Anordnung selbst in die Hände nehmend, nachdem ich die Bedingung gestellt hatte, daß er nun die frühern Kleider aufheben möchte, ich ihn aber neu costümirt mit dem Vorbehalte, daß er die Kleider trage und möglichste Aufmerksamkeit auf seine Person wende. Es war nun allerdings etwas besser für einige Zeit, doch seine Eigenthümlichkeiten ließen sich nicht verleugnen; der Mensch war

etwa 19 — 22 Jahre alt und hatte den Dienst des Tisches zu besorgen. Er blieb durch die ganze Zeit meiner Reise in Persien bei mir und hatte sich in dieser letztern Zeit zu einer gewissen bevorzugten Stellung emporzuarbeiten gewußt; doch so consequent er sich darin gezeigt, seinen Dienst, so lange ich innerhalb Persien, nicht aufzugeben, erwies er sich auch hinsichtlich seines Aeußern, denselben Mangel an Sorgsamkeit vorwalten lassend. Er war, wie erwähnt, eine uneinnehmende Erscheinung, doch hatte ich nie Veranlassung über seine Treue zu klagen.

Erhöhte Häuser.

Alle Orte, die in der Gegend von Rescht bis Anzely inmitten einer reichen Vegetation in niederer Lage am Wasser sich finden, haben einen Ueberfluß an Muskitos (Mücken). Man findet in Folge dessen die bekannten erhöhten Hütten, d. h. von vier oder mehr Säulen getragene, etwa 18 — 20 Fuß über den Fußboden erhabene Häuser; in dem kleinen Orte Beer-Bazar, welcher nur aus einigen flüchtig gebauten Häusern besteht, die inmitten einer dichten Waldvegetation am Ufer eines kleinen Einschnittes, den der Meerbusen von Anzely hier bildet, liegen, ein Boden, der vorzugsweise auch von Muskitos heimgesucht und geplagt, wählte ich ein dergleichen Haus zu meiner Wohnung und fand mich auch vollkommen verschont von Muskitos, die sich nämlich der Erde näher halten und dem Luftzuge feind sind, der in dieser Höhe schon fühlbar wird. Ueberhaupt aber möchte ich glauben, daß diese erhöhten Wohnungen in dergleichen Lagen, die an vegetabilischer Ausdün-

stung reich sind, wie dies in diesen warmen Ländern, wo Wasser und Gewächsreichthum sich vereinen und Fieber und Dissenterien so gewöhnlich, namentlich des Nachts weit zuträglicher für die Gesundheit des Menschen sind, als die zu ebener Erde gelegenen.

Blick auf die Küste des Kaspischen Meeres.

Von Geberjelly an der westlichen Küste des Kaspischen Meeres, die auch namentlich durch ihren Reichthum an Lachsen und Heringen begünstigt ist, zieht sich der Weg längs der Küste hin und die ganze Gegend bildet ein Bild der kräftigen, üppigen Vegetation in sehr gesegneter Lage, bei großem Reichthum an Süßwasser und bei den Ausdünstungen an der Meeresküste. Der Weg selbst ist sehr angenehm, mit Ausnahme der Flußübergänge. Der Reichthum an Flüssen dieser Küste ist groß; von halben zu ganzen Stunden Entfernung findet man Flüsse, die sich in das Meer ergießen, doch ist eben durch diese die Reise einigermaßen erschwert, da an Brücken hier nicht zu denken ist. Die Flüsse durch Jahrhunderte sich selbst überlassen, haben ihrem Ausflusse mehr und mehr Boden zugeführt und die Mündungen sämmtlicher dieser Flüsse sind somit sehr verschlemmt. In Folge dessen tritt das Wasser, in seinem Abflusse gehemmt, zurück, veranlaßt so Tiefen, Moräste und Lachen nächst seinem Ausflusse. Dadurch wird aber der Uebergang oder vielmehr Durch-

gang durch diese Flüsse ziemlich erschwert; den Weg aber weiter von der Küste abwärts ins Land zu legen, würde durch die vielen zum Theil schroffen Thäler und Thalschluchten gleichfalls große Hindernisse finden. Oft sind diese Durchgänge durch den Fluß ziemlich ungangbar, und eine Stelle, wo ich den Weg um einige hundert Schritte verfehlt hatte, war so schwierig, daß wir genöthigt waren, ziemlich weit zurückzugehen, um den Durchgang zu finden. Unter den angegebenen Verhältnissen kann es nicht fehlen, daß man, namentlich nahe dem Meeresstrande, ganze Strecken von Wasser mit Schilf bewachsen und mit Bäumen und dergleichen bedeckt sieht. Ich passirte eines Tages 10 — 12 kleinere und größere Flüsse; was letztere anlangt, so gehörten dieselben freilich immer noch zu denen sehr untergeordneter Größe, die alle mit Pferden zu passiren waren. Der Weg führt, wie erwähnt, die Meeresküste entlang und zwar da, wo die Trockenheit des Bodens dies erlaubt, etwa hundert Schritte vom Strande entfernt; schöne große Waldbäume, Erlen, Ulmen, Nußbäume u. s. w. schmücken die Küste in ungestörter Pracht, abwechselnd mit kleinen, grasigen Flächen und schilfigen Ufern. Die Vegetation ist überaus schön, die schönen 80 Fuß hohen Waldbäume erstreckten sich bis auf 40 Schritte von dem Wasserspiegel des Sees.

Brücken in Persien.

Drei Meilen von der schmutzigen, schlecht gebauten Karawanserai von Boa-Chenar führt eine Brücke über den Rudbar, circa 11 deutsche Meilen von dessen Eintritte in das Kaspische Meer, die zwar von Stein, doch schlecht gebaut ist, sodaß dieselbe mit ihrem hohen Mittelbogen mehr einem Berge ähnlich sieht. Sie muß einer sehr frühen Zeit oder einem Künstleroriginale ihre Erbauung verdanken. Der Zweck dieser Bauart scheint mir schwer erklärlich und der Uebergang möchte einem glauben lassen, man reite ein Dach hinauf und hinab. Hat man dieses Kunstwerk, ohne den Hals zu brechen, passirt, so sieht man sich bald in eine gut angebaute Thalfläche versetzt.

Eine andere Brücke über den Sefid-Rud, 1½ Meile unterhalb Menjil, war ehemals ganz von Stein, dermalen sind die Bogen über den Fluß selbst niedergebrochen, ob in Folge der Zeit oder in Folge besonderer Veranlassung, vielleicht in Kriegszeiten abgebrochen, konnte ich nicht erfahren. Die Pfeiler dagegen stehen noch; man hat so eine Holzbrücke über die Pfeiler gebaut, die aber durch ihr äußeres

Ansehen wenig Vertrauen einflößt. Die Holzbalken nämlich, die man auf die Pfeiler aufgelegt, sind nicht so lang, um die ziemlich weit von einander stehenden Pfeiler zu erreichen. Diesem Uebelstande wußte der Erfindungsgeist des Persers auf die einfachste Weise abzuhelfen, ich möchte beifügen, nur besorgt, die Verbindung herzustellen, unbekümmert um die gefährdeten Glieder seiner Mitbürger. Man hat sich nämlich veranlaßt gesehen, je zwei Balken zusammen zu verbinden, welche Verbindung, wiewol dieselbe sich fest erwies, doch für den ersten Anblick nicht viel Zutrauen dafür erweckt.

Die Unterhaltung von Bauten, mögen dieselben öffentliche oder Privatbauten sein, scheint sich in Persien durchaus keiner Beachtung zu erfreuen, was uns wiederholt zu dem bekannten Satze zurückführt, daß der Sohn oder Nachfolger die Bauten seines Vaters oder Vorgängers nicht fortzusetzen pflegt, ein Umstand, der den Reichthum aller mohammedanischen Länder an verfallenen Gebäuden nicht wenig unterstützt. Alles für das Auge, Alles für den augenblicklichen Genuß und Gewinn; für indirecten Nutzen hat man keine Idee.

Die Dragomans in Konstantinopel.

In Konstantinopel wird der Besuch des Serai und der Moscheen, der der Sophia oben an, als ein förmlicher Geschäftszweig von Seiten der Dragomans betrachtet, von denen namentlich Sevany u. Comp. oder Helfershelfer dermalen sich auszeichneten. Diese Dragomans, die nichtsnützigste, unangenehmste, betrüglichste, albernste, ja stupideste, anmaßendste, frechste und unverschämteste Classe von Menschen, die man sich denken kann, betrachten die Europäer, die hier als Reisende erscheinen, als ihr Personal, als ihre Taschen u. s. w. Der gedachte Schlingel Sevany, der durch seine Betrügereien sich schon ziemlich herausgemästet hat, läßt von Zeit zu Zeit Circulare in der Stadt, in den verschiedenen Hotels herumtragen, damit diejenigen, die sich bei Besichtigungen betheiligen wollen, sich unterschreiben. Hat die Zahl der Unterschriften die nöthige Höhe erlangt, so wird die Schau vorgenommen, die Zahlung an Geschenken und dergleichen besorgt der Dragoman und diese verursachten Kosten werden unter die Herren, die ihm die zahlbarsten erscheinen, vertheilt, d. h. diese stehen auf

dem Circulare. Außer diesen folgt nun aber noch ein Schwarm, grün, blau, roth und gelb, von allen Farben, mit denen der Dragoman nun noch privatim seinen Handel macht und natürlich Jedem versichert, daß er auf diese Weise sehr billig wegkomme, da die Herren es bezahlen, er aber, wolle er auch selbst mitzahlen, vor der Hand nicht mitgehen könne, da die Zahl zu groß würde, eine nächste Besichtigung aber mehre Wochen später erst wieder stattfinden könne, doch wolle er, der Dragoman, sich verstehen gegen so und so viel es zu übernehmen, ihn mit einzuschwärzen u. s. w. Das Ende vom Liede ist aber in Kürze dieses, daß Jeder nach seinen Mitteln geschätzt wird und in die Hand des Herrn Sevany oder anderer Betrüger danach zahlt. Einige Herren besuchten mittels Ferman den Serai, die Moscheen u. s. w. und zahlten dafür 500 Piaster, und dabei hatte an diesem billigen Unternehmen auch ein Dragoman oder Dollmetscher ebenso gut einen großen d. h. den größern Theil Gewinn. Sevany dagegen hatte sich von der Gesellschaft, der ich beigetreten, 1200 Piaster zahlen lassen; er hatte uns also, wie vor uns tausend Andere, um 700 Piaster geprellt, ein Geschäft von 5 — 6 Stunden, und dabei versicherte man mir später, als ich in Konstantinopel mehr bekannt wurde, daß alle Kosten für Geschenke der Kaicks und dergleichen etwa 200 Piaster betrage für die ganze Gesellschaft. Diese Dragomans, der Auswurf der Menschheit, sind die unersättlichsten

Hydern, die man je gesehen hat, und wehe den armen Reisenden, die ihren Händen verfallen, deren sich Keiner ganz erwehren kann, denn das Schlimmste ist, daß diese Sorte Leute von den Gastwirthen begünstigt werden, allem Anscheine nach aus Furcht, dieselben möchten die Reisenden gegen dieses oder jenes Gasthaus einnehmen, weniger recommandiren und dergleichen, als ob Reisende diesen Galgenstricken bei ihrer ersten Ankunft in dem Orte Glauben schenken würden und nicht den Recommandationen ihrer Freunde.

Die Dragomans Konstantinopels gehören offenbar zu den schlechtern und hinsichtlich ihrer dürfte das, was ich hier gesagt, eher zu wenig als zu viel sein. Etwas günstiger dagegen möchte ich die Aegyptens darstellen, die mit andern Worten asiatischen Blutes. Erstere in Konstantinopel, Smyrna u. s. w. lebend, sind griechischer, jüdischer, italienischer Abstammung, wogegen Letztere, Araber, Syrer oder Aegypter, edlere Charaktere im Vergleich zu jenen genannt werden müssen.

Europäisirung der Türken.

Mit jedem Schritte vorwärts in die europäische Cultur scheint mir das türkische Reich einen Schritt rückwärts zu gehen und das Schlimmste dabei dünkt mich, daß nicht allzuviele Schritte rückwärts gethan zu werden brauchen, um am Ende angelangt zu sein. Drollig ist übrigens der Geschmack, den die Europäer finden an der Europäisirung der Türken. Wenn man diese Herren sieht, und sieht, zu welchen Scenen die europäische Kleidung derselben tagtäglich Veranlassung gibt, dann begreift man nicht, ob ein vernünftiger Mensch sich darob freuen kann. Dinge, die der Türke, ohne auffällig den Anstand zu verletzen, in seiner weiten Kleidung thun kann, lassen sich in der fränkischen nicht ausführen, ohne Anstand und Sitte geradezu mit der Faust ins Auge zu schlagen. Ist dies schon störend in den Straßen, so ist es um so störender auf dem Schiffe, wo man eng zusammengedrängt und ein Ausweichen oft ganz unmöglich ist. Eine gewöhnliche Erscheinung ist, daß man sich nicht

mit den Kleidern zu behelfen und mit Knöpfen u. s. w. nicht umzugehen weiß, sodaß meist ein Zweiter und Dritter herbeigerufen wird, um vor Aller Augen die Sache in Ordnung zu bringen, wobei die Unterbringung der leinenen innern Kleidungsstücke nicht wenig Kopfzerbrechen meist veranlaßt.

Der Gouverneur von Schiraz und sein Freund.

Der jetzige Gouverneur von Schiraz Mohammed-Hussein-Khan ist derselbe, der früher als Gesandter nach England geschickt wurde, ohne von der englischen Regierung — damals Lord Melbourne, der eben nicht günstig gegen das persische Gouvernement gestimmt war — anerkannt zu werden. Die Folge dieser Nichtanerkennung war, daß die Mittel, wodurch andere persische Gesandte sich in Europa Geld zu verschaffen gewußt, ohne von ihrem Gouvernement damit versorgt zu werden, was nach dem Herkommen und Gebrauche der persischen Regierung unnöthig erscheint, ihm verschlossen waren. So lange nämlich, als er nicht anerkannt, mangelte ihm der Credit, um Einkäufe für sein Gouvernement zu machen, ohne Einkäufe schossen die Kaufleute Englands aber kein Geld vor, da die Gelegenheit ihnen so benommen war, sich auf Rechnung des Schahs bezahlt zu machen.

Mohammed-Hussein-Khan hatte in Paris mit ziemlichem Geschicke einige französische Häuser geprellt, jedoch in England wollte dies, wie gesagt, nicht gehen: die englischen Kaufleute verstanden seine Experimente falsch und legten Arrest auf seine Person. In dieser für Seine Excellenz so unangenehmen Lage im Schuldthurme kam der Nabab Ussuf-il-Dhawla, von der Familie des Beherrschers von Oude, nach London, schoß ihm Geld vor, bezahlte seine Schulden und machte ihn so frei aus seinem Arreste.

Von dieser Zeit schreibt sich eine innige Freundschaft zwischen Beiden her, und so kam es, daß einst in Teheran, als der Nabab zum Besuch dort anwesend und wo die Rückzahlung jener Summen vielleicht in Rede, Hussein-Khan sich schwer über den Schah beklagte, in Bezug auf seine für ihn so ganz fehlgeschlagene Gesandtschaft nach London, der Nabab ihn warnte, sein Maul im Zaume zu halten, so lange ihm seine Fußsohlen lieb seien. Der Nabab reiste von Teheran ab und sah Hussein-Khan erst später in Schiraz wieder. Als sie so eines Tages allein waren, zeigte Hussein-Khan dem Nabab seine Fußsohlen, mit der Bemerkung, daß er ihm dies zu verdanken habe, denn kaum sei er damals in Teheran von ihm gegangen, so habe der Schah nach ihm geschickt; im Palaste angelangt, habe man ihm eine Bastonnade gegeben, und als er dennoch seine Ansichten über des Schah Person nicht ge-

bessert habe, sei ihm sofort eine zweite Bastonnade verabreicht worden, wodurch seine Fußsohlen die unverkenntlichsten Spuren der erhaltenen Lection zeigten.

Vertrauen der Perser gegen die Engländer.

Wenn man nicht verkennen kann, wie der ehrenwerthe Charakter der englischen Persönlichkeiten seine große Anerkennung in Europa findet und uns allein wieder mit der Politik Englands versöhnt, so kann man auch nicht verkennen und muß mit Vergnügen wahrnehmen, daß dieselbe Anerkennung auch bei den asiatischen Nationen sich zeigt und die Achtung vor den Europäern durch die englischen Persönlichkeiten namentlich sehr gehoben ist. Wie viele Beweise hierfür in Indien täglich vorkommen ist genügend bekannt, weniger und einzelner dürften die Beweise dafür in Persien sich finden, weil eben die Perser weniger in Berührung mit den Engländern kommen. Einen dieser Fälle jedoch, der sehr glänzend dasteht, erzählte mir Major Hennel, Resident in Buschir.

Als der König von Persien Futteh-Ali-Schah gestorben war und die jetzt in Bagdad in Pension lebenden Prinzen von Persien ihre Sicherheit gefährdet sahen, kam einer derselben zu Major Hennel nach Buschir und äußerte den Wunsch, diesen einen Augenblick allein zu sprechen. Major Hennel willfahrte ihm

und in einem abgelegenem Zimmer angelangt, zieht der Prinz ein Packet unter seiner Kleidung hervor; dasselbe öffnend ergibt sich, daß der Inhalt in Pretiosen und Juwelen von großem Werthe bestand, die er Major Hennel übergibt, mit der Bitte, diese Juwelen im Werthe von 40,000 Pfd. St. für ihn in Verwahrung zu nehmen. Major Hennel erklärte sich zwar willig, diesem Freundschaftsdienste sich zu unterziehen, jedoch unter der Bedingung, daß der Prinz ein Verzeichniß der übergebenen Dinge aufnehme. Dies verweigerte der Prinz jedoch standhaft zu thun, beharrend bei seiner Bitte, daß Major Hennel die Juwelen aufhebe, ohne Verzeichniß und ohne Empfangschein und Mitwissen irgend Jemands, und dieselben nur an die Person zurückgebe, die ihm einen kleinen Türkisring, den der Prinz am Finger hatte, vorzeigen würde. Major Hennel versprach der Bitte nachzukommen; der Prinz ging fort und Niemand wußte anscheinend von der Sache. Bald jedoch kamen Anfragen von Teheran wegen der Juwelen. Major Hennel ignorirte alle Mitwissenschaft; die Anfragen wiederholten sich dringender, doch blieb es bei demselben Bescheide; es kamen hierauf zuweilen auch angeblich directe Auffoderungen von Seiten des Prinzen die Juwelen auszuliefern, doch Major Hennel verweigerte irgend eine Kenntniß derselben einzugestehen, bis endlich nach Jahresfrist eines Tages ein Mann zu ihm kam, der, ihm den Ring vorzeigend, die Juwelen verlangte, worauf Major Hennel dieselben übergab.

Oft, so erzählte mir Major Hennel, wird Geld in den Tresor der Residentschaft geschickt von Eingeborenen, und lange Zeit danach erst ein Empfangschein davon angenommen und oft das Geld überschickt ohne Brief, ohne Angabe der Summe und dergleichen mehr, Beweise, die offenbar schlagend sind, um darzulegen, wie sehr die Eingeborenen von der strengen Ehrlichkeit der englischen Beamten überzeugt sind. Daß ein Vergleich immer zu Gunsten der Europäer ausfallen wird in Persien, bezweifle ich nicht, und bekanntlich glänzt ein Funke um so heller in der Nacht; doch muß man auch von der andern Seite zugestehen, daß die, die von Kindesbeinen an Lug und Trug um sich thätig gesehen, schwerer an die Tugenden der Menschen glauben, als die, die alle Menschen im guten Lichte stets sahen.

Das Kloster der Derwische.

Eines Tages besuchte ich das Kloster der Derwische in Brussa, wo sich eine sogenannte heulende Derwischgesellschaft versammelt. Die Gebäude sind nicht besonders, das Aeußere sehr einfach, fast wie in Konstantinopel, mehr einem Hause als einer Kirche, einem Kloster oder einer Moschee ähnlich. Die Decoration immer in der üblichen Weise in Stellen aus dem Koran bestehend, aus denen Guirlanden und Stäbe gebildet sind; in runden Schildern waren die Namen der Imam angebracht, sowie über dem Schreine der Mohammed's, zur Rechten des Schreins, nämlich das Gesicht nach dem Schreine gekehrt, der Name Ali's, zur Linken der Abu-Bekr's. Die Versammlung bestand außer dem Meister vom Stuhle und den Schöffen, die ein ziemlich respectables Aeußere hatten und denen dabei der grüne Turban nicht fehlte, aus den dienenden Derwischen. Der Meister saß auf einem Tigerfelle unmittelbar vor dem Schreine, mit dem Gesichte nach der Versammlung gekehrt. Die Versammlung der Brüder, wenn man so sagen darf, war ganz ohne Abzeichen in ihrer Kleidung, nur

daß Viele unter ihnen grüne Turbane trugen, an denen überhaupt in Brussa kein Mangel herrscht. Die ganze Versammlung, sich bald rechts, bald links, bald nach vorn neigend, ihr Allah hu, Alla hu u. s. w. ausrufend, hatte für den Zuschauer, wie für den Hörer etwas sehr Lächerliches. Diese Ausrufungen, die viele bis zu einer ziemlich gänzlichen Erschöpfung fortsetzten, begründen sich darauf den Namen Gottes eine gewisse für heilig und bedeutungsvoll angesehene Zahl Male auszurufen, je so und so viel tausend, hundert oder zehn mal. Die Zahl der Ausrufungen wird an einem Monstrum-Rosenkranze des Meisters gezählt und die Schöffen des Stuhles singen dabei den Gesang des Lobes Gottes u. s. w., wie vorher ein Gesang zum Lobe der Fatime abgesungen wurde. Zwei der Brüder der Derwischversammlung waren krank, sie legten sich vor dem Meister nieder, derselbe stieg auf ihnen herum, mit andern Worten, er magnetisirte sie mit den Füßen. Für einen andern schweren Kranken wurde ein Glas Wasser gebracht, welches von dem jüngsten Gliede der Brüderschaft an, umgehend von einem zum andern, dann von den Schöffen behaucht wurde und endlich von dem Meister ein Schluck von demselben getrunken und darauf dem Kranken gereicht wurde. Die Speculation, ein Geldsammlung, war auch hier das Finale der Ceremonie.

Wilde Sinnlichkeit.

Als ich einst in Brussa meine Verwunderung darüber äußerte, daß die Türken so sehr gegen den Umgang mit öffentlichen Frauen (Kisbis) eiferten, erhielt ich die Erwiderung, daß in dieser Hinsicht die ungebildetere Classe der Bevölkerung mehr mit wilden Thieren als mit Menschen zu vergleichen sei. Alle Wochen oder paar Wochen erlebe man hier derartige Fälle, wo einige Männer von benachbarten Ortschaften kommend, Jeder eine dergleichen Kisbi auf sein Pferd nehmend, nach den Gärten, Bergen, Weingärten oder sonst wohin, wo sie ungestört zu sein glaubten, brächten und daselbst trinkend und singend ihre Bacchanalien feierten. Sobald Andere davon hörten, machten diese sich auf nach dem Platze des Bacchanals und ein Kampf mit Messern, Pistolen und Säbeln, geführt auf Leben und Tod, entspönne sich sofort um den Besitz der Frauen, die die Beute des Siegers würden. Siegen die neuen Ankömmlinge, so setzen diese das Bacchanal fort,

wo es Jene gelassen haben; oft aber bleiben auch sie nicht lange ungestört und werden von den Erstern, die Verstärkung an sich gezogen oder von Andern wieder aus dem Felde geschlagen. Wie wenig ich diesen Angaben Glauben zu schenken geneigt, so wurde mir doch von verschiedenen Seiten die Glaubwürdigkeit derselben bestätigt und angegeben, daß dergleichen Fälle nur zu häufig vorkämen; ja einer der darum Befragten setzte der Versicherung der Glaubwürdigkeit noch bei, daß, als er vor Kurzem in Gemlek gewesen sei, einige Leute daselbst ihn veranlaßt hätten, mit ihnen zu gehen, mit den Worten: „Wir wollen Dir etwas zeigen." Ihnen folgend, begibt er sich auf eine Anhöhe in geringer Entfernung vom Dorfe, wo sie unter sich in der Ebene eine kleine Wagenburg erblicken, gebildet aus Arabas des Landes. Innerhalb des Kreises sah man, so versicherte er, eine Zahl von etwa 40 Personen in einem mehr oder weniger durch Lust und Trunkenheit aufgeregten Zustande; halb und ganz entkleidete Figuren tanzten und sprangen hier im wilden Treiben durcheinander. Der Erzähler, der, wie er sagte, keinen Beruf in sich fühlte, zog sich zurück, weil er fürchtete, es könne über ihn hergehen, wenn man ihn, den Beobachter, bemerke. Kaum ist er jedoch in einiger Entfernung, so hört er schon das Schießen und das Geschrei einer andern ankommenden Partei, die die Wagenburg stürmt. Die Wagen werden auseinander gezogen, eine Bresche gebildet, der

Kampf ist heftig, doch die angreifende Partei bleibt Sieger; sechs Todte blieben auf dem Platze. Die Frauen dabei harren geduldig auf den Ausgang des Kampfes, um sich, ein wurmstichiger Lohn für vieles Blut erkauft, dem Sieger hinzugeben.

Die arabische Bevölkerung der Küste Maskat und ihre Kleidung.

Die Bevölkerung von Maskat ist wol der Typus der ganzen Küste, wie der der Bevölkerung der ganzen arabischen Halbinsel, und weicht auffallend von dem Araber Syriens ab. Ein freier, hoher, männlicher Geist wohnt in diesen wilden Söhnen der Natur in einem weit höhern Grade, als man dies wol schon den Beduin-Arabern Syriens zuschreibt, die mir wie feine geschmeidige Kaufleute gegen diese kräftigen Naturen erschienen. Wie mir Maskat ganz als ein Ort vorkam, der den Bildern gleicht, in denen uns die Romanschreiber ein Seeräubernest vorführen, so sind diese Araber des Landes von Maskat das getreue Bild eines wilden Räubervolkes, jeder Einzelne fühlt eine Armee in seiner Faust. Ihre Erscheinung ist nicht sehr bestechend für den ersten Anschein, da ihre Kleidung namentlich in Bezug der Reinlichkeit einen Mangel an

Sorgsamkeit zeigt, der um so unangenehmer auffällt, wenn man an die Reinlichkeit und Sauberkeit der Inder gewöhnt ist. Die Farbe ihrer Haut ist ein lichteres oder dunkleres Braun, ihre Gesichtszüge sind edel, ihr Körperbau ist groß und schön, ihr Haar schwarz, schlicht, mit Fett reichlich versehen.

Ihr Anzug, um von unten anzufangen zeigt ein Paar gelbe Schuhe mit runden Spitzen, d. h. der vordere Theil des Fußes rund; kürzere oder längere weite Schalwars, ein weites Hemd mit einem Gürtel oder geflochtener Riemenschnur um die Hüften befestigt; ein Turban oder Kopftuch, meist gelb und roth oder gelb und grün, vollendet den Anzug, dem als Ueberwurf und Staatskleidung eine Abba von weißem, braun gestreiftem, oder bei den Vornehmen, Mullas u. s. w. ganz weißem Schaf-, Ziegen- oder Kameelhaarstoff beizuzählen ist. Zu dem kriegerischen Ansehen dieser Bewohner des Landes tragen nicht wenig ihre Waffen bei; ein langes, gerades, zweischneidiges Schwert mit langem Kreuzgriffe, nach Art der in der ältesten Ritterzeit in Europa geführten Schwerter, dient ihnen als Waffe, deren Scheide meist mittels Lederriemen mit einem kleinen hölzernen konisch zugespitzten Schilde zusammengebunden ist, sodaß, über die Achsel geworfen, das Schwert vorn, der Schild hinten hängend getragen wird.

Die Klingen der Schwerter sind anscheinend sehr

schön, die Schwerter leicht, die Klingen aber bei ihrer Länge sehr dünn, sodaß, wenn man dieselben am Griffe haltend in eine erschütternde Bewegung setzt, die Klingenspitze sehr vibrirt. Auf diesen Klingen sollen öfter europäische Schriftzeichen vorkommen, und man gibt meist an, daß dieselben noch aus den Kreuzzügen herrühren. Die Form der Schwerter läßt allerdings diese Vermuthung sehr nahe liegen.

Daß der Araber von Natur ein denkender Mensch ist, ist wol allgemein anerkannt, sowie daß der Araber sich vorzugsweise zur Philosophie hinneigt und sich darin mehrfach sehr ausgezeichnet hat. Der Araber dieses Theils des Landes ist der reformirte Mohammedaner, frei und klar über die Formen der Religion denkend, sich nicht zum Werkzeuge der Priester herabwürdigend, zeigt sich der Araber hier durchaus verschieden in seinem Benehmen gegen Europäer, Christen oder überhaupt anders Glaubende, als der Mohammedaner in Indien, Persien, der Türkei u. s. w. Von dem Fanatismus Jener findet man hier keine Spur: die abzumachenden Geschäfte erkennt man als Hauptsache, die Glaubensformen als Nebensache, und diese Art des Denkens scheint sich in allen Verhältnissen zu bestätigen; denn auch im Bezug der Frauen denkt man hier verschieden, indem man es den Europäer so wenig verwehrt sich denselben zu nähern, als man dies den Eingeborenen des Landes ver-

wehren würde, was namentlich in den zu Persien gehörenden Ortschaften, d. h. auf der entgegengesetzten Küste, durchaus nicht der Fall sein soll. Die Frauen übrigens, die man im Laufe des Tages auf den Straßen zu sehen bekommt, zeigen durchaus keine Spuren von besonderer Schönheit.

Gulil-Khan.

Zwischen Nokomer und Usurget passirt man die Besitzung, d. h. Familienwohnung, des Fürsten Demetry-Gulil-Khan, des ehemaligen Herrn des Landes. Dieselbe erinnert sehr an europäische Burgen, wobei die sie umgebende Kiefernwaldung noch beiträgt die Täuschung zu erhöhen. Der Khan, ein junger, freundlicher Mann von 27—28 Jahren, der in Folge einer Verwundung und deren schlechter Heilung lahm auf einem Fuße war, erzählte mir viel von seinem Sonst und Jetzt, wie das Land ihm trotz aller Zusicherungen verloren gegangen und er nun zum schlichten Beamten herabgesunken sei, wo er einst ein Herr gewesen, wiewol man ihn, als man ihn zum Polizeidirector von Usurget gemacht, gewissermaßen in den Wahn einzuschläfern gewußt, daß er noch der Herr des Landes sei, eine Verwendung seiner, die dem russischen Gouvernement zu Nutze kam, weil die Landschaft sich unter ihrem angeborenen Herrn leichter regieren ließ als unter russischer Hand. Der Fürst zeigte mir das Khansdiplom, was von dem Großherrn d. h. Sultan in Konstantinopel seiner Familie ausgestellt und ihm

bei seiner Anwesenheit daselbst erneuert worden war; doch war es eben nur ein schön geschriebenes Pergament aus einer bessern Vergangenheit seiner Familie und die gegenwärtige Zeit und Wirklichkeit eine andere. Gulil-Khan war bei den russischen Truppen und wurde durch die erwähnte Verwundung unbrauchbar zum Militairdienste, worauf man ihn als Polizeidirector placirte. Aeußerlich ein unterthäniger Knecht der Russen, geschmeichelt in seiner Eitelkeit durch den Umgang mit Russen, ist er doch innerlich ein Feind der Russen, wie alle Asiaten; denn keine Nation Europas bildet einen so vollkommenen Gegensatz der Orientalen, als gerade die russische; die Faust auf's Auge paßt besser als der Russe zum Herrn des Orients!

Gulil-Khan gab mir wiederholte Beweise seiner freundlichen Gesinnungen, sodaß er, als ich von ihm Abschied nahm, mir ein paar Trinkhörner zum Andenken gab, die an und für sich zwar keinen Werth hatten, die er mir aber auf so hübsche Weise gab, mit der Bitte seiner zu gedenken, wenn ich daraus tränke, daß ich mich herzlich darüber freute.

Russische Zustände.

Derselbe unheimliche, widerliche Eindruck, den mir der erste Schritt über die Grenze auf russisches Gebiet verursachte, ist nicht von mir gewichen, so lange ich innerhalb seines Bereiches war, und erst als mir die Luft des Schwarzen Meeres entgegenblies, schien mir das Land wieder ein von Menschen bewohntes zu sein. Selbst Tiflis, das von den Russen Gepriesene, hat mich durchaus kalt gelassen, und ich war froh, als ich ihm den Rücken gewandt. Mag sein, daß mein damaliges Unwohlsein dazu beigetragen hat diesen Eindruck hervorzurufen, aber zugestehen muß man, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen andern Ländern und diesen russischen Provinzen, von gleichen Völkerstämmen bewohnt, anerkannt werden muß. Ein gewisses Heimatsgefühl, so scheint es, geht hier den Leuten ab; Keiner ist sicher, daß er nicht im nächsten Augenblicke einen Kosacken bei sich einquartirt erhält, womit die häusliche Ruhe und der Friede des Orientalen sofort gestört ist, oder der Mann wird selbst zum Soldaten ausgehoben und mag nach so und soviel Jahren wieder kommen, wo kein Mensch ihn mehr

kennt, wie auch er Niemand hier kennt und auch nicht mehr in die Verhältnisse paßt, die sich verändert, wie er in verschiedener Richtung sich änderte. Mag sein, daß entfernt von der Heerstraße es anders erscheint; ich kann aber wol sagen, daß ich nur wenige Häuser auf dem Lande gesehen habe, wo nicht auch ein Kosack dazu gehörte. Wo einige Häuser zusammenstehen, da liegen ein paar Kosacken, die natürlich die Herrn dieser Häuser und so gemeinschaftlich die Herren und Tyrannen des Landes sind. Um sich aber ein richtiges Bild dieses Volkslebens zu machen, muß man die Kosacken kennen, deren Persönlichkeit durchaus nichts aufzuweisen hat, was eben vermuthen ließe, daß unter ihren Händen ein Land und Volk sich wohl fühlen könnte. In Deutschland, wo die närrische Vorliebe für das Fremdländische selbst so weit geht, daß man auch an den Kosacken reizende Seiten aufzufinden gewußt, daß man sie in Romanen und dergleichen so schön zu malen und sie als Inbegriff aller physischen Sinnesschärfe darzustellen wußte, würde man sich wol eines andern belehren, wenn man diese plumpen, schwerfälligen, schmuzigen, stumpfsinnigen Erscheinungen einmal wieder so recht von Angesicht zu Angesicht in der lieben Heimat hätte. Mag sein, daß der Kaiser bessere Ausgaben seiner Kinder hat, als die, die man hier sieht; aber dem sei, wie ihm wolle, hier sieht man dergleichen nicht und wenn Jene auch mit schönen Uniformen und Aehnlichem reichlich ausgestattet erscheinen, so weiß man,

daß man so und so viel Ellen feines Tuch Jedem überhängen kann, doch deshalb bleibt gleich roh was roh ist, und dies sind die Kosacken, wie der Russe im Allgemeinen. Die Uniform thut viel, daß wissen die großen Herren und ganz besonders auch der Kaiser von Rußland. Wie weit aber dieser Uniformenstaat geht, das kann Jeder sehen, der sich dafür interessirt. In Julfa z. B. ging er nicht bis auf's Hemd, weil keines vorhanden war, aber der Rock sah sehr schön aus, war von fein decatirtem Tuche und der Herr ein Offizier; wie aber dieser Herr außer den kurzen Momenten der Dienstzeit aussah und wie viel Leben innerhalb dieses glänzenden Rockes hausen, ist eine andere Frage. Die Herren selbst beklage ich, die in solchen Verhältnissen leben müssen, aber die Verhältnisse sind gleichwol dieser Art.

Die russischen Grenzen sind bekanntlich nach allen Seiten hin sehr unzugänglich; die Aufklärung nicht hinaustragen zu lassen, liegt bekanntlich dabei nicht zum Grunde. Der russische Kaiser wird gewiß allenthalben hochgeachtet von Allen, die unbefangen urtheilen wollen. Unter den hervorragenden Persönlichkeiten Rußlands sind ausgezeichnete Leute, und Leute, die in hoher Achtung mit Recht stehen überall, wo sie gekannt sind, wie z. B. Fürst Woronzoff; aber was das russische Beamtenpersonal jener Provinzen im Allgemeinen anlangt, so ist mit allen Denen, die nicht eine Zeit lang in andern europäischen Staaten geschult wurden, ein schwieriger Umgang, und wer von

einer Vorliebe für Rußland für immer geheilt sein will, der muß dieses Personal kennen lernen in der Nähe, ganz in der Nähe, denn aus der Entfernung nimmt sich so etwas oft ganz anders aus. Ausnahmen kommen übrigens allenthalben vor und so auch von dem hier Gesagten.

Mein Wunsch, unter dem Schutze des Grafen Woronzoff, Sohn des Gouverneurs von Georgien, der die Geschenke an den Schah von Persien überbracht hatte und jetzt zurückkehrte, die Grenze zu passiren, wurde mir mit der größten Artigkeit abgeschlagen. Der Graf erklärte, daß die Erfüllung desselben ihm nicht möglich und er gerade gebunden sei, den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen in Betreff der Quarantaine um so gewissenhafter nachzukommen, als er dem Gouvernement persönlich nahe stehe. Dagegen war nun allerdings nichts einzuwenden, nur lag die Vermuthung nahe, daß dies schöne Worte seien, von denen die nächsten Tage zeigen würden, was von ihnen zur Wirklichkeit sich gestalten werde. Zwei Tage später reiste Graf Woronzoff mit seinen 30 Mann Kosacken ab; mit ihm reisten ein Deutscher, der inmittels hier angekommen war, und einige Armenier, die zu gleichem Zwecke hier gewartet hatten. Die Reise ging direct nach Tiflis über Julfa, wie zu denken mit Sack und Pack, ohne Aufenthalt in der Quarantaine zu Julfa, um sich ohne Verzug wieder in die persönliche Nähe des Gouverneurs zu bringen. Gerechtigkeit für Freund und Feind ist ein schöner

Wahlspruch und ich habe nichts dagegen, daß ich in die Quarantaine mußte; ob ich bei einer Reise, die soviel Zeit geraubt hatte, als die meinige, einige Tage früher oder später das Endziel erreichte, darauf konnte wenig ankommen, das Unangenehmste in der Sache aber war, daß die Lage der Quarantaine in Julfa am Arras zu den sehr ungesunden gehört und dies namentlich in dieser Jahreszeit ganz besonders der Fall ist. Es war aber weder in Persien noch in Indien die Pest oder eine andere epidemische Seuche ausgebrochen, daß man hätte vermuthen können, eine ansteckende Krankheit könne eingeschwärzt werden; übrigens war aber auch allgemein bekannt, daß die Quarantaine für das gewöhnliche schlichte Leben durchaus nicht streng gehandhabt werde, und je nach Verhältniß wie ein nasser Handschuh sich lang und kurz ziehen lasse. Daß der ganzen Maßregel eine besondere Absicht zu Grunde lag, ja daß Persönlichkeit hierbei im Spiele war, ging um so deutlicher daraus hervor, daß einige Tage ehe ich meine Quarantainezeit beschlossen hatte, mein Freund Colonel Farrant ankam, der auf seiner Reise nach England gleichfalls über Tiflis durch Rußland reiste. Man hatte ihm ohne Weiteres die Erlaubniß gegeben, ohne Quarantaine die Grenze zu passiren, und war es gerade Graf Woronzoff, d. h. der Sohn, wie mir von dem Inspector der Quarantaine versichert wurde, der den Befehl desfalls gegeben hatte. Mußte ich doch während meiner Quarantaine alle Tage Leute

kommen und gehen sehen, die ein oder zwei Tage mit ihren Güterballen die Quarantaine bezogen und dann ungestört mit freundlichem Händedrucke und sonst noch was, von dem Inspector Abschied nehmend, ihres Weges weiter zogen. Colonel Farrant hatte sich in Julfa, obgleich nur wenige Stunden hier weilend, das Fieber geholt, doch war er insofern besser daran als ich, daß er die Gegend verlassen und ärztliche Hilfe suchen konnte, wogegen ich, nach dem Buchstaben des Gesetzes, vierzehn Tage in der Quarantaine bleiben mußte und an einen Arzt nicht zu denken war, wobei es meinen Leuten so wenig als mir gefiel, wenn man sah, wie täglich Andere kamen und gingen, mir gegenüber aber der rechtliche, gewissenhafte Mann gezeigt werden sollte, wahrscheinlich eben damit ich für die strenge Pflichterfüllung in Tiflis als Beispiel erscheine.

Meine Gesundheit hatte sich in Julfa nur verschlechtert, um so lebhafter begrüßte ich den Tag, wo ich entlassen wurde, um meine Reise zwar noch nicht fortzusetzen, doch bis Nakschewan vor der Hand zu gehen, wo die Plackereien von Neuem begannen, da erstens untersucht werden mußte, ob ich nichts einschmuggele was das Glück und den Frieden des großen Bärenlandes gefährden könne; zweitens war ich zwar im Lande, hatte jedoch die Erlaubniß nicht, weiter zu gehen; drittens aber, sofern ich diese erhalten, würde ich die Erlaubniß gehabt haben zu Fuße weiter zu reisen, denn um zu fahren, d. h. die Post

zu benutzen, bedurfte es einer besondern Erlaubniß. Ich hatte zur Genüge an den russischen Herren, daß ich nicht den Wunsch hätte fühlen sollen, hundert mal lieber direct nach Erzerum, trotz aller Kurden, zu gehen — meinem frühern Vorsatze gemäß, was man mir aber in Tabriz von Seiten der englischen Gesandtschaft als zur Zeit unausführbar wegen der Gewaltthaten der Kurden angab; allein die Schwierigkeiten Transportmittel zu erlangen würden sich ebenso groß erwiesen haben, als die nach Tiflis zu gelangen.

Ich gedenke mit Schrecken der in Nakschewan verlebten Stunden; in der Hitze der Mittagssonne als Fieberkranker eine volle halbe Stunde vor der Thüre eines Hauses stehen zu müssen, in welchem ein russischer Großer, ich glaube der Gouverneur oder etwas dergleichen von Nakschewan wohnte, um dann erst zu erfahren, daß er nicht da sei, war nichts Kleines. Durch diesen Herrn mußte ich nämlich die Erlaubniß erhalten eine Wohnung zu beziehen und dann durch ihn eine dergleichen angewiesen erhalten. Ich fühlte mich zu schwach, um mich länger den Plackereien europäischer Förmlichkeit preiszugeben, überließ es einem Diener bei der Visitatin des Gepäcks gegenwärtig zu sein und begab mich nach der durch Einquartirungsbefehl mir mittlerweile angewiesenen Wohnung.

Nach einiger Verzögerung kam mein Diener mit den Sachen bei mir an; ich selbst war durch Verschlimmerung meines Befindens aber außer Stande

weitere Schritte zur Erlangung der nöthigen Erlaubniß zu der Fortsetzung meiner Reise zu thun, und mußte so dies einem Diener überlassen. So wenig freundliche Erlebnisse mir die Erinnerung jener Tage bietet, so will ich gleichwol nicht ohne dankbare Anerkennung der Person des russischen Offiziers gedenken, dem zunächst die Ausstellung einer Erlaubniß zu der Fortsetzung meiner Reise mittels Post oblag, als derselbe so freundlich war, bei der Unmöglichkeit mich zu ihm zu verfügen, selbst zu mir zu kommen und nach Rücksprache über die Verhältnisse, auf meine Vorstellungen, daß ich doch unmöglich in Tiflis mir die nöthige Erlaubniß auswirken könne, ohne daß man mir die Möglichkeit vergönnte, dahin zu gelangen, was man vorausgehend verlangte, ehe mir die Erlaubniß mit Post dahin zu reisen verabfolgt werden könne, mir erklärte, daß, wiewol es nicht in der Ordnung sei, daß ich von hier in Nakschewan diese Posterlaubniß erhalte, er es gleichwol auf sich nehmen wolle, mir in dem vorliegenden Falle diese zu geben, damit ich wenigstens nach Tiflis gelangen könne, um dort die weitere Erlaubniß mir auszuwirken. In Tiflis angekommen, ermöglicht nach ein paarwöchentlichem Krankenlager an Fortsetzung meiner Reise zu denken, sah ich mich schließlich nahe daran, mich von dem höhern Polizeibeamten, Herrn Léli, auf dem kürzesten Wege wieder aus Rußland heraus nach Persien dirigirt zu sehen, auf welchen freundlichen Vorschlag ich jedoch vorzog nicht einzugehen und endlich durch englische

Vermittelung mich im Besitze der nöthigen Padrosche sah, um meine Reise nach dem Schwarzen Meere fortzusetzen. Hatte ich aber so wenig Gelegenheit über die mir nothgedrungen gegönnte Aufnahme in jenen russischen Provinzen mich erbaut zu fühlen, so konnte ich mich wenigstens wol mit der Ueberzeugung trösten, daß es so manchem Andern nicht besser gegangen, ja russische Beamte selbst nur zu oft Veranlassung haben dürften, sich unangenehm berührt zu fühlen. So erzählte in einem Gespräche über die russischen Mauthbeamten mir einst ein russischer Legationssecretair unter Anderm, daß, als er früher bei der russischen Gesandtschaft, ich erinnere mich nicht mehr genau, ob in Wien oder Konstantinopel gewesen und versetzt worden sei, sein Weg ihn nach Odessa geführt habe; da aber in Rußland die Wäsche theuer und weniger gut gearbeitet ihm erschienen als die, wo er bis dahin sich aufgehalten, so habe er bei seiner Abreise ein Dutzend Hemden mitgenommen. In Odessa angekommen, seien seine Sachen auf der Mauth untersucht worden, und da das Dutzend Hemden somit dem Mauthbeamten zu Gesicht gekommen, der diese als Handelsartikel erklärt, und als der Herr versichert, daß diese Hemden nichts weniger als Handelsartikel in seinen Händen seien, sondern seine Gebrauchswäsche, habe der Mauthbeamte erwidert: dies sei denn doch zu arg, man lasse sich gefallen, daß Jemand ein, ja selbst zwei Hemden zum Wechseln habe, aber ein Dutzend, das sei denn doch zu übertrieben und er werde die Hemden

keinesfalls passiren lassen, da er dies durchaus nicht verantworten könne, und dabei blieb es! Was würde wol der russische Mauthbeamte zu den Wäschkisten eines Europäers in Indien sagen! Ich fürchte, der Eigenthümer würde als Engros-Händler besteuert.

Mädchenraub auf der russisch-türkischen Grenze.

Während meines Aufenthaltes in Djurrukſu erzählte mir mein tscherkessischer Freund, unter dessen gastlichem Dache ich mich aufhielt, unter Anderm, daß der Menschenraub hier in der Gegend sehr an der Tagesordnung sei, was er der Grenze zuschrieb, indem nämlich das, was innerhalb der russischen Grenze geraubt wird, herüber gebracht, und das, was hier geraubt wird, hinüber geschafft und verkauft werde. Das Augenmerk sei dabei immer auf die Mädchen gerichtet, und seien so in diesem Jahre aus einer einzigen Ortschaft hier schon sechzehn Mädchen geraubt worden; ihm selbst liege es namentlich ob, dagegen zu wachen, doch sei es bei der Beschaffenheit des Landes überaus schwierig dies genügend zu thun, bei den geringen Kräften, die ihm zu Gebote stünden. Die Frauen pflegten nie auf das Feld oder in das Holz zu gehen ohne männlichen Schutz von Seiten der Ihrigen, und die Brüder begleiteten stets gewaffnet ihre Schwestern bei jedem Schritte außer dem

Hause, da die Räuber bis dicht an den Ort sich heranwagten. Habe man übrigens erst die Grenze mit dem Raube passirt, so sei man ziemlich gesichert; man setze zwar die Verfolgung und das Nachsuchen auch jenseit fort, doch ehe der langsame Geschäftsgang die Behörden bis zu wirklichen Maßregeln gelangen lasse, seien die Opfer meist längst verkauft und weiter geschafft.

Deutsche Consuln.

Es ist schon wiederholt von Vielen ausgesprochen worden, wie sehr zu wünschen, daß Deutschland, wenigstens Oestreich, durch Consuln im Oriente besser vertreten wäre, als dies jetzt der Fall; selbst in Trebisond war zu der Zeit meiner Anwesenheit noch kein östreichischer oder deutscher Consul, und — sonderbar genug — ließ man die deutschen Interessen von dem russischen Consul daselbst, einem Italiener, Signor Ghersi vertreten. Man begreift wahrlich nicht recht die Fernsicht der deutschen Cabinette. Die alte unklare Metternich'sche Brille muß selbst die Nase sehr beengen!

In Adrianopel fand ich den östreichischen Consul, den ich zwei mal sah, beide male betrunken. Man möchte sich schämen ein Deutscher zu sein, wenn man solches geldgierige Gezüchte, was Jeden, der in seine Nähe kommt, mit vorsichtigen Augen abschätzt, als Beamten agiren sieht. Auch ich zahlte, beschämt möchte ich sagen, indem ich mir dachte, wie hoch doch die Engländer an Gewissenhaftigkeit und Delicatesse über den Deutschen in solchen Verhältnissen stehen.

Russische Reisemanier.

In meinem ersten Nachtlager nach meiner Abreise von Teheran wurde ich durch heftigen Lärm in Mitte der Nacht aufgestört und erhielt die Weisung, daß ich den Platz sofort räumen müsse, indem der Sohn des Gouverneurs von Georgien erwartet würde, eine Nachricht, die soeben vom Quartiermacher überbracht worden. Alle Gegenvorstellungen blieben fruchtlos, ich mußte gut oder übel satteln und packen lassen und meinen Weg verfolgen. Was der Perser den Sohn des Gouverneurs von Georgien nannte, war der Sohn des Grafen Woronzoff, der von Tiflis kommend als Gesandtschaft vom Grafen Woronzoff, Geschenke der Freundschaft vom Kaiser von Rußland an den Schah von Persien überbrachte. Die Perser erzählten, fragte man sie danach, mit sehr bedeutungsvollem Gesichte, daß der Gouverneur von Georgien — Georgien stand nämlich in grauen Zeiten unter gewisser Botmäßigkeit zu Persien —, der früher alljährlich an den Schah Geschenke zu übersenden gehabt, dies seit Jahren nicht mehr befolgt habe; jetzt erst erneuere er diese alte Verpflichtung und ein glücklicher

Tag für Persien sei angebrochen, sein Ruhm und seine Größe erfülle von Neuem alle Welten, seine Freundschaft sei wieder etwas werth — Glück und Segen über Persien!

Die Nacht erschien mir lang und bleischwer fielen meine Augen nieder; bereits hatte ich schon die Hälfte des Weges von Khanth nach Solimania hinter mir, als ich dem Wunsche nach Ruhe nachgab. Wenig seitwärts vom Wege absteigend, die Zügel meines Pferdes am Arme, eingewickelt in meinen Mantel, erfreute mich die Ueberzeugung, daß ich hier ungestört schlafen könne, so lange wie mir gefiel, und dabei der ungleich größere Theil meines Tagemarsches bereits zurückgelegt war. Ich mochte etwa anderthalbe Stunde geschlafen haben, als gegen 4 Uhr mich das Stampfen von herankommenden Pferden weckte; ich schaute auf und in der Dämmerung ritt der ganze Trupp an mir vorüber; es war Graf Woronzoff mit etwa 30 Mann Begleitung, Bedeckung, Bedienung; der ganze Trupp fest geschlossen, Graf Woronzoff in der Mitte, die äußern Ränder bildeten die Kosacken, die mir ungefähr 25 Mann oder einige darüber zu sein schienen. Ich und mein Diener, der mit mir, wir lagen allerdings, doch aufgerichtet, zwischen dem niedern Gestrüppe der Steppe, unsere Pferde ragten jedoch sehr beträchtlich über das Gestrüpp hervor, dabei befanden wir uns in unmittelbarer Nähe des Weges, aber kein Mensch des ganzen Trupps bemerkte uns, ein Umstand, dessen ich nur

erwähne, um die persönliche Sinnesschärfe, die man in Europa den Kosacken zuzuschreiben pflegt, darnach zu bemessen. Man mag sagen, daß dies wol einmal möglich ist und die Umstände vielleicht danach gewesen sind, daß man uns übersehen, den wirklich scharfen Sinnen entgeht aber eben nichts, der Ort und meine Stellung waren gar nicht geeignet, um mich zu verbergen; ich hätte mich anheischig machen wollen, Jedem aus dem Truppe herauszuschießen, so eng gedrängt sie zusammenritten, wo kaum ein Apfel zur Erde konnte, und unbeschadet davonzukommen. Ich begrüßte neu gestärkt den Morgen, der im Süden tagtäglich der eines schönen Tages ist, wie in Indien jener Obrist dem jungen Fähndrich, der täglich ihn angeredet: „Ein schöner Tag heut!" erwiderte: „Ja, Sie werden deren wol noch Viele hier sehen."

Nach wenigen Stunden erreichte ich Solimania, und einige Zeit nach mir kamen auch mein Gepäck und meine Leute an, mit ihnen ein mir durch die russische Gesandtschaft empfohlener deutscher Herr, der, längere Jahre Militairinstructor in Persien, bei der sich bietenden Gelegenheit bis Tabriz unter meinem Schutze reisen sollte; derselbe war entzückt über die Haltung der Kosacken, denen er begegnet. Er erzählte, daß der ganze Trupp, in dessen Mitte der Graf Woronzoff und das Gepäck gewesen, im Trabe marschirt sei, und dabei habe das Ganze eine so geschlossene Colonne gebildet, daß man nichts Schöneres dermalen habe sehen können, und nimmer würden

Perser dahin zu bringen sein, so geordnet zu marschiren, und noch dazu im kurzen Trabe. So geht es! Er war entzückt und ich nicht befriedigt; Allen es recht zu machen, ist und bleibt schwer. Die Russen schienen auf alle Evenements gefaßt zu marschiren, wo ich es vorgezogen, wenn sie mit Vortrapp marschirt wären, um von Allem, was da kommen könnte, unterrichtet zu sein, so ihre Maßregeln danach zu nehmen. Ich gebe zu, ich bin dabei im Unrecht, und besser mag es sein, auf Alles gefaßt zu sein, als dies nach Umständen erst zu thun; allein es kann keinesfalls angenehm sein in so einem Truppe zu reisen, wo man, außer daß man nichts sieht, noch den ganzen Tag diesen Staub und Schmutz einzuschlucken hat, den alle diese Pferde erregen. Offenbar gab diese Reisemanier einige Fingerzeige über die Gegenden des Kaukasus; daß dieselbe nicht aus Europa stammt, schien mir sicher, ebenso gehört dieselbe nicht den Persern an, dagegen erinnert man sich unwillkürlich wie die Tscherkessen da und dort in einen dergleichen Trupp Russen eingehauen, diesen und jenen Transport weggenommen und was dergleichen mehr; ich glaube fast nun, daß ich nicht irre, wenn ich annehme, die Herren haben dies dort gelernt, und das die Art und Weise ist, wie man in den kaukasischen Provinzen reist von Seiten der Russen, und tausend Erzählungen werden mir mit dieser Ansicht klarer. Ich gebe zu, daß man militairisch weit richtiger verfährt, wenn man seine ganze Kraft auf einen Punkt concentrirt hat, wie dies in

solchem Falle stattfindet, es wird mir dabei aber erklärlich, wie ein paar Tscherkessen so Vieles ausrichten konnten. Meine militairischen Ansichten wiegen freilich gewaltig leicht; mit denselben stelle ich mir vor, daß es anscheinend Vieles für sich hat, wenn die Mannschaft ein so geschlossener Körper ist, wo ringsum die Kosacken dem anstürmenden Feinde auf jeder Seite ihre langen Piken entgegenhalten können und namentlich wenn dieser Feind, wie die Tscherkessen, selbst keine Lanzen hat; allein der Tscherkesse ist gegen den Kosacken ein Vogel in der Luft, der Kosack gegen ihn ein Plumpsack; der Tscherkesse ist zu Pferde ein guter Schütze und sein Gewehr ist stets mit ihm; man weiß, wie der Tscherkesse heransprengt, sein Pferd wendet und sein Gewehr mit meist sicherm Erfolge abfeuert, aber für den, der sich selbst im Schießen dieser Art übte, ist es kein Geheimniß, daß eine sehr große Fertigkeit dazu gehört, um seinen einzelnen Mann in dieser Weise zu treffen; hier wird dies aber vollkommen erklärlich, wenn wir von solchem glücklichen Erfolge hören, denn eine so dicht geschlossene Colonne zu treffen hört auf die Meisterhand zu verlangen. Das Stürzen von Einigen wird in solchem kleinen Körper eine um so größere Störung hervorbringen, als der Körper klein ist, in dessen geschlossener Weise es dem Einzelnen auch schwer werden wird sich persönlich frei zu bewegen zum freien Gebrauche seiner Waffen, und umdrehen, einhauen und mitten in diesem Truppe Tod und Schrecken zu

verbreiten, ist dem braven Tscherkessen wol zuzutrauen. Doch mögen die russischen Herren glücklich, ihr Eingang ein gesegneter sein! Hier gibt es keine Tscherkessen, und wo Geschenke gebracht werden, ist in Persien der Eingang ein ersehnter!

Der Tscherkesse.

Bei meinem Uebergange aus Rußland in die Türkei fand ich an der Grenze einen Tscherkessen, der mich von Seiten der jenseitigen Behörde, deren Vertreter er war, begrüßte. Er war ein tüchtiger Fünfunddreißiger, munter und lebhaft, gut beritten und zeigte sich als guter Reiter; auf seine Kleidung schien er Sorgfalt zu verwenden, und nach dem Geschmacke seiner Nation fehlten die üblichen schmalen Silberborden an derselben nicht. Als seinen besten Schmuck schien er aber seine Waffen anzusehen und zu beliebäugeln. Sein Gewehr, ein langes, gezogenes Damastrohr, war gut gearbeitet und reich mit Silber verziert; ein Säbel nach der Tscherkessenart hing an seiner Seite und an kleinen Silberketten ein sehr hübsches kleines Pulverhorn, gleichfalls von Silber, was feines Pulver zum Aufschütten enthielt. Er trug die tscherkessischen Wickelstiefeln von braunem Leder, eine Tracht, die die Tscherkessen beim Reiten führen und die ihnen recht eigenthümlich ist; dieselben kleiden den Mann gut und sind jedenfalls sehr bequem, dabei dem Fuße eine gewisse Haltung gebend.

Unter Führung des Tscherkessen setzte ich meine Reise fort und nahm meinen Weg nach seiner Wohnung am Schwarzen Meere, Djurruksu. Mein Wunsch war nach Batun zu gehen, um von da meine Reise nach Trebisond fortzusetzen. Mein Freund, der Tscherkesse, wollte mich aber durchaus nicht von sich lassen, und that dies auf eine Art, die mich für ihn bestimmte, einestheils angebend, daß ich es in Batun schwieriger finden werde, Boote zu der Fortsetzung der Reise zu miethen, als hier, wo er gewiß wäre dergleichen in kürzerer Frist zu bekommen; anderntheils gewann er mich aber besonders, indem er mir freistellte nach Batun zu gehen, da er mir freilich nichts mehr als ein freundliches Willkommen und ein freundliches Gesicht in seiner einfachen Hütte bieten könne und dies wol kein Grund sei, auf den ich Werth lege, er würde sich sehr freuen, wenn ich mit ihm ginge, doch sei eben die Freude auf seiner Seite. So beschloß ich denn, seinen Wünschen nachgebend, Boote in Djurruksu bei ihm abzuwarten, mit denen ich sodann nach Batun gehen wollte.

Mit Einbruche der Nacht kamen wir in seiner Wohnung an, die ein kleines Haus oder Hütte mit zwei Räumen bildete. Waren die Versicherungen des Tscherkessen freundlich gewesen, so brach er bei unserer Ankunft hier in laute Freude aus und suchte Alles hervor, um mir meinen Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Er lebte hier ohne Familie, nur mit seinen Dienern, und diese schienen ebenso erfreut, als ihr

Herr selbst, über den Gast. Er that es nicht anders als mich als seinen Gast zu behandeln, und wenn ich auch durch Geschenke an seine Leute, welche die Lebensmittel brachten, dies mehr als reichlich wieder ausglich, so blieb er sich bis auf den letzten Augenblick gleich, Alles hervorsuchend, um der Freude die Thore zu öffnen; ich mußte die verschiedenen tscherkessischen Nationalgerichte und ihre Weine kennen lernen, mußte alle seine kleinen Geräthschaften kennen lernen und mir von seiner Heimat, seinen Bergen und seinem Volke erzählen lassen.

Wie ich schon erwähnt, seine Waffen waren sein Stolz und sein Schießgewehr sein Freund. Ich hätte glauben mögen, daß diese schönen Wälder nicht ohne Wild sein könnten, doch sah ich nichts außer Federwild und namentlich im Verlaufe der Reise hierher mehre Fasane, oft Alles nächst über den Weg laufend; doch war das Gebüsch immer so dicht, daß, ehe ich das Gewehr zur Hand hatte, die Fasane auch nicht mehr zu sehen waren. Von Wildpret sah und spürte ich nichts, doch gestand der Tscherkesse zu, daß hier viele Sauen existirten. Ich möchte übrigens glauben, daß die Tscherkessen keine Jäger sind, mein Freund wenigstens bewies sich nicht als solcher, und möchte ich der ganzen Gegend und Oertlichkeit nach fast glauben, daß Rothwild hier vorkommen muß. Einiges kleines Federwild, Enten und dergleichen, war unser ganzer Jagderlös bei unsern Spaziergängen und wenn der Tscherkesse schoß, was nicht immer mit dem besten

Erfolge geschah, so verfehlte er nie nach jedem Schusse seinen Gewehrlauf sorgfältig wieder auszuwischen, zu welchem Zwecke er einen Lappen aus der Tasche holend, diesen um den Ladestock wickelte und so das Gewehr auswischte, worauf er das Pulver mit aller Vorsicht in ein Maß abmaß und die Kugel mit Pflaster darauf lud, nachdem er auf das Pulver einen Pfropf gesetzt hatte. Das Laden bedurfte bei bei ihm viel Zeit, doch ging er davon nicht ab und versicherte, die Tscherkessen machten es alle so, auch wenn sie im heißen Kampfe mit den Russen seien; sie suchten sich, sagte er, einen sichern Punkt, wo ihnen die Russen nicht gleich auf den Leib könnten, um so Zeit zu haben, in Ruhe ihr Gewehr zu laden, zielten aber auch um so sicherer. Gewöhnlich laden übrigens die Tscherkessen aus Patronen, die sie in den auf beiden Seiten der Brust außen angebrachten Patrontaschen führen. In diese Patronen, die von Holz sind, deren oberer Rand je mit einem schmalen zinnernen oder silbernen Ringe verziert ist und die mit diesem obern Rande aus den Taschen hervorstehen, wird das Pulver geschüttet und die Patrone sodann mit der Kugel in einem darum geschlagenen Läppchen zugestöpselt. Das Pulverhorn, was von Leder ist, hängt an der Seite und werden aus diesem, nach Befinden, die Patrone wieder gefüllt.

Die Genügsamkeit seines Volkes auf den Bergen des Kaukasus rühmte mein tscherkessischer Freund sehr und sagte, daß ein Mann bequem seinen Mundvorrath für einen halben, ja einen ganzen Monat mit sich führe.

Ein Ziegenfell, die Beine je zwei und zwei zusammengebunden, am Halse offen, diene als Sack, den man auf dem Rücken trage; in diesen thue man Hirse und den Fettschwanz eines Schafes, der etwas gesalzen, das sei die Provision, die einem Tscherkessen auf seinen Zügen genüge. Bei dieser Genügsamkeit ist der Tscherkesse kein Verächter des Weins, der hier vielmehr volle Anerkennung findet und wenn nicht Bedürfniß doch Gegenstand des täglichen Verbrauchs ist, abweichend von den Gebräuchen anderer Mohammedaner hierin. Männlich und kräftig, wohlgemuth und treu, gehören die Tscherkessen zu den ausgezeichnetsten Charakteren unter den Asiaten und unverkennbar steht ihr Volkscharakter auf einer weit höhern Stufe, als der ihrer, man muß wol sagen, dereinstigen Unterdrücker.

Fürst Woronzoff und die Tscherkessen.

Fürst Woronzoff, dessen Ernennung als Fürst erst kürzlich stattgefunden und der wie man in Tiflis zu sagen pflegte, als Graf hier allein, als Fürst aber mit Legionen den Titel theilt, soll ein sehr thätiger Mann sein und die bekannte Aeußerung bei seiner Ernennung zum Gouverneur, „daß er nicht nach Georgien gehe um gegen die Tscherkessen, sondern um gegen die russischen Beamten den Feldzug zu eröffnen", wurde mir in Tiflis oft erzählt. Man sprach mit allgemeiner Liebe von Seiten der Bevölkerung über den Grafen Woronzoff, wie man vorzugsweise gern in den mittlern und niedern Schichten ihn noch nannte, doch zweifelte man, daß er gegen die Pestbeulen der russischen Beamtenwelt obsiegen werde. In dem Feldzuge gegen die Gebirgsvölker war Graf Woronzoff mit dem größten Theile seiner Armee, nach Art des Varus, verlockt durch weiteres und weiteres Zurückziehen des Feindes, in einen Gebirgspaß eingeschlossen, aus welchem für ihn und seine Armee durchaus kein Entkommen möglich gewesen, wenn nicht General Freitag, der früher in denselben Paß ein-

geschlossen gewesen und der fünf Tage keine Nachricht von der Hauptarmee bekommen, die Vermuthung gefaßt hätte, daß Graf Woronzoff in jenen Paß eingeschlossen sein müsse und in dieser Voraussetzung sich in Marsch gesetzt und noch in Zeiten Woronzoff und seine Armee erlöst hätte. Graf Woronzoff selbst hatte drei Boten an General Freitag abgeschickt, doch hatten dieselben nicht früher als am fünften Tage Nachrichten vom General Freitag zurückbringen können. Die Lage der Armee war eine höchst verzweifelte; sie war so vollkommen eingeschlossen, daß eine Bewegung derselben ohne Hilfe von Außen unausführbar sich erwies; die Tscherkessen hatten alle Berge besetzt und befanden sich in so gedeckten Stellungen, daß die Russen ihnen durchaus nichts anhaben konnten; dabei war die russische Armee vom Wasser abgeschnitten und um sich mit diesem zu versorgen, mußte sie sich dem heftigsten, wohlgezielten Feuer der Tscherkessen preisgeben. Lange erwartete man den letzten vernichtenden Angriff der Tscherkessen und man erzählt, daß Graf Woronzoff eine Kanone vor sein Zelt habe auffahren lassen, vor der er auf und ab gegangen und daß er für den letzten Augenblick sein Leben durch dieselbe zu endigen befohlen, um einer Gefangenschaft unter den Tscherkessen zu entgehen. Als zwei Tage vor Ablauf des Termins, in welchem der Bote zurückkehren konnte, Schüsse in dem Lager Woronzoff's gehört wurden, wußte man anfangs nicht was man daraus machen sollte und vermuthete, daß die letzte Stunde sich nahe,

als Woronzoff erklärte, daß dies nur General Freitag sein könne und derselbe sich in Marsch gesetzt habe, ehe die Boten ihn erreicht, was auch der Fall war. Graf Woronzoff sah sich mit seiner Armee zwar erlöst, doch nicht ohne großen Verlust an Leuten erlitten zu haben.

Ueber den Feind nicht obsiegend oder wol gar von ihm besiegt, weiß der im Nachtheil stehende Theil meist immer diese und jene Entschuldigung oder Erklärung, die seine eigenen Fähigkeiten in besseres Licht stellen, zu geben. Mag es diese Ursache sein oder wirklich die so vielfach den russischen Officianten zur Last gelegte Zugänglichkeit, der so manche Erzählung in diesem Sinne ihre Entstehung verdankt. Eine Erzählung dieser Art, die, noch im neuesten Angedenken, Gegenstand öfterer Mittheilungen war, sagte, daß die Gebirgsvölker wie bei andern Gelegenheiten von russischen Offizieren Pulver bekommen haben und zwei derselben, welche des Vergehens überwiesen, als Opfer der Gerechtigkeit gefallen seien. Dieser Vorfall wurde mir von verschiedenen Seiten folgendermaßen erzählt. Von einem ansehnlichen Transport Pulver seien zwei Wagen durch die Tscherkessen weggenommen worden, der Vorfall sei berichtet worden und man habe anfangs in der Sache auch nichts weiter gefunden als einen oft vorkommenden Fall des Krieges. Später habe man jedoch diesem Falle mehr Aufmerksamkeit geschenkt und so gefragt, was aus der Bedeckung jener Wagen geworden sei. Dabei habe

sich aber herausgestellt, daß die Bedeckung jener Wagen, welche die letzten gewesen seien, nach den vordern Wagen beordert worden und der ganze Vorfall eine mit den Tscherkessen abgekartete Sache gewesen sei.

Die arme Griechin.

Ein östreichischer Militairarzt, der sich seit Kurzem in Brussa aufhielt und den ich hier kennen lernte, veranlaßte mich eines Tages, ihn zu einer seiner Patientinnen zu begleiten, indem er mich mit den Worten auffoderte: „Kommen Sie, um das Elend in der Hütte einer armen Griechin kennen zu lernen!“ Wir gingen, und im Verlaufe des Weges theilte er mir mit, daß die zu Besuchende eine arme Griechin sei, von reifem Alter, die, zur Sklavin in Griechenland gemacht, eine lange Reihe von Jahren ihres Lebens als solche habe verbringen müssen im Hause eines Pascha, bis ein Mann von Einfluß hierherkommend, sich für sie verwendet und ihr die Freiheit bewirkt habe. Seit ungefähr acht bis zehn Jahren leide sie nun an den heftigsten Kopfschmerzen, sodaß sie, keiner Arbeit fähig, auf das Lager gefesselt gewesen sei. Er, der Militairarzt, hierherkommend, sei angesprochen worden, aus Menschenliebe, wenn er könne, einen Versuch zu ihrer Herstellung zu unternehmen, sei darauf eingegangen und sehe sich auch so weit nun zu der gegründetsten Hoffnung ihrer

völligen Herstellung berechtigt, als die Kranke selbst in letzterer Zeit merkliche Besserung zu fühlen erkläre. Wie mir die Griechin später selbst erzählte, war sie aus Scio gebürtig und wurde bei der Erstürmung der Stadt durch die Türken gefangen genommen; als Sklavin verkauft kam sie nach Brussa. Hier wurde sie von einem ihrer Landsleute freigekauft und verheirathete sich darauf mit einem Griechen aus Smyrna, der hier seinen Lebensunterhalt durch Kräutersammeln fand. Seit zehn Jahren war sie krank und dermalen bettlägerig von August letzten Jahres, somit sechs Monate, wo sie einige Wochen so weit wohl war, um umhergehen zu können.

Wir kamen in einen der ärmlichen Stadttheile der Bulgaren und standen still vor einer gleich ärmlich aussehenden Thüre, die, nach geschehenem Klopfen, von einem kleinen Knaben von zehn Jahren geöffnet wurde. Nachdem wir eingetreten und die Thüre wieder geschlossen war, gingen wir einige Schritte vor nach dem Hofe, als uns eine freundliche Engelsgestalt entgegenkam, die des Arztes Mantel dienstlich von seinen Schultern nahm und uns nach dem Eingange der Thüre hinwies. Wir gingen vor und fanden uns so in dem kleinen Raume, der für den ersten Anschein allerdings keinen Schatz zu umschließen schien. Ein kleines Zimmer von etwa 10 Fuß ins Gevierte war auf den drei Seiten mit niedrigen Kissen belegt, die den üblichen Divan bildeten mit seinen Rückenkissen, und den Fußboden bedeckte ein alter, abgenutzter, doch

reinlicher Teppich der gemeinen grobwollenen Art. Die vierte Seite des Zimmers nahmen die Thüre und das Fenster ein, eine leichte Holzbreterdachung bildete zugleich die Decke des Zimmers, in welchem eine kleine viereckige Oeffnung mit Glas verschlossen an die Fenster der Schiffskajüten erinnerte. Zwei alte Frauen erhoben sich von dem Divan, uns begrüßend und willkommen heißend; die eine derselben war die Kranke, die an diesem Tage, seit langer Zeit zum ersten male, sich vom Lager erhoben, die andere eine ihrer alten Freundinnen, die gekommen, um der Kranken einen Besuch abzustatten. Die Kranke zeigte unverkennbare Spuren früherer großer Schönheit, doch ihr einst schönes Auge, von Leiden vertieft, war von einem schmerzlichen Gefühle gereizt, wie der hier und da, wenn auch schwache, doch brennend wilde Ausdruck sagte. Die Vorsehung schien ihr in ihren Leiden gleichsam einen Engel beigegeben zu haben, dasselbe Mädchen, was uns im Hofe empfangen, schlank und schön wie die alten Meisterwerke ihres Vaterlandes, lieblich und sanft, offen und vertrauensvoll, wie nur die Besten meines theuern Vaterlandes. Der feine rosige Hauch ihrer Wangen trug den Stempel innerer Zufriedenheit, ihre rothen und starken Hände bezeugten ihre Thätigkeit in gröbern häuslichen Arbeiten bei der rauhen Witterung des Winters, und entstellten sie nicht, wo die Hand schon stark sein darf, um sich den Händen der schönen Europäerinnen zu nähern. Mit feiner Haltung hieß sie uns willkommen und

Platz auf den Divan nehmen, und mit so viel Grazie als Freundlichkeit bot sie uns die leeren Pfeifen, da ihre eigenen Mittel ihr bis zu der Ausgabe für den Taback nicht zu gehen erlaubten. Wir füllten die Pfeifen, und inmitten einer Dampfwolke erfreute ich mich des Anblickes dieses Meleghs. Ihrem freundlichen Empfange sollten wir nichts vorzuwerfen haben; sie ließ es nicht bei den Pfeifen bewenden, auch der Kaffee durfte uns nach Landessitte nicht ermangeln, damit wir wüßten, daß wir als gern gesehene Gäste willkommen seien. Der Kaffeetopf wurde auf den kleinen irdenen Mangal der Haushaltung gesetzt, die Kohlen angeblasen und bald reichte sie uns die Schale mit dem Tranke, der hier den Reichen wie den Armen des Lebens Nothdurft, des Lebens Luxus ist.

Im Verlaufe der Unterhaltung, Mittheilung und Erzählung, entwickelte die junge Griechin einen moralischen Werth, der ihre physische Schönheit noch überstrahlte. Nachdem wir eine reichliche halbe Stunde hier zugebracht, gab mein Freund das Zeichen zum Aufbruche und wir gingen. Ich hatte natürlich das, was ich an baarem Gelde bei mir hatte, unbemerkt auf dem Divan liegen lassen, eine kleine Summe, doch für diese Armuth wol von Werth, und sollte ich ja wol auch Gelegenheit haben die Gabe zu wiederholen und reichlicher, so weit es meine Kräfte erlaubten, als bereits geschehen. Meine Gedanken waren erfüllt von dem Bilde des Bedürfnisses. Welche Noth und Armuth mußten jetzt hier herrschen! Die Ernten waren

mislungen, nicht nur die der Körner, sondern auch die der Seide und des Weines; dabei war Mangel an Gras, sodaß man das Vieh nicht mehr zu nähren wußte. Leute, die im Sommer zehn Rinder hatten, besaßen deren damals häufig nur noch ein Stück, da man die andern wegen Futtermangel zu schlachten genöthigt gewesen, und um diesen Mangel noch fühlbarer zu machen, war auch das Meer untreu geworden und gab keine Fische, sodaß schon seit mehren Wochen kein Seefisch mehr auf den Markt gebracht wurde. In einem Nachbarhause der armen Griechin hatte sich eine Mutter mit drei Kindern, aus Hunger zur Verzweiflung getrieben, gehängt. In eine Mühle brach man über Nachts ein, ein äußerst vereinzelter Fall in diesen Ländern, und entwendete das Mehl; in eine Moschee brach man desgleichen ein und entwendete die Teppiche, kurz, das Elend war so, wie noch nie gewesen, seit Menschengedenken.

Was die Familie der armen Griechin selbst anlangte, so erfuhr ich so viel, daß dieselbe, bestehend aus der Mutter mit zwei kleinen Söhnen und jener Tochter, durch die Handarbeit der Tochter erhalten werde; nebenbei verrichtete diese die ganze häusliche Arbeit, Aufräumen, Scheuern, Waschen, Kochen, Nähen u. s. w., kurz Alles was nöthig war gethan zu werden. Dabei war ihre Person ganz besonders sauber und reinlich, sowie das ganze Haus, d. h. das Zimmer und der Hof ungemein nett und reinlich gehalten. Alle Gegenstände trugen allerdings die Spu-

ren einer langen, nagenden Gebrauchszeit, doch Alles war so reinlich und ordentlich, daß in dieser Hinsicht durchaus nichts zu wünschen übrig blieb und die Wohnung darin gewiß keiner europäischen nachstand. Außer dem, was die Tochter durch Handarbeit verdiente, floß der Familie als Unterstützung von Seiten der griechischen Armenkassen der Kirchen 30 Piaster monatlich zu, doch diese wurden ausgezahlt oder ihr vielmehr eingehändigt von dem Sohne des Armengeldverwalters, einem vulgären Charakter, der sich denn oft im Hause einfand, und den die Tochter aus Furcht und Rücksichten, um diesen, wenn auch kleinen doch ihnen werthvollen Zuschuß nicht zu verlieren, mit freundlichem Gesichte empfangen mußte, da auch die schwache Mutter nicht wohl die Kräfte hatte ihm die Thüre zu weisen. Die unverstellte Einfachheit, mit der man dieser Besuche des Armengeldverwalters-Sohns gedachte und erzählte, legte das klarste Bild der schönen Charaktere dar.

Bei einem zweiten Besuche im Hause der armen Griechin gab die Mutter eine genaue Erzählung ihres Lebenslaufes, woraus ich oben Einiges mittheilte; die Tochter fand ich mit ihrer Arbeit beschäftigt, indem sie ein Schnupftuch stickte. Für ein dergleichen Tuch, wozu sie das Zeug und das Gold erhält, bekommt sie 8 Piaster *) und braucht bei dem angestrengtesten Fleiße fünf Tage, um die Arbeit zu vollbringen.

*) 1 Piaster = 2 Ngr.

Um der Menschheit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erkläre ich, daß Erscheinungen, wie diese hier, nicht vereinzelt in meiner Erinnerung stehen, indem ich oft Gelegenheit hatte zu ähnlichen Begegnungen, in denen moralische Tugenden, Aufopferung, Hingebung, Pflichterfüllung glänzten; doch übergehe ich diese Vorkommnisse, denn spräche ich von denselben, wo die Schwarzen Südafrikas die handelnden Personen, so sähe der Europäer hier nur Instinct, und wären es Inder, Hindu, Mohammedaner, Gebirgsvölker des Himalaya, so sähe man die Erscheinung nur als Folge sklavischen Sinnes, tyrannischer Erziehung an und in dem Europäer, der Anderes hineinlegt, der solche Tugenden außerhalb Europa, ohne Christenthum sieht, nur den exaltirten Narren. Hier, wo es sich um Christen handelt, wird man vielleicht in Europa ohne Lächeln zugestehen, daß die Tugend in diesen Ländern gedeiht und blüht wie hier in verborgenen Winkeln des in Europa kaum von Einem unter Hundert erst dem Namen nach gekannten Brussa. Selbsterkenntniß geht den zu allen Tugenden bevorrechtet sich glaubenden Europäern und Christen vollkommen ab und schade ist es, daß von vorn herein sie nicht von Seiten der Weltregierung beigezogen werden, denn dann wären Priester und Narren doch wol die einzigen.

Persische Bogen.

In frühern Zeiten ist in Persien die Kunst des Bogenschießens wol sehr ausgebildet und dazu aufgemuntert worden, so erzählt man uns wenigstens. Diese Schußwaffe, die in den Händen der Geübtern eine sehr wirksame sein mag, ist in unserer Zeit durch die Schießgewehre mehr und mehr verdrängt worden; wir finden den Bogen jedoch noch in Gebrauch, je weiter wir nach Osten uns wenden, und schon unter den Turkomannenstämmen von Okus, ja schon in der Nähe Meshheds kommen noch einzelne Bogenschützen vor. Die Bogen, wie dieselben von Turkomannen geführt und wie dieselben auch früher in Persien geführt worden zu sein scheinen, sind ganz von gleicher Arbeit, als die indischen Bogen von Horn und Sennen, doch weiter stärker, größer und breiter als die indischen Bogen. Man weiß im Allgemeinen, daß die Nationen, die den Bogen zu Fuß führen, lange Bogen führen, und die Nationen, die zu Pferde von dem Bogen Gebrauch machen, kurze Bogen anwenden, und

so sehen wir bei allen diesen Stämmen Centralasiens diesen gewissen, gebogenen, kurzen Bogen, der, wohl zu merken, eine große Kraft besitzt, wiewol er eine stete Aufmerksamkeit und sorgsame Behandlung verlangt. Im Bogenschießen ist der Pfeil eine sehr wesentliche Sache; ist der Pfeil nicht ganz richtig und gut, so geht der Schuß nicht gerade, ist derselbe aber mit aller Sorgsamkeit gearbeitet, so ist auch sein Preis ein verhältnißmäßiger. Ohne viele Uebung, ohne tägliches Schießen, ist ein guter Bogenschütze nicht denkbar; ins Weite zu schießen gibt zwar eine Uebung der Arm und die Hand, aber nicht für die Sicherheit des Schusses; auf ein Ziel zu schießen aber kostet mehr oder weniger, nicht nur hier und da einige, sondern meist viele Pfeile, die zerspringen und dergleichen. Ein Mann, der sonach die Mittel, um täglich bei seinen Uebungen mehre Pfeile zu verlieren, nicht besitzt, für den ist es nicht wohl ausführbar, daß er täglich schießt; ohne täglich zu schießen, wird er aber ein schlechter, wenigstens gewiß kein guter, sicherer Schütze sein. Um sonach ein guter Bogenschütze zu sein, möchte man sagen, ist es nothwendig, daß er wohlhabend ist, oder mit andern Worten, die Ausgabe der Pfeile nicht zu beachten hat; Leute, die aber eine gewisse Wohlhabenheit besitzen, wenden sich in diesem Zeitalter nur ausnahmsweise dergleichen Exercitien zu. Die Kunst des Bogenschießens mußte somit aus sehr einfachen Gründen vernachlässigt werden, und nur da werden wir dieselbe bei den noma-

disch lebenden Stämmen noch finden, wo der Schütze sich seine Pfeile selbst machen kann und er so den Schaden leicht ersetzt, den er erlitt. In Indien führt man zwar den Lassanpfeil, der, stärker und fester, manchen andern Pfeil überlebt; bei alledem werden dergleichen jedoch auch viele zerbrochen und die Kosten derselben sind auch wiederum höher als die der gewöhnlichen Pfeile. In Persien dagegen scheint man eine Abhilfe gehabt zu haben, indem man ganz stählerne oder eiserne Pfeile machte. Mir sind dieselben nur einmal vorgekommen und zwar alt auf dem Bazar in Schiraz, doch obgleich sie alt waren, verlangte man einen mir so übertrieben erscheinenden Preis dafür, daß ich von dem Ankaufe abstand, in der Meinung, daß mir andern Ortes mehr dergleichen vorkommen würden. Dies erwies sich später aber nicht als richtig, und ich beklagte so, mich haben abhalten zu lassen, dieselben an mich zu bringen. Diese Pfeile waren nach vorn ganz in der Form der Lassanpfeile gearbeitet, gegen die Mitte wurden sie sehr dünn, behielten etwa noch die Stärke eines Strohhalms und nahmen nach hinten wieder zu, sodaß der hintere Theil, wo die Senne einliegt und der Finger ansteht, der stärkere war. Die Länge dieser Pfeile betrug kaum zwei Fuß, übrigens war keine Spur daran zu sehen, daß Federn an denselben gewesen waren. Die Pfeile waren sehr verrostet und hatten nur nach langem Fragen und Nachforschen in Schiraz aufgefunden werden können. Ob die Pfeile durch

ihre Schwere im Schuß gerade erhalten werden, ohne Federn zu bedürfen, kann ich nicht sagen, da ich eben keine in meinem Besitze hatte und so keinen Versuch machen konnte. Daß mit diesen eisernen Pfeilen, sofern dieselben sich zum Schießen eignen, der Uebelstand des Zerbrechens beseitigt würde, ist gewiß, und man möchte sich wundern, daß, wenn dieselben brauchbar, deren Anwendung nicht weitere Verbreitung gefunden hat. Es ließe sich freilich dagegen einwenden, daß der Preis derselben ungleich höher sein würde, als der der hölzernen Pfeile oder der von Rohr, doch wären sie wirklich gut, so käme dieser erste Ankaufspreis bald wieder heraus; mir scheint jedoch ein anderer Umstand zu berücksichtigen, nämlich der, daß der Gebrauch der Pfeile bei Jagd und Krieg weniger anwendbar ist, wegen der in Folge ihrer Schwere geringern Schußweite; übt sich aber der Bogenschütze auf diese schweren Pfeile und soll dann, wo es gilt von seiner Geschicklichkeit Gebrauch zu machen, leichte Pfeile schießen, so wird er eben mit diesen durchaus anders schießen als mit erstern.

Wol mit Recht hat man den Gebrauch der Feuerwaffe dem der Bogen vorgezogen, doch muß man gleichwol zugestehen, daß der Bogen auch Manches für sich hat. Erstens nämlich behauptet der Bogenschütze, daß er mit dem Bogen als einzelner Mann sich gegen mehr Angreifer vertheidigen könne, als ein mit dem Feuergewehre Bewaffneter; ferner ist der

Gebrauch des Bogens, so zu sagen lautlos, ein sehr wesentlicher Vorzug; anderntheils, ein nicht weniger zu beachtender Vortheil, ist der Bogen gefahrlos für den, der ihn führt, und Zufälligkeiten in dieser Hinsicht nicht ausgesetzt.

Läden der Zuckerbäcker in Schiraz.

Der Orientale hat für Süßigkeiten eine Vorliebe, ganz besonders aber sind hier, wie allenthalben, die Frauen stets willige Verehrerinnen von süßen Dingen. Bei der Bevölkerung von Schiraz, der großen Zahl der Frauen, kann es nicht fehlen, daß die Conditoren guten Absatz finden, und wo dies der Fall, da blüht auch das Geschäft. Ich glaube die Läden der Zuckerbäcker nicht mit Unrecht die anscheinend reichsten, besten, auch geschmackvollst aufgeputzten Läden des Bazars von Schiraz nennen zu dürfen; ihre Waaren sind gut, die Ausschmückung ihrer Läden ist überaus hübsch und bewunderte ich in ihnen den großen Reichthum von alten chinesischen Vasen, die man hier zur Schau aufgestellt sah. Vasen jeder Größe, von großer Schönheit, bedeckten alle Wände; man hätte sich geneigt fühlen mögen, sich nach Japan versetzt zu denken. Doch das sind Alles Dinge vergangener Zeiten, alte Schätze, denn dermalen findet kein dergleichen feines chinesisches oder japanisches Porzellan mehr den Weg hierher, und wenn wirklich einmal chinesisches Porzellan hierher gelangt, dann beschränkt

sich dies auf kleine Tassen. Man kennt übrigens den Werth dieses Porzellans und dieser Vasen hier nicht, was jedenfalls eben dadurch zu erklären ist, daß dieselben von Generation zu Generation forterbten und der dafür gezahlte Preis längst vergessen wurde.

Nun.

In Indien hat man täglich seine gute Nahrung; mit sehr einzelnen Ausnahmen ist einem dort Alles erreichbar, was man verlangt, wogegen dies in Persien nicht der Fall ist. Man sieht sich hier oft auf das schlechte persische Gebäck, was man Nun nennt, und auf sauere Milch verwiesen, der die Eingeborenen sogar noch Gurken und Wassermelonen beisetzen. Dieses Nun, was dem indischen Ruti ähnlich, ist gleichwol eine weit weniger kräftigere Nahrung als letzteres, und man muß als Europäer wenigstens ziemlich hungrig sich fühlen, um an demselben sich zu sättigen. Das Nun ist aus Mehl gebacken, was mit Wasser zu einem sehr dünnen Brei gemischt ist. Dieses Gemisch wird auf ein großes erwärmtes Blech gegossen, auf dem es trocknet und, abgenommen, einen dünnen Kuchen bildet, von der Stärke des starken Pack- oder Notenpapieres. Mehre dergleichen Kuchen werden aufeinander gelegt, zusammengeschlagen und so aufgehoben bis zu mehren Wochen. Diese Nun sind zähe und ohne Kraft; werden sie alt, so brechen sie, und in diesem Falle feuchtet man dieselben wieder

mit Wasser etwas an, wodurch sie ihre frühere Zähigkeit wieder gewinnen, in welchem Zustande sie wenigstens noch angenehmer zu genießen sind, als ganz trocken. In den kleinen Ortschaften findet man häufig inmitten der Ortschaft einen niedern Ofen erbaut, auf dem ein großes, nach oben gewölbtes Blech von ungefähr 3 Fuß Durchmesser der Rundung befestigt ist. Auf diesem Bleche pflegt man den Nun zu backen und dient so dergleichen Ofen für den Gebrauch der ganzen Ortschaft; wer backen will, macht ein leichtes Feuer in den Ofen, mischt seinen Mehlbrei und gießt denselben auf das Blech, wo er sich, herablaufend, auf dem Bleche vertheilt und so getrocknet abgenommen wird, um einem zweiten Aufgusse Platz zu machen, und so fort, bis der gewünschte Bedarf erzielt ist.

Turkomannische Zelte.

Unter den Zelten, die für den Bewohner Asiens von so wesentlichem Interesse sind, nehmen die der Turkomannen eine sehr hervorragende Stelle ein, leicht möglich, daß dieselben von denen der Chinesen, namentlich denen der chinesischen Tatarei übertroffen werden; muthmaßlich aber dürften diese letztern den Turkomannenzelten sehr nahe stehen. So interessant mir es gewesen sein würde ein dergleichen besseres Zelt zu sehen, so hatte ich doch keine Gelegenheit dazu und meine eigene Anschauung in Betreff dergleichen Zelte führt sich zurück auf die ähnlich construirten einiger Tatarenstämme in der Nähe des Kaspischen Meeres. Was jene bessern Zelte der Turkomannen anlangt, so werden dieselben theuer bezahlt, ohne daß eine Uebertheuerung dabei stattfindet, und man versicherte mir wiederholt auf diesfalsige Erkundigungen und Nachfragen, daß gute Zelte mit 400, 450 und 500 Toman oder Dukaten bezahlt werden, ein Preis, der in jenen Ländern offenbar ein sehr hoher genannt werden kann und hinsichtlich dessen ich nochmals beifüge, man erzählte mir, ohne daß mir Gelegenheit geworden wäre

darüber eigene Erfahrungen zu machen. Was die nähere Beschreibung dieser Turkomannenzelte anlangt, so will ich, abgesehen von den vielen Erzählungen der Eingeborenen über diese Zelte, das anführen, was mir ein Offizier, der längere Jahre als Instructor in Persien zugebracht und oft mit Turkomannen zusammenkam, darüber mittheilte.

Die Zelte bestehen nach dieser Mittheilung als erstes Glied von Holz. Es sind nämlich Gatterwerke von Holzstäben gebildet, wo die einzelnen, je mit entsprechenden Löchern versehenen Stäbe, an ihren Berührungspunkten gegenseitig durch ein durchgehendes Lederstreifchen verbunden sind, sodaß sie sich frei bewegen können, nach Art der Holzscheren, das bekannte Kinderspielwerk, auf welche hölzerne Soldaten zu stellen sind. Diese so gebildeten Gatter können auseinander gezogen und zusammengelegt werden nach Belieben. Wird das Zelt aufgestellt, so bilden dieselben die Wände, indem sie, auseinandergezogen, ungefähr 6 Fuß hoch stehen. Da aber die einzelnen Holzstäbe miteinander durch Riemchen verbunden sind und nicht durch feste Nieten, so erlauben sie auch eine Biegung in die Rundung, ein Umstand, der hier in Anwendung kommt, indem die Zelte rund sind. Auf diese Wände folgt das Dach, was gleichfalls aus Holzrippen, die gebogen sind, gebildet ist. Diese Rippen befestigen sich oben in einen hölzernen Ring, werden unten auf das Gatterwerk der Wand aufgesetzt und befestigt, und bilden so eine Dachung in der Form einer Kuppel;

der obere Ring bildet aber eine Oeffnung von ungefähr 2 Fuß Durchmesser. Dieses Gerippe, was sehr leicht sein soll, erhält hierauf innerlich eine Auskleidung von Teppichen von Wolle, von denen Fransen, Quasten und Verzierungen verschiedener Art herabhängen. Die Wände, wie die Kuppel, werden in gleicher Weise verziert und auch der Fußboden wird mit guten Teppichen belegt. Das Aeußere dieser Zelte wird hierauf mit weißen Filzdecken überzogen, deren je nach Bedürfniß mehr oder weniger aufgelegt werden und die das Zelt vollkommen dicht gegen Sonne, Wind und Regen machen. Die Oeffnung oben im Mittelpunkte des Zeltes dient zur Einlassung des Lichtes und in gleicher Weise, nach Befinden, zum Abzuge des Rauches. Von Leinen findet man nur vier nöthig, die von der Höhe der Kuppel herabgehen, dagegen bedarf man keine Zeltstangen und, wie sich ergibt, auch keine Zeltpfähle, indem die Kuppel auf den Zelträndern ruht, nach Art der Bejobas. Ein dergleichen Zelt soll auf zwei Kameelen transportirt werden, ein großes dergleichen auf drei Kameelen. Der angegebene Preis eines solchen größern Zeltes von 400—500 Tomanen oder 2500 Gulden Conv., allerdings ein hoher, wird erklärt durch den Preis, welchen die feinen Turkomannenteppiche haben, und durch die große Zahl, die ein dergleichen Zelt umschließen dürfte.

Beraubung meines persischen Dieners.

Auf meinem Wege von Nakschewan nach Tiflis, den ich mittels Troykas und Postpferden zurücklegte, fand ich auf einer Poststation Mangel an Pferden, d. h. unter den vorhandenen Pferden war eines, was nicht ziehen wollte und ungezogen war. Jede der zwei Troykas, deren ich benöthigt, war mit drei Pferden bespannt; die eine derselben, in der ich und ein Diener fuhr, hatte die nöthige Bespannung erhalten, die Bespannung der andern Troyka dagegen, die für die andern Diener und das Gepäck bestimmt, fand aus obigem Umstande einigen Aufenhalt, wobei man schließlich darauf hinauskam, daß man auf den Vorschlag eines persischen Dieners, den ich hatte, der wol die Troykas verwünschte, wie ich, und froh sein mochte, einmal wieder auf einem Pferde sitzen zu können, einging. Er schlug nämlich vor, man solle die Troyka mit zwei Pferden fahren, er wolle aufsteigen, noch etwas von Sachen mit herausnehmen und so das ungezogene Pferd reiten. Dies geschah und er setzte die Reise zu Pferde fort. Ich wußte von dem ganzen Arrangement nichts,

bis die andere Troyka auf der Station ankam und jener Perser fehlte. Es wurde gewartet und gewartet, endlich als es schon anfing Abend zu werden, kam mein Diener an; er war angefallen worden, ihm der Mund verbunden, die Arme gebunden und dergleichen, und ihm dasjenige, was er von Gepäcke auf dem Pferde gehabt, abgenommen, selbst sein Palbosch und die Mütze entwendet worden. Ohne Mütze ist der Perser an und für sich eine drollige Erscheinung, ohne diese und seinen Palbosch, mit verschwollenem, blutrünstigem Gesichte, stellte sich mein Perser ein und erzählte klägliche Geschichten, wie man ihn angefallen, vom Pferde gerissen, gemißhandelt, ihm Palbosch, Mütze und das auf dem Pferde gehabte Gepäck abgenommen und zuletzt den Berg hinabgestürzt habe, ihn so für todt liegen lassend. Nachdem seine Mittheilung erfolgt, setzten sich einige Kosacken zu Pferde, um angeblich die Thäter einzufangen, nämlich den Fall gesetzt, daß sie noch an Ort und Stelle sich finden sollten. Nach einigen Stunden kamen die Kosacken jedoch unverrichteter Sache zurück und die allgemeine Behauptung ging dahin, daß man an die Wahrheit der Erzählung meines Dieners nicht glaube, wahrscheinlich weil man an Ort und Stelle durchaus Niemand gesehen, sondern daß man überzeugt sei, er sei vom Pferde gefallen, dieses davon gelaufen und so seien die Sachen verloren gegangen. Gedanken sind freilich zollfrei und wie es scheint selbst im großen russischen Reiche, aber es ließen sich

auch aus demselben Grunde mit gleichem Rechte andere aufstellen, denn daß der Perser, mein Diener, bei dem Herunterfallen vom Pferde seinen Pelz (Palbosch) mitgegeben habe oder aus demselben herausgefallen sei, läßt sich nicht wohl annehmen und wenn auch die andern Sachen des Gepäckes, welche er mit auf das Pferd genommen hatte, auf demselben geblieben sein sollten, was sich ebenfalls nicht wohl annehmen läßt, da sie nicht angebunden waren, so konnte seine Mütze füglich nicht auf dem Pferde befestigt gewesen und diese mußte wol nahe bei ihm selbst liegen geblieben sein; daß aber mein Diener lieber mit Mütze als ohne Mütze nach Tiflis gereist sein würde, wird Jeder zugestehen, der da weiß, mit welcher besondern Vorliebe jeder Perser an seiner Mütze hängt und wie sie oft ein paar Toman ausgeben, um eine schöne Mütze zu haben, wenn auch der Anzug noch so zerrissen ist. Auf einer gebauten Straße aber war jedenfalls eine Mütze wieder zu finden, am hellen Tage, wo eine steile Bergwand auf der einen und eine Barriere auf der andern Seite das Pferd vom Ausbrechen aus dem Wege abgehalten haben würden. Gewiß war, daß mein Diener ohne Mütze die 200 Werste zurückzulegen genöthigt war; ob er aber von Armeniern, Kosacken, oder sonst Jemand ausgeraubt worden, lasse ich dahingestellt sein. An meinen dabei verloren gegangenen Sachen hatte jedenfalls Keiner viel gewonnen.

Die Säbel von Schiraz.

Ein sehr gesuchtes Fabrikat von Schiraz sind die Waffen, namentlich Säbel und Messer oder Dolche. Die besten Säbelklingen Persiens werden in Schiraz gefertigt, über deren besondere Güte ich kein Urtheil fällen will. Der Perser weiß gar viel zu ihrem Lobe zu sagen, doch sind meist alle Angaben, die uns von dieser Seite zugehen, auf Erfahrung angeblich beruhend, denen entgegenzutreten eben wieder Erfahrungen nöthig wären, und wer hätte als Reisender wol Gelegenheit zu versuchen, welcher Säbel den Menschen am schnellsten und leichtesten zerlegt, welcher am besten im Blut schneidet und welche Schärfe am längsten im Blute steht und was dergleichen Angaben der Eingeborenen mehr sind. Ich will von alle dem nur das erwähnen, was mich meine Augen lehren bei dem Vergleiche dieser Schirazklingen mit andern Säbeln. Den persischen Säbel von Schiraz halte ich für besser im Stahl und härter als den Säbel von Damascus alter Fabrik, dagegen halte ich die Form, die ganze Stellung und den Bau des persischen Säbels dem von Damascus nachstehend;

die persischen Säbelklingen sind nicht breit, dagegen lang, sehr gebogen und stark, dabei gewinnen sie alle ein Uebergewicht in der Spitze und es gehört eine besondere Uebung und Gewohnheit dazu, um mit dem persischen Säbel nicht flach zu hauen, da er sich bei der geringsten schiefen Bewegung in der Hand wendet. Dieser Uebelstand wird aber noch erhöht durch die Schwäche des Griffes. Der Griff eines persischen Säbels ist so schwach, daß die Hand, sich schließend, sich fast berührt, was dem wenigstens, der nicht besonders darauf geübt ist, ein wirkliches Festhalten des Säbels sehr erschwert, wogegen der Griff eines Säbels von Damascus ungleich stärker und auch länger ist, sodaß man einen vollen, festen Griff hat, um auch der weniger an die Waffe gewöhnten Hand zu erlauben, die Klinge mit der leisesten Wendung sicher zu dirigiren. Daß der persische Säbel für den, der ihn bei diesen Uebelständen gerade zu führen versteht, einen ungleich kräftigern Hieb geben wird, als der Damascener aus Damascus, ist nicht zu bezweifeln, da sein besonderes Uebergewicht in der Spitze, seine sehr gebogene Form und der schwache in der Hand leicht Nachzug erlaubende Griff dem Säbel eben die Eigenschaft verleihen, um einen großen Zug zu geben. Doch, wie gesagt, es gehört vorzugsweise Uebung dazu und eine sehr sichere Führung, um irgend Besonderes mit der Waffe zu effectuiren, denn ohne diese werden die Hiebe ungleich oft flach fallen. Was die Arbeit der Klinge aber selbst anlangt,

so läßt diese nichts zu wünschen übrig, der Damast ist sehr fein und schön, der Stahl offenbar vortrefflich und die Bearbeitung fein und gut. Eigenthümlich für die persischen Säbel ist, daß dieselben nur in Stahl oder Eisen gefaßt sind und nicht wie in der Türkei, Damascus u. s. w. in Messing, Silber oder dergleichen. Ich will zugeben, daß einzelne Waffen in Goldgriffe gefaßt sind, doch ich müßte es lügen, wenn ich sagte, eine dergleichen gesehen zu haben; die Scheiden sah ich oft mit Gold beschlagen, nie aber die Griffe, doch dergleichen Scheiden sind mir auch nur einzeln vorgekommen und vorzugsweise, wie gesagt, alles aus Stahl oder Eisen; das Bessere, Feinere dann mit sehr feinem Damast beschlagen, mit Goldverzierungen und dergleichen geschmückt. Ich möchte glauben, daß dieser Erscheinung irgend ein besonderes Vorurtheil zum Grunde liegt und unwillkürlich erinnere ich mich der Erzählungen der Inder, die behaupten, ein früherer Bâdschâh alter Zeit habe bei Ueberwindung der Afghanen diesen für ewige Zeiten das Tragen von Säbeln mit eisernen Griffen verwehrt, eine Schande, als Strafe ihres Verhaltens, indem ihre Hände zu weibisch, um den eisernen Schwertgriff zu führen. Der Nationalschwertgriff der Inder ist nämlich ganz aus Eisen oder Stahl und weicht überhaupt in der Form wesentlich von dem persischen Schwertgriffe oder überhaupt von dem in den nördlichen mohammedanischen Ländern ab. Der Schwert-

griff der Afghanen, ganz gleich dem der Perser, hat weiße Schalen oder schwarze Hornschalen; die Querstangen dagegen sind dermalen gleichfalls von Eisen, doch bezieht sich der Inder bei jener Erzählung eben auf die hörnernen und beinernen Schalen.

Dolche der Perser.

Für Persien vorzugsweise charakteristisch sind die kurzen, nach vorn gebogenen zweischneidigen Dolche mit weißem Griffe von Wallroß oder Elfenbein, wie bei der geringsten Sorte mit schwarzem Handgriffe. In der Form dieser Dolche sieht der Perser die Nachahmung der Tiger- oder Löwenkrallen und wirklich ist auch nicht zu verkennen, daß dieser Vergleich der Form sehr entsprechend ist, wiewol weniger gebogen, auch möchte ich glauben, daß diese Idee theilweise zum Grunde lag, wenn man auch den Vergleich mit einem Bärennagel noch richtiger gewählt haben würde. Den Griff anlangend, so finden wir denselben ganz ähnlich auf den alten persischen Monumenten, woselbst jedoch eine gerade Klinge sich zeigt, wo dann eine Waffe entsteht, die ganz der gleich ist, die noch heute häufig in Persien angetroffen wird und namentlich von Bakhtiaren und andern Nomadenstämmen der Gebirge Persiens geführt wird und bis Tiflis verbreitet ist, woselbst namentlich ein Messerschmied sich einen hohen Namen durch die Güte seines Fabrikats dieser Form erworben

hat. Diese letztere Waffe in Persien und jene ähnliche in Georgien oder den Kaukasusländern im Allgemeinen, unterscheiden sich jedoch voneinander durch die Farbe des Griffes, indem dieselben in Persien schwarze Horngriffe zeigen, wogegen die aus jenen Ländern einen weißen Griff aus Elfenbein oder Wallroß haben.

Mirza Abul-Hassan-Khan.

Der persische Minister des Auswärtigen, Mirza Abul-Hassan-Khan, ist derselbe, der als Gesandter nach England vor mehren Jahren geschickt wurde; derselbe, der in Morier's Hadschi-Baba auftritt und von dem Fraser eben kein Loblied singt. Er ist außer seinen Reisen nach England, wenn ich mich recht erinnere, war er zweimal daselbst, ein weit gereister Mann und wol der weitgereisteste in Persien. Er war in Deutschland, Frankreich, Rußland, vier Jahre in Petersburg, in Konstantinopel, Rio-Janeiro, Ceylon, und reiste über Madras, Hyderabad, Kalkutta, Lucknow, Bombay, Poona, Buschir u. s. w. zurück nach Teheran; wobei er seine Zeit in Indien verlebt mit vier Jahren angibt und daß 25 Jahre verflossen seit seiner Anwesenheit in England. Er spricht ziemlich geläufig, wiewol in seiner Weise, englisch, und versicherte mir bei einem Besuche, den ich ihm abstattete, daß Fürst Metternich die besten Diners gegeben habe von allen, denen er beigewohnt, und wollte er, bei Gelegenheit des Gesprächs von Metternich, nicht glauben, daß dieser noch lebe. Er behauptete, es sei dies unmöglich,

denn zu seiner Zeit, nun vor 25 Jahren, sei derselbe schon 75 Jahre alt gewesen. Besonders lebhaft erinnerte er sich seines Mehmendar, Herrn von Hammer, der, wie er sagte, sehr gut persisch spreche und Meister von vierzehn Sprachen sei. Von den Franzosen sagte er unter Anderm: „Dieselben sind gut, sehr gut, sehr freundlich in ihren Handlungen, doch nicht in ihren Herzen." Wiewol Mirza Abul-Hassan-Khan bejahrt ist, so zeigte sein Bart doch noch vollkommene Schwärze, wobei man aber vermuthen möchte, daß die Farbe wieder gut machen mußte, was die Jahre geschadet. Wenn ich mich recht entsinne, gab er sein Alter mit 73 oder 75 Jahren an.

Kakhetty.

In dem freundlichen Städtchen Katais, der sogenannten Hauptstadt von Imiretien, fand ich Schwierigkeiten mir die nöthigen Lebensmittel für einige Tage zur Fortsetzung der Reise zu verschaffen. Alles, worauf ich gerechnet, war nicht zu finden oder ausgegangen; doch gelang es, den kleinen Weinsack oder Schlauch in Form eines Dudelsacks hier nochmals mit rothem Kakhetty zu füllen. Man hatte hier auch einen weißen Kakhetty, den ich dem Rheinweine an Güte vollkommen gleichsetzen möchte und der, bei guter, sorgfältiger Behandlung etwas sehr Ausgezeichnetes werden würde. Der rothe Kakhetty ist wol mit Recht als einer der besten Weine des Kaukasus angesehen und dürfte in Europa jederzeit nicht nur preiswürdig, sondern als vortrefflich anerkannt werden. Beachtet man die dermalige Behandlung dieses Weines, wie derselbe in den Häusern der Weinbauer in den großen irdenen Töpfen aufbewahrt wird, die nur mittels eines lose darauf gelegten Deckels verschlossen sind und aus denen der Bedarf der Familie täglich je nach Verlangen geschöpft wird, so begreift man

kaum, wie es möglich ist, daß der Wein sich so halten kann. Beim Transportiren wird der Wein durch ganz Grusien in den großen Häuten verfahren, die zu diesem Gebrauche zugerichtet werden, indem man dieselben auf der Haarseite mit Theer gut auspinselt, worauf, nachdem die Oeffnungen an Füßen und dergleichen zugebunden sind, man die Häute umkehrt, die Haare nach innen, und den Wein hineinfüllt. Der Wein aus einer dergleichen neu präparirten Haut nimmt einen sehr starken unangenehmen Theergeschmack an, was auch noch bei dem im zweiten und dritten Jahre darauf gefüllten Weine bemerkbar wird; später vergeht sodann dieser Beigeschmack, der für den nicht daran Gewöhnten eben kein angenehmer Geschmack ist, wogegen der Grusier nicht eben empfänglich dafür zu sein, wenigstens sich nichts daraus zu machen scheint. Dergleichen Häute von Büffeln sah ich in Tiflis oft auf den flachen Dächern oder Terrassen der Häuser liegen, wo sie Regen und Sonne ausgesetzt waren. Welche Güte des Weins gehört dazu, um bei solcher Behandlung nicht untrinkbar zu sein! Guter d. h. der beste Kakhetty wird in Tiflis die Flasche in den besten Kellern mit 1 Rubel Silber bezahlt, wogegen der gewöhnliche d. h. sehr gute Wein meist um 10 Kopeken und darunter verkauft wird.

Ein Grusier versicherte mich, daß ein Mann dieses Landes nicht zufrieden sei, wenn er bei seinem Mahle nicht drei bis vier Flaschen Wein trinken könne.

Habe er diese in sich, so gehe er wohlgemuthet an sein Geschäft und es komme nicht vor, daß man den Kopf schwer fühle. Allerdings muß ich zugestehen, daß ich keinen Grusier betrunken sah, was ich von den Russen und Kosacken nicht sagen kann. Es scheint, diese können weniger vertragen als jene, die von Kindesbeinen an Wein wie Wasser trinken, sodaß das Kind, noch an der Mutter Brust, schon Wein trinkt.

Der Zöllner von Kutjik-Tschekmetschi.

Drei Stunden von Konstantinopel passirt man Kutjik-Tschekmetschi, Porto piccolo, woselbst ein Zoll- und Polizeiposten sich findet, repräsentirt durch die Person eines Mohammedaners, der von der Seite von Tunis stammt, dessen freundliche Persönlichkeit eine recht günstige Ausnahme gegen die ungleich größere Zahl anderer Zöllner und Polizeier machte. Schwierigkeiten wurden weder mit meinem Passe noch mit meinem Gepäcke gemacht und Alles für richtig, ohne Geschenk, erkannt. Ich verplauderte ein halbes Stündchen mit dem Manne und bei Gelegenheit zeigte er mir eine Narbe am Backen von einer Kugel, die ihm vier Zähne ausgeschlagen, gleichwol nicht mehr die Kraft gehabt habe, auf der andern Seite herauszugehen. Er erzählte mir, er habe Napoleon gesehen und gegen ihn bei Alexandrien gefochten, und daß es eine französische Kugel gewesen sei, die ihm seine vier Zähne gekostet habe; gleichwol sprach er mit Vergnügen von Europa und den Europäern, und wünschte nichts sehnlicher als mit der

türkischen Regierung nichts mehr zu thun zu haben; doch ohne Brot kein Leben! Der Mann hatte keinen Gehilfen hier im Amte und somit glaubte ich seiner Versicherung gern, daß er Tags und Nachts auf den Beinen sein müsse. Er sprach schlecht türkisch, dagegen außer dem Arabischen, seiner Muttersprache, etwas Italienisch und Französisch.

Kaimack.

Der Kaimack, ein beliebtes Nahrungsmittel der Türken, ist, mit deutschen Worten zu sagen, sehr dicke, starke, gekochte Rahmhaut oder abgenommener, als Haut sich gebildeter Rahm. Derselbe wird im Oriente vorzugsweise der Butter vorgezogen und so genossen. Die Bereitung desselben, welche fast ausschließlich von den türkischen Frauen geschieht, besteht darin, daß die Milch von der Kuh weg in ein Gefäß geschüttet und bei einem sehr schwachen Feuer erwärmt wird, jedoch nicht bis zum Kochen; ein mehrfach zusammengelegtes Tuch wird hierauf über das Gefäß gelegt und das so bis nächsten Tag stehen gelassen, wo abermals Milch zugeschüttet und am dritten Tage die Haut abgenommen wird. So einfach diese Bereitung ist, so fragt man gleichwol vergeblich bei den armenischen Frauen nach näherer Angabe der Bereitung, und ich war genöthigt, um dieselbe kennen zu lernen, eine türkische Frau kommen zu lassen, die dann den Kaimack in meinem Hause bereitete, um mir die Bereitung zu lehren.

Die Weintrauben.

Der Wein, den ich auf dem Wege von Katais nach Usurget sah, wie er an den Bäumen des Waldes sich hinaufwindet, und den man als wildwachsend bezeichnet, erreicht eine Vollkommenheit, wie ich dergleichen noch nie im uncultivirten Zustande gesehen hatte. Die Trauben, schon voll und blau, hingen so lockend herab, daß ich der Versuchung nicht widerstand und trotz meiner geschwächten Gesundheit ein reichliches Mahl von denselben hielt, fast immer mit den Trauben in der Hand einherreitend. Näher Usurget bemerkte ich, trotz meines fleißigen Danachumsehens, keine Trauben mehr am Wege, und auf meine öftern Fragen verwies man mich wiederholt auf die Dinge, die da kommen sollten. Von Nokomor, einige Stunden von Usurget an, war es ganz dasselbe; denn erst nachdem ich den großen Wald passirt hatte, bemerkte ich verschiedene Weinstöcke an den Häusern und mehre dergleichen, die an Bäumen hinaufgelaufen waren, welche außerhalb der Gärten und nahe am Wege standen. Ich schickte erst meinen Diener ab, um von einem der Einwohner des Ortes Weintrauben

zu kaufen; derselbe kam jedoch unverrichteter Sache zurück, angebend, daß man sich geweigert habe, ihm Weintrauben zu verkaufen oder zu geben. Die Sache ärgerte mich mehr als vielleicht in gesunden Tagen geschehen wäre, wenn ich auch, wie dies hier der Fall, seit zwölf Stunden im Sattel mit dem Verlangen nach Weintrauben, von Baum zu Baum mich umgesehen, und veranlaßte ich so meinen Diener selbst auf einen Baum zu steigen, der außerhalb der Gärten, unter andern wilden Bäumen stand, um einige Trauben von dem daran hinaufgelaufenen Weinstocke herabzureichen. Ehe dies jedoch zur Ausführung kam, sah ich zwei Leute innerhalb des nahen Gartens. Ich rufte dieselben und verlangte einige Weintrauben. Die Antwort war verneinend; ich verlangte, man solle mir dieselben, wenn man sie nicht für Geld geben wolle, für gute Worte geben, doch blieb die Antwort beharrlich verneinend, und als ich hierauf meinem Diener anwies, vom Pferde zu steigen, mir einige Trauben zu geben, stellte sich, als dieser sich dem Baume näherte, einer der Männer, ein Bursche von 26 — 27 Jahren, abweisend und drohend unter den Baum. Ich sagte meinem Diener, einem pfiffigen Armenier, im Indischen, was er verstand, er solle sich wieder auf das Pferd setzen und sich reisefertig machen, ich wolle dem alles verweigernden Schlingel eine ihm gebührende Lection mit dem mir innerhalb der russischen Provinzen als nöthig angerathenen Kantschu geben, den ich auf

dieses Anrathen hin zwar echt gekauft, gleichwol noch keinen Versuch damit angestellt hatte. Gesagt, gethan! Alles wurde ganz in der Ordnung ausgeführt; doch wäre mir dieser Versuch russisch zu sprechen, beinahe schlecht bekommen. Der Mann sprang, nachdem er das Seinige richtig und gut empfangen, über einen sechs Fuß hohen Pallisadenzaun, mit der Leichtigkeit eines Hirsches, in den Garten; doch augenblicklich sich besinnend, drehte er um, riß einen armstarken Pfahl heraus, ein Gleiches that sein Gefährte, und schnell wie ein Blitz, ehe ich noch mein Pferd mit der schlechten Zäumung in die rechte Richtung gebracht, sah ich die Kerle schon bis auf wenige Schritte von mir. Hier war keine Zeit mehr zu verlieren, wir hieben auf unsere Pferde auf, fort ging es, doch der Weg, den wir zu verfolgen hatten nach Usurget, durchkreuzte in einem rechten Winkel die von uns angenommene Richtung, in der unsere Pferdeköpfe standen, an diesem angekommen, erwies es sich unmöglich unsere Gäule herumzuwerfen; ich, der ich mit Ernst den Zügel ergriffen hatte, um mein Pferd herumzubringen, zerriß die Zügel und fort ging es in gerader Richtung in einen gegenübergelegenen Garten, der von einem gleichen Pallisadenzaune umschlossen war. Hier waren unsere Pferde zum Stillstand gebracht, doch die Kerle befanden sich hinter uns, gleichwol furchtsam; hätten sie hier angegriffen, so waren wir verloren; einziger gut gezielter Schlag mit diesen Knüppeln hätte hingereicht, um die Kno-

chen zu Splitterchen zu zerschlagen. Wir hielten einen kurzen Kriegsrath, drehten unsere Pferde und vorwärts ging es wieder gegen unsere Verfolger, deren einer zur selben Zeit vorgelaufen, um den andern Ausgang des Gartens zu besetzen; der andere, der jetzt vor uns, sprang zur Seite von der Mitte des Wegs, die Pferde fürchtend, um einen Hieb von der Seite anzubringen. Dies war gewonnen für uns: bei der Schnelligkeit, mit der wir vorbeisausten, war sein Hieb nicht gefährlich; gleichwol war der Bursche schnell genug, um nebst seinem Bruder — dies schien er zu sein — in geringer Entfernung von uns den Weg zu verlegen; doch auch hier kamen wir im vollen Laufe auf sie angestürmt, mit gleichem Erfolge, ohne daß ihre Knüppel das von ihnen gewünschte Ziel gefunden. Mit dem Wege, den wir erreicht, hatten wir gewonnen; gleichwol verfolgten uns Beide noch, nachdem wir vorüber, eine lange Strecke, und dies mit einer ungemeinen Schnelligkeit, trotz der schweren, langen Knüppel, die sie trugen, sodaß wir unsere Pferde im schnellsten Laufe erhalten mußten, um nicht den Abstand zwischen uns und ihnen verkürzt zu sehen. Einmal in der Flucht begriffen, jagten wir fort über Stock und Stein, sodaß das Echo des Pferdehufes auf den Steinen weit noch hinter uns ertönte. Von einem Lenken meines Pferdes war natürlich gar keine Rede gewesen und hatte ich meinen Verlaß hinsichtlich der Richtung allein nur in der guten Kameradschaft unserer Postgäule zu suchen, die

sich auch bewährte. Wir hatten jedenfalls von Glück zu sagen, daß bei diesem entsetzlich schlechten steinigen Wege kein Pferd stürzte, kein Gurt des schlechten Sattelzeuges sprang und was dergleichen Unfälle mehr, die einen treffen können. Ich erzählte den Vorfall Abends in Usurget und gab an, daß die Verweigerung der Trauben mich sehr gegen den Charakter der Nation eingenommen habe, von der ich eine sehr hohe Meinung vorher gehegt. Man erwiderte mir, daß man den ganzen Vorfall nicht begreife, da wirklich hier niemals gebräuchlich sei, wegen Weintrauben nur eine Anfrage zu machen; Jeder, der Neigung fühle, nehme von den Stöcken so viel Trauben als er wolle ohne Bezahlung, aber auch wenn man diese anbiete, sei ebenso wenig an eine Weigerung der Trauben zu denken von Seiten des Eigenthümers der Weingärten. Ich hatte dagegen nichts weiter zu sagen, als daß die Thatsache richtig und mir beinahe fühlbar geworden wäre.

Wenn mich übrigens der Mangel an Freundlichkeit gegen Reisende — ein Verbrechen im Orient! — gegen die Bevölkerung einnahm, so gefiel mir dagegen das herzhafte Benehmen und die hohe Entrüstung, die sich bei den beiden Brüdern, wofür ich sie hielt, aussprach; denn wenn mir auch die Sache galt, so kann ich doch nicht anders sagen, als daß sie mir gefallen haben und ich ihre große körperliche Gewandtheit, Schnelligkeit und Kraft bewunderte. Hätten wir uns besser kennen gelernt und sie andern

Reisenden keine Trauben verweigert, ich glaube, wir wären ganz gute Freunde geworden. Mag der Fall ein einzelner, besonderer, und nicht in dem Charakter der Bevölkerung begründet sein! Wäre er es aber, so ist derselbe wenigstens nicht weit verbreitet, denn Tags vorher, als ich bei einem Hause vorbeiritt, wo schöner Wein im Garten stand und ich an das Haus ritt, mir einige Trauben geben zu lassen, wurden mir dieselben mit der größten Freundlichkeit gereicht, und die zwei hübschen Mädchen, Töchter des Besitzers, die sich anfangs verbargen, eilten, mir Körbe mit den schönsten Trauben zu bringen; als ich darauf einige genommen und Geld dafür hinreichen wollte, weigerten sie sich standhaft, dasselbe anzunehmen, versichernd, daß der Segen ihnen geworden und daß sie gern davon Denen mittheilten, die davon annehmen wollten, ja mein Diener wurde schließlich noch reichlich mit Trauben beladen.

Kleidung der Georgier.

Die den Georgiern eigenthümliche Kleidung weicht in der Gegend von Katais schon auffallend von der der Imiretier ab; der Rock wird kürzer, die hellbraune Farbe verschwindet mehr und mehr, sodaß man hier fast nur die dunkeln Farben sieht, und wenn in Tiflis die Silberborden fast an jedem Rocke zu sehen sind, so ist dies hier auf dem Lande gar nicht zu bemerken und kommt nur einzeln in den Städten vor. Den Kopf ziert hier eine eigenthümliche kleine, wollene, viereckige Bedeckung; ohne Rand als Umschluß des Kopfes liegt diese Bedeckung nur als ein Stück Zeug flach auf dem Kopfe, befestigt durch ein dünnes Schnürchen, was um den Hinterkopf oder nach Befinden unter dem Kinne geknüpft ist, und wo die tscherkessische Mütze vorkommt, sind die Haare des Pelzes länger, der Pelz schöner. Der Fuß ist bloß, nur von einer Sandale umschlossen, das Unterbein aber bis an das Knie und das Beinkleid mit einem dunkeln wollenen Strumpfe bedeckt. Waffen trägt der Eingeborene hier nicht, wol in Folge der russischen Vorsichtsmaßregeln; wo dies aber der Fall ist, da sehen wir das

breite Seitengewehr, nach Art der römischen Schwerter, oder den ziemlich geraden, leicht gebogenen tscherkessischen Säbel ohne Querstange. Die Männer sind mittlern Schlages, leicht, elastisch in ihren Bewegungen, ihre Gesichtszüge regelmäßig schön, intelligent; die Frauen fein, ihr Gesicht schön, interessant, leidend.

Taback von Schiraz. — Pfeifenrohre.

Nächst den Fabrikaten von Schiraz, von denen sich namentlich die Waffen und Glaswaaren auszeichnen, die einen weit verbreiteten Namen gefunden haben, verdienen unter den Producten der Wein, wie auch der hier wachsende Taback, genannt zu werden. Dieser Taback ist nicht das, was wir unter gewöhnlichem Rauchtaback bekommen, sondern der Taback, der aus den Wasserpfeifen, Kalyan, geraucht wird, dessen Consumtion in Persien groß ist, wo die Kalyan bei Alt und Jung, bei Reichen und Armen, bei Männern und Frauen, der stete gesuchte Freund ist; der bei keiner Ceremonie, bei keinem Vergnügen, bei keinem Trübsal vergessen wird. Dieser Tamak — türkisch Tambeki — von Schiraz genießt durch ganz Persien die Ehre als erster Qualität anerkannt zu sein, und so geht von hier nach den verschiedenen Seiten des Reichs manche Maulthierladung, manche kleine Karawane beladen mit diesem Tamak ab.

Ein anderer Handelsartikel von weit weniger Belang sind die Pfeifenrohre, bekannt unter dem Namen türkische Weichsel, die oberhalb Schiraz wild wachsen,

und so wenig dieselben hier gesucht werden, weil der Perser aus diesen Pfeifenrohren nicht raucht, doch nach der Türkei einen jederzeit guten Absatz finden und immer ein Artikel sind, der allgemeines Interesse erweckt. Der Handel mit diesen Pfeifenrohren ist, wie gesagt, nur gering, da eben bei allem Reichthum Persiens daran, doch dieser Artikel keiner ist, der in großer Menge nachhaltig Absatz finden würde, der Transport selbst aber nicht zu den angenehmsten gehört und im Verhältniß kostspielig wird, ehe man Konstantinopel oder Erzerum erreicht, woselbst erst auf vortheilhaften Absatz zu rechnen ist. Offenbar ist Persien namentlich aber Schiraz, die Heimat, das Vaterland der Kirschen. Die Rohre sollen in reichlicher Menge hier sich finden, und sofern man einen Tagelöhner annimmt, um Pfeifenrohre zu schneiden, was der gewöhnliche Weg ist, den Diejenigen einschlagen, die damit zu handeln beabsichtigen, so soll derselbe in ein paar Tagen eine große Menge Pfeifenrohre von vortrefflicher Güte und Schönheit zu sammeln vermögen. Wie der Handel damit sich gestaltet, das lernt man aus Morier's Hadji-Baba, ein getreues, überaus gelungenes Bild der Perser.

Der rechtliche Sinn der Türken im Gegensatz zu den Griechen.

Ein Grieche aus Galata hatte bei einem Türken in dem Stadttheil Stambul Farbenholz gehandelt, in einer größern Quantität, ein Farbenholz, was gerade augenblicklich mangelte, die Ocka für 8 Piaster. Das Holz war gehandelt worden, ohne daß ein schriftlicher Contract aufgesetzt, Zeugen dabei gewesen oder Daraufgeld gegeben worden wäre. Es vergehen 14 Tage, 3 Wochen, ohne daß der Käufer sich wieder um das Holz bekümmert hatte; im Laufe dieser Zeit beginnt die Nachfrage nach dem Farbenholze sich sehr zu steigern und es wird der Kaufmann wiederholt angegangen das Holz zu verkaufen, es werden ihm höhere und höhere Preise geboten, doch ohne Erfolg. Man bietet ihm bis 16 Piaster, doch der türkische Kaufmann bleibt unerbittlich und hält die Zusage seines Handels an jenen Käufer, der nun erst, nachdem 3 — 4 Wochen vergangen, kommt, um das Holz zu zahlen und abzuholen, wobei der Türke von dem inzwischen Vorgefallenen durchaus nichts erwähnt,

sondern seinen Handel für 8 Piaster hält, und erst nachträglich veröffentlicht sich die Geschichte. Dieser Fall ist nicht vereinzelt in seiner Weise, sondern dergleichen Beweise des Rechtlichkeitsgefühls und der Worttreue der Türken gibt es viele. Ich erwähnte diesen Fall, weil er zur Zeit meines letzten Aufenthalts in Konstantinopel geschehen, und von dem betreffenden Griechen, meinem Bekannten, wo ich wohnte, in meinem Beisein erzählt wurde, was mich an die Treue der Erzählung glauben ließ. Nachdem der griechische Kaufmann, der unverholen ausgesprochen, daß Griechen, Armenier, Italiener, bei einem Vergleiche mit den Türken sehr im Nachtheile ständen, sich entfernt hatte, setzte ich das Gespräch noch einige Zeit mit meinem Bekannten, der selbst griechischer Kaufmann war, fort. Derselbe sprach sich ganz in gleichem Sinne aus als Jener, anführend, daß der Betrug, die Wortlosigkeit in Konstantinopel täglich zunehmen, namentlich aber den Griechen durchaus nicht zu trauen sei. Dabei kamen wir auf die Priester zu sprechen und mein Freund verfolgte sein Gespräch folgendermaßen: „Gerade diese sind Diejenigen, die sich Alles ungescheut erlauben und ein schlechtes Beispiel geben. Erst heute war ein griechischer Papas in meinem Hause, war zu den Damen gegangangen und hatte dieselben allerhand ihren Ruf compromittirender Dinge beschuldigt, dem aber beigefügt, er werde dem Gerüchte in der Stadt widersprechen, wenn meine Frau ihm 20, meine Schwägerin 30 Piaster

gäben, was diese natürlich ihm gegeben und er befriedigt seines Weges gegangen sei. Solche Dinge kommen täglich vor, bald dieses bald jenes Mittel wird versucht und jedes Mittel ist recht, was zu Gelde führt, und Frauen und Mädchen sind in solchem Falle ganz in ihre Hände gegeben. Wäre ich zu Hause gewesen — fuhr der Erzähler fort —, so hätte ich den Menschen fortgejagt, er hätte es auch wahrscheinlich gar nicht so weit getrieben, sie warten es aber wohlweislich ab, bis sie glauben die Frauen allein zu finden."

Eine griechische Hochzeit.

Die Griechen zeigen eine große Vorliebe, sich mehr den europäischen Gebräuchen und Sitten auf Kosten ihrer Nationalgebräuche zu nähern, und haben wir dies in den Vorkommnissen des häuslichen Lebens, man möchte sagen, tagtäglich wahrzunehmen Gelegenheit, so sind gleichwol die Hochzeitsgebräuche der asiatischen Griechen, wenigstens wie ich dieselben kennen lernte, bei allen Neuerungen, die sich auch in ihnen eingeschlichen haben dürften, doch wol noch so weit originell, um uns einiges Interesse zu erwecken. Ist es aber bei allen Nationen zu beklagen, wenn dieselben von ihren herkömmlichen Gebräuchen und Sitten abweichen, so ist dies in nicht geringerm Grade bei den Griechen der Fall, wo die den Europäern nachgestrebte Einfachheit so wenig für Land und Lebensweise geeignet erscheint. Haben aber, wie gesagt, die Griechen sich in dieser Hinsicht modernisirt, so dürfte dennoch die Beschreibung einer Hochzeit der asiatischen Griechen vielleicht mit Interesse aufgenommen werden. Die Hochzeit, der ich beizuwohnen Gelegenheit hatte, nahm ihren Anfang am Sonnabend.

Ich begab mich gegen Abend in das Haus, wo die Braut sich befand, diese war eine Waise und die Hochzeit wurde in dem Hause einer befreundeten Familie gefeiert. Gegen 2 Uhr nach türkischer Zeit begann die Festlichkeit, die in einer Ballgesellschaft zu bestehen schien. Der eigentliche Gebrauch bedingt, daß die Gäste von dem Hause, wo die Hochzeit gefeiert wird, somit meist von dem Hause des Bräutigams, ausgehen, um die Braut abzuholen. Die Braut wird dann von zwei Mädchen geführt und muß mit vollkommen niedergeschlagenen Augen erscheinen, mit geschlossenen Augen in möglichst langsamen Schritten vorwärts schreiten, ja man sagte mir, die zwei Führerinnen müßten, die Hände ihr an die Seiten der Schenkel legend, ihre Füße gleichsam vorwärts bewegen. Hier war, namentlich wegen des schlechten Wetters, die Braut schon vorher in das Haus gekommen, und so ging die Procession nur von den untern Zimmern nach den obern. Das Erste, was sich hier, wo ich geblieben, zeigte, waren die Musiker, die vorausschritten, einer Geige und einem Zitterbrete nicht eben sehr entzückende Töne entlockend. Ihnen folgte ein Knabe, der, auf einem Präsentirteller zwei Lichter tragend, die Braut beleuchtete. Sie selbst, wie bemerkt, von zwei Mädchen geleitet, folgte diesem Lichtträger unmittelbar, und schien, gleichsam ihrer eigenen Kräfte beraubt, auf den Führerinnen zu ruhen. Ein Schleier, der hinten herunterfiel, war durch eine Garnirung von langen Flittergold-

faden, die um den Kopf der Braut befestigt, überstrahlt. Diese Goldfaden bilden den bezeichnenden Schmuck der Braut. Die Braut wurde nach dem Ehrensitze in der Mitte des Divans geführt und nahm hier Platz; ihre Führerinnen und Gefolge u. s. w., bestehend aus den Gliedern der Gesellschaft, reihten sich ihr zur Seite, worauf man zu tanzen begann, sich in europäischen Tänzen einige Stunden gefiel und dann einen griechischen Nationaltanz aufführte. Anfangs tanzten nur die Männer diesen Tanz; sämmtliche Tänzer, deren jeder ein Schnupftuch hielt, was der Nebenmann am andern Ende erfaßte, bildeten so einen offenen Kreis oder Bogen, der sich bald öffnete bald mehr schloß, je nach dem Verlaufe des Tanzes. Die Bewegung dabei führt je zwei, drei und vier Schritte vorwärts und rückwärts, je ein, zwei Schritte herüber und hinüber, was, mit mehr als gewöhnlicher europäischer Grazie ausgeführt, nicht übel aussah. Es wird dabei als eine Ehre angesehen, Vortänzer zu sein und dies bewirkt, daß bald der Eine oder der Andere der Gesellschaft oder der Tänzer dazu aufgefodert wird, an die Spitze dieser Tänzerreihe zu treten, der dann durch Oeffnen und Schließen des Bogens mehr oder weniger Schritte zur Seite oder vor- und rückwärts, Veränderung in die Tänze zu bringen hat, da sämmtliche Tänzer seinem Beispiele sich anschließen. Die Hände der Tänzer werden übrigens je bei dem Herüber- und Hinüberschreiten in eine angemessene vor- und rückwärts schwingende Be-

wegung gebracht. Als der Tanz der Männer vorüber war, begannen die Mädchen denselben Tanz auszuführen, und nachdem dieser einige Zeit unterhalten worden, foderten die Tänzerinnen einige Männer auf, sich ihnen anzuschließen und die Vortänzer zu machen. Nachdem auch dies einige Zeit gewährt, veranlaßte man die Braut, unter vielem Zureden, Theil an dem Tanze zu nehmen, was sie auch mit vielem Anstande that. Daß die Braut Theil an dem Tanze nahm, war gegen den Gebrauch, indem die Sitte verlangt, daß sie sich nicht in den Tanz mische; doch lebten wir eben unter Ausnahmen von der Regel, denn der Bräutigam, der eigentlich gar nicht hier erscheinen sollte im Hause, an dem Festabende der Braut, war als stummer Zeuge gleichwol anwesend. Mit diesem Tanze, der lange währte, war die Festlichkeit beschlossen.

Sonntags, als den darauf folgenden Tag, begab ich mich abermals in das Haus des Festes. Es war gegen 12½ Uhr, als die Feierlichkeit ihren Anfang nahm. Zwei Geistliche waren zugegen, mit sich hatten sie ein Betpult und ein schön mit Silber beschlagenes Evangelium, ein Crucifix, Weihrauchschwingfaß, zwei große Wachskerzen, denen man eine seidene Schleife umgebunden hatte, und dergleichen gebracht, und ein Teppich lag ausgebreitet, auf welchen die Priester und die Brautleute sich dann stellten.

Als die Vorkehrungen zu der Vermählung im Nebenzimmer getroffen waren, wurde die Braut, die

heute ihren Ehrensitz abermals, wie gestern, auf dem Divan eingenommen und Jedem der zu ehrenden männlichen und weiblichen Gäste beim Kommen die Hand geküßt hatte, dahin abgeholt. Der Anzug und Schmuck der Braut war derselbe, als der von gestern. Die Priester in Procession, den Bräutigam in ihrer Mitte, kamen singend nach dem Sitze der Braut gezogen. Sie erhob sich, der Bräutigam wurde ihr zur Seite gestellt und ihre Hände vereinigt. Hierauf zog man nach dem aufgestellten Altare mit Betpult u. s. w. Nachdem der Priester vor dem Altare Platz genommen und die Brautleute gleichfalls auf dem Teppiche vor dem Priester standen, wurden verschiedene Gebete und Einsegnungen abgelesen und gesungen von dem Priester, der jedoch, um darüber nichts zu vergessen, schon vorher eine Geldsammlung veranstaltet hatte. Ein dienender Priester schwenkte von Zeit zu Zeit, herumgehend, die Weihrauchpfanne, und der fungirende Priester legte über sein Gewand noch ein Ueberkleid von blauem seidenen Damast, mit Goldblumen durchwirkt, an. Er nahm hierauf die Trauringe, um diese zu weihen. Dieselben wurden auf den Einband des Evangeliums in gewisser Reihenfolge, je auf die Ecken kreuzweis und in die Mitte gedrückt, unter Gebet und Segensworten. Nach Berührung von Stirne, Schultern, Kinn, Wangen, Augen und ich weiß nicht was sonst noch Allem, sowol des Bräutigams als der Braut, mittels der Ringe, steckte er die Ringe an den kleinen Finger

des Bräutigams; hierauf wechselte dır fungirende Bräutigamsführer die Ringe drei mal an den Fingern der Brautleute, worauf sie an ihrer Stelle verblieben. Gebet und Segen von Seiten des Geistlichen folgten hierauf wieder, wobei die Ausrufung Kyrie Eleison! Kyrie Eleison! dann wieder Amin! Amin! und dergleichen sich oft wiederholten. Das Evangelium ward bekreuzt und dem Bräutigam zum Küssen dargereicht, doch nicht das Evangelium allein, die Hand des dasselbe haltenden Priesters will auch ihren Theil und wird gleich dem Evanglium geküßt. Hierauf wurden kleine silberne, mit Vergoldung gezierte Kronen, unter gleicher Einsegung und darauf folgender, gleichfalls dreimaliger Wechselung derselben zwischen Braut und Bräutigam, diesen aufgesetzt. Der Bräutigamsführer mußte die Kronen auf den Häuptern des Brautpaares, hinter ihm stehend, halten, damit sie nicht herabfielen, da sie ziemlich eng waren. Die Kronen waren mit Blumen und Goldflitterfaden, wie die Braut dieselben bereits am Kopfe führte, verziert. Dieser Ceremonie folgten abermals Gebete u. s. w. und abermalige Darreichung des Evangeliums. Dann wurde dem Brautpaare das Abendmahl gereicht; zu diesem Zwecke schnitt einer der Priester von einem gewöhnlichen Brote drei kleine Stückchen und warf dieselben in den Becher mit dem Weine. Der fungirende Priester gab den Wein dem Bräutigam zuerst, dann, mit dem Finger eines der Brotstückchen aus dem Weine fischend, das Brot, dann auf gleiche

Weise Wein und Brot der Braut, und zum Schluß dem Brautführer, dabei zur Belustigung der Versammlung, um mit einem guten Scherze zu schließen, den ganzen Rest des Becherinhaltes durch schnelles Umkippen diesem in den Hals schüttend. Nachdem das Abendmahl ausgetheilt, umzog das Brautpaar drei mal den Altar und während dessen wurde von den Umstehenden Geld, hier Paras, auf den Bräutigam geworfen, was, wie es scheint, eine Einnahme für die Kinder der Versammlung ist, die augenblicklich Kopf oben, Kopf unten, übereinander herfallend, einen gewaltigen Lärmen erhoben und die Braut fast in Gefahr brachten, durch Verlust der Stützpunkte eigener Schwere, selbst ein Glied dieses untern Gewirres, sich mit herumgewälzt zu sehen.

Die Ceremonie war so weit beendigt, uns nichts als das Küssen der Braut übrig lassend. Um sich jedoch dieser hohen Auszeichnung würdig zu machen, war nöthig das aufgehobene Evangelium in der Hand des Priesters zu küssen und dann auf einen von dem andern Priester gehaltenen Teller ein kleines Geschenk zu legen. Ist dies geschehen, so geht man, um den Bräutigam und nach diesem die Braut zu küssen. Zum Ende des Liedes aber wird dem Bräutigamsführer noch ein Bruderkuß aufgedrückt. Die Verehelichung ist hiermit beendigt und der Schmaus folgt, dem beizuwohnen ich mich überhob. Die Sitte verlangt, daß der Führer des Bräutigams, wozu meist ein angesehener bemittelter Mann gewählt wird, was

für diesen als eine Ehre angesehen ist, die ganzen Kosten des Festes trägt, nebenbei aber der Braut ein Geschenk je nach Umständen d. h. Mitteln, bestehend in einem Ringe, einer Uhr oder einem Shawl und dergleichen, zu machen hat, dagegen ein entsprechendes Gegengeschenk in Empfang nimmt. Hier bei dieser Hochzeit fiel dies weg, indem nämlich der Führer des Bräutigams, ein treues Bild griechischer Wortlosigkeit, sich zwar bereit und willig erklärt, das Amt zu übernehmen, am Tage der Trauung aber sich aus dem Staube gemacht hatte und trotz aller möglichen Versuche nicht zu bewegen gewesen war, sein Versprechen zu halten, und so der Besitzer des Hauses, wo die Trauung stattfand, seine Vertretung übernahm. Dieses Benehmen des entflohenen Bräutigamsführers war um so schmählicher, als der Bräutigam in seinem Geschäfte arbeitete und somit gewiß weniger Mittel hatte als Jener, um die Kosten der Trauung, die nun ihm zur Last fielen, zu erschwingen; ja das arme Brautpaar war so unbemittelt, daß an Bezahlung der so aufgelaufenen Kosten zur Zeit gar nicht zu denken, sondern dasselbe dafür vor der Hand bis auf bessere Verhältnisse in Schulden verblieb. Bei einer gleichzeitig in einem andern Hause stattfindenden griechischen Hochzeit hatte der Bräutigamsführer das Geschenk an die Braut gegeben und dafür einen vollständigen Anzug als Gegengeschenk von der Braut erhalten, bestehend — leider ist die griechische Nationaltracht hier ganz abgekommen! — in einem Sack-

paletot, Rock, Beinkleid, Schuhen, Strümpfen, Hemd, Weste, Halstuch, Handschuhen, Feß, Geldbeutel, Tabacksbeutel, kurz jedem Stücke, was zu einer vollkommenen Ausrüstung erfoderlich war. Dagegen rechnete man die Unkosten des Festes selbst auf 2000 Piaster, was somit ziemlich bei dem Preise hier sich ausgeglichen haben dürfte; doch in Angaben der Art ist den Griechen nicht viel zu glauben, namentlich wo eine Umgehung der Wahrheit auf der einen oder andern Seite ihrer Eitelkeit schmeichelt.

Was übrigens im Allgemeinen die Griechen im Vergleiche zu den Armeniern, und namentlich das schöne Geschlecht anlangt, so stehen die Griechinnen den Armenierinnen weit nach. Unter der ganzen ziemlich zahlreichen Versammlung der griechischen Frauen und Mädchen war nicht ein einziges Gesicht, was man nur einigermaßen selbst den unbedeutendern armenischen Schönheiten hätte zur Seite stellen können. Man dürfte ziemlich richtig sagen, daß die Griechinnen nicht hübsch, ja meist unangenehm im Gesichtsausdrucke sind, bis auf einzelne Ausnahmen; diese einzelnen Ausnahmen sind aber dann meist auch sehr schön.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.